

Eines livländischen Pastors  
Leben und Streben  
Kämpfen und Leiden.

---

In seinem fünfundsiebzigsten Jahre niedergeschrieben

von

**Carl Maurach**

Pastor emeritus.

---

Leipzig.

A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf.  
(Georg Böhme).

1900.

V2  
M25

Eines livländischen Pastors

Leben und Streben

Kämpfen und Leiden.

---

In seinem fünfundsiebzigsten Jahre niedergeschrieben

von

Carl Maurach  
Pastor emeritus.

646

~~646~~ ref.  
2 19125

---

Leipzig.

A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf.  
(Georg Böhme).

1900.

---

Alle Rechte vorbehalten.

---

*est. A*

Tartu Ülikooli  
Raamatukogu

36 656

Meiner lieben Frau

**Betsy Maurach**

geb. Sevecke

im fünfzigsten Jahre  
unserer Ehe in Liebe und Dankbarkeit  
gewidmet.

## Inhaltsverzeichnis.

---

	Seite
I. Geburt und Kindheit . . . . .	1
II. Die Schule in Birkenruh . . . . .	11
III. Auf der Universität . . . . .	53
IV. Die Kandidatenjahre . . . . .	94
V. Meine ersten Amtsjahre in Paistel . . . . .	112
VI. Mein Amtsantritt in Oberpahlen . . . . .	158
VII. Die Schulen . . . . .	162
VIII. Herrnhut . . . . .	182
IX. Meine liturgischen Vorarbeiten und die Vollendung der emendierten Agende . . . . .	207
X. Das reval-esthnische Gesangbuch . . . . .	225
XI. Das deutsche Gesangbuch . . . . .	252
XII. Die kirchliche Armenpflege und sonstige Liebeswerke . . . . .	260
XIII. Stassenwesen . . . . .	279
XIV. Die res Graeca . . . . .	290
XV. Meine Auslandsreise . . . . .	330
XVI. Familie und Geselligkeit . . . . .	343
XVII. Finanzielle Aufbesserung der Pfarre . . . . .	346
XVIII. Meine Emeritur . . . . .	349
XIX. Mein Vikariat in Jennern . . . . .	355
XX. Meines Sohnes Tod . . . . .	362
XXI. Die Wirren und Streitigkeiten bei Wiederbesetzung der Pfarre und Schluß . . . . .	364

---

## I. Geburt und Kindheit.

---

Es könnte anmaßlich erscheinen, daß ich, ein einfacher Landpastor, der ich weder Hervorragendes geleistet, noch Außerordentliches erlebt habe, es unternehme, „aus meinem Leben“ zu erzählen. Ich wage es aber dennoch: einmal weil mich die Meinigen, mein alter Kirchenvorsteher und langjähriger Arbeitsgenosse und mehrere meiner Amtsbrüder aufgefordert, ja gebeten haben, die Geschichte meines Lebens zu skizzieren und ihnen als ein Andenken zu hinterlassen, dann aber auch, weil das äußerlich unbedeutendste Leben eines Christenmenschen durch Gottes Gnade Wert und Bedeutung gewinnen und Segen stiften kann.

Am 25. Januar 1824 bin ich im Pastorat Paistel in Livland geboren, als das vierte Kind meiner Eltern. Ein Bruder und zwei Schwestern waren vor mir geboren. Sie sind mir auch in die Ewigkeit voraufgegangen. Zwei Brüder sind mir noch gefolgt. Der vorjüngste starb als kleines Kind, der jüngste, um zehn Jahre jünger als ich und mein gewesenes Mündel, lebt allein außer mir von uns Geschwistern als Arzt in Weissenstein. Ich war das letzte Kind, das im alten Pastoratsgebäude geboren ward, und, wie mir meine Mutter erzählt hat, der unbewußte Anlaß zur Erbauung des neuen. Dieses alte Pastorat befand sich nämlich in einem,  
Maurach, eines livländischen Pastors Leben und Streben.

in jehziger Zeit, Gott sei Dank! wirklich undenkbaren Zustande. In das vordere Vorhaus regnete und schneite es hinein, denn es hatte keine Thür, und die Fenster hatten keine Scheiben. Das zweite Vorhaus hatte sechs Thüren, eine Glas- und zwei Bretterscheiben. Eine der sechs Thüröffnungen, aber ohne Thür, führte in die in einem Mantelschornstein gelegene Küche, die ohne Fenster und Decke unter offenem Himmel lag, so daß es in sie auch hineinregnete und schneite. Mir ist es erinnerlich, daß ich öfters die von dem rußgeschwärzten Wänden des Schornsteins sich hell abhebenden Schneeflocken beobachtete, wenn sie langsam herabsanken. Aus der düsteren Küche führte eine zweite Thür in ein weiteres Küchenvorhaus, aus welchem eine gleichfalls thürenlose Thüröffnung ins Freie, eine andere von gleicher Beschaffenheit in das ebenfalls thürenlose Souterrain führte. So wehte der Zugwind, durch keine Thür aufgehalten, aus dem vorderen Vorhause durch die Küche in das hintere und die Treppe hinab ins Souterrain, so daß die Frauen Mühe hatten ihre Kleider gegen den wirbelnden Zug festzuhalten. Nur 7 Zimmer waren bewohnbar, und von ihnen hatten zwei eingestürzte Decken, welche nur noch durch Stützen aus rohen Balken getragen wurden, unter ihnen der sogen. Saal. Daß es in einem solchen Hause an Zug und Kälte nicht fehlte, ist selbstverständlich, ebenso, daß es kaum möglich war ein Kind in demselben vor Erkältung und Krankheit zu schützen, und, wenn es erkrankt war, gesund zu pflegen. So war ich auch in den ersten Monaten meines Lebens wiederholt erkrankt und meine Mutter in Sorgen um mein Leben. Da hatte denn mein Pate, der damalige Kirchenvorsteher Peter von Sivers-Heimthal, ein hochgebildeter Mann, humaner Herr und ausgezeichnete Landwirt, wie er denn auch der erste war, der statt mit Fröhnern mit Landknechten zunächst

ein großes Beigut bearbeitete — unter der Bezeichnung „Kreismarschall von Sivers“ in der schwedischen Geschichte rühmlich bekannt — meine Mutter in Thränen gefunden. Auf seine teilnehmende Frage nach dem Grunde derselben, hatte meine Mutter erregt geantwortet: „Wie soll ich nicht weinen, da mein Kind vor meinen Augen in diesem schrecklichen Hause dahinstirbt!“ — und darauf unter einem Händedruck die Zusicherung empfangen: „Ich werde dafür sorgen, daß Sie ein neues Haus bekommen, damit der kleine Kerl gesund wird“. Der würdige alte Herr hat Wort gehalten, aber leicht ist es ihm nicht gemacht, denn ein Teil der Eingepfarrten, und unter ihnen seine eigenen Brüder, wehrte sich verzweifelt gegen diese, wie gegen jede Ausgabe für die Kirche und irgend welche kirchlichen Zwecke. Das war ganz im Geiste der Zeit, dieser im Froste des Rationalismus erstarrten Zeit, in welchem die Herzen und darum auch die Beutel zugefroren waren. Peter Sivers mußte Jahre lang kämpfen und prozessieren, ehe er wirklich den Neubau des Pastorats durchsetzte. So traf er denn auch, als der Bau dann endlich in Gang kam, das damalige Wickelkind, welches ihn zum Bau veranlaßt hatte, schon als stämmigen Burschen einmal mit Ziegeln und Lehm hantierend, und fragte scherzend: „Willst Du Baumeister werden?“ Auf meine Antwort kann ich mich nicht besinnen, werde aber wohl freudig zugestimmt haben, denn einen Trieb zum Bauen und Schaffen habe ich immer gehabt und behalten. Drei Jahre lang währte der Bau, und es kam ein Haus zu stande, das ja im Vergleich zur alten verfallenen Baracke ganz stattlich war. Letztere wurde bald, nachdem ich Paistel verlassen, niedgerissen und an ihrer Stelle zum Teil die Parochialschule gebaut, zum Teil geht aber auch der Pflug über meine Geburtsstätte. Und das neue Haus, so stattlich es mir auch mit seinen Gypsdecken und ge-

strichenen Wänden erschien, war doch eigentlich mit seinen dicken Feldsteinmauern, tiefen Fenstern, schlechten Öfen ein kalter, düsterer, unerfreulicher Bau. Freilich, im Lichte der Kindheit und nachmals des ersten Eheglückes erscheint das Haus mir immer noch verklärt, erwärmt und durchleuchtet, so daß ich das alte Haus — das damalige neue — wohl nie anders, als bewegten Herzens wiedergesehen habe. Aber ob das Wohnhaus nicht auch seinen Bewohnern, wenigstens den erst heranwachsenden, seinen Charakter gleichsam als Stempel aufdrückt? In meiner Erinnerung wenigstens kommt es mir so vor, als wenn ich im alten, wenn auch verfallenen, so doch hellen und freundlich im Garten gelegenen Hause ein lebhaftes, fröhliches Kind, im neuen, finsternen dagegen still, nachdenklich und schweigsam gewesen wäre. Vielleicht aber hat dazu noch mehr als die Wohnung meine Einsamkeit beigetragen. Denn einsam, sehr einsam, war ich. Mein ältester Bruder war 6 Jahre älter als ich, also kein Spiel- und Lerngefährte für mich, und wurde mir auch bald ganz entrückt, indem er, ungefähr 10 Jahre alt, vom jüngsten Bruder unseres Vaters, der, ein wohlhabender Apotheker in Tilsit, selbst kinderlos, diesen Neffen zu erziehen übernahm und ihn zu adoptieren versprach. Daher brachte mein Vater ihn nach Ostpreußen, die Reise mit zwei eigenen Pferden in einem fogen. Kummwagen, einem anspruchs- und federlosen halbverdeckten Gefährte, in circa einer Woche zurücklegend. Das heißt bloß die Hinreise durch Livland, Kurland, Litauen und Ostpreußen. Zu der eigenen Equipage gehörte natürlich auch ein eigener Kutscher. Das war in diesem Falle ein Junge aus dem Mornefschen Gebiet im Paistelschen Kirchspiele. Ein schmucker gewandter Burtsche, der sich durch sein empfehlendes Äußere und sein anstelliges Wesen in Preußen, namentlich bei den Frauen und Mädchen, gut empfohlen

hatte und gut angeschrieben gewesen war. Auch meine Eltern waren sehr zufrieden mit ihm. Es war daher natürlich, daß er sich in seiner Stellung wohl fühlte und ein Auerbieten seines Gutsherrn, bei ihm Kutscher zu werden, ausschlug. Das wurde ihm aber grausam heimgezahlt. Damals wurden Rekruten noch nicht in geordneter Weise durch Konfskription oder Losung eingezogen, sondern durch das rohe und barbarische Jagen. „Greifen“, eigentlich gepreßt. Es wurden nämlich die von der Guts- und Gemeindeverwaltung mehr oder weniger willkürlich zur Aushebung designierten Subjekte, meist durch Niederlichkeit oder Widerspenstigkeit mißliebig gewordene Kerle, an möglichst geheimgehaltenen Terminen plötzlich „gegriffen“ d. h. überfallen, dingfest gemacht und der Militär Obrigkeit ausgeliefert. Da der Militärdienst ursprünglich 25, später 20 und zuletzt immer noch 15 Jahre währte, die Disziplin eine barbarische, völlig willkürliche, auf der Leiter zwischen Fauststößen und Schlägen ins Gesicht, Stockprügeln und Spießruten bis zum Tode, sich bewegende, dazu die Ernährung und sonstige Jagen. Verpflegung eine elende, ferner auch die Trennung von der Familie, der Heimat, der eigenen Kirche eine so gut wie völlige und ewige war, so fürchteten die Leute den Militärdienst wie das höllische Feuer. Dabei war das „Greifen“ eine wahre Sklavenjagd, indem die Betroffenen durch Flucht und List zu entweichen suchten. So auch der schmucke Johann. Im Herbst war er zu einer häuslichen Besorgung in der Abenddämmerung zu meinem Vater gekommen, der zwei Zimmer bewohnte, hinter denen ein Vorhaus lag mit einem Ausgang in den Garten. Kaum war er eingetreten und ins hintere Zimmer gegangen, so erschienen die betreffenden Richter mit der Erklärung, sie hätten Befehl, den Johann zu greifen. „So? Nun dann seht zu, wo ihr ihn findet, ob

er im Stall oder in seiner Kammer ist.“ — „Nein, er ist hier, wir haben ihn eben hier eintreten sehen.“ „Nun, wenn ihr ihn hier gesehen habt, dann suchet ihn hier.“ Das geschah, aber als die unbewußten Sklavenjäger durchs zweite Zimmer in das Vorhaus traten, fanden sie die Thür in den Garten offen, und den Vogel entflohen. Sechs Wochen dauerte die Zeit des Greifens, wer bis dahin entwischt war, war frei. Das gelang auch dem Johhan: teils in Wäldern, teils in abgelegenen Gefinden bei guten Freunden und Verwandten, aber auch in Schenken und Krügen hatte er sich versteckt gehalten, bald gebettelt, bald geborgt, bald gehungert, kurz sich elend durchgeschlagen. So erschien er denn nach 6 Wochen wieder: elend und abgemagert, verwildert und verkommen, und, was das Schlimmste, als ein Trinker, durch Hunger und Kummer zum Trinker geworden. Längere Zeit hatten meine Eltern Geduld mit ihm. Aber als er einmal auf dem Herbstmarke in Fellin sich wieder total betrunken, und dann die Zügel fortgeworfen hatte und vom Boocke gesprungen war, meinem kurzsichtigen Vater das Kuttschen durch die dunkle Herbstnacht und das Gedränge der heimkehrenden, oft betrunkenen Marktgäste überlassend, da war dessen Geduld erschöpft, und Johhan wurde entlassen. Jetzt nahm er das wiederholte Anerbieten, bei seinem Gutsherrn in Dienst zu treten, an. Aber von den bösen Gewohnheiten seiner Fluchtzeit konnte er nicht lassen, wurde wiederholt mit Stockschlägen gestraft, und als er wieder einmal ins Ordnungsgericht, das damals oft als Depot für diesen Artikel diente, zur Exekution abgeführt wurde, riß er sein Messer heraus und versuchte sich den Hals abzuschneiden. Mit diesem elenden, stumpfen Ding gelang es ihm aber nicht; er wurde im Lazarett auskurirt und dann strafweise nun doch als Rekrut abgegeben, und war damit verschollen. Ich habe

diese Episode mit aufgenommen, da sie ja wohl charakteristisch für ihre Zeit ist. Ein Seiten- oder Gegenbild wurde mir später in Oberpahlen erzählt. Dort war ein junger Chemann „gegriffen“, abgegeben und nach Riga transportiert worden. Aber nach wenigen Wochen stellte er sich heimlich wieder zu Hause ein. Die Sehnsucht nach der Heimat und seinem jungen Weibe hatte ihn zur Desertion verleitet. Einige Zeit über konnte er sich verborgen halten. Aber nicht lange. Dann wurde er von der Polizei aufgegriffen, zu seinem Regiment zurücktransportiert, dort zu Spießruten verurteilt, exekutiert, und nach Petersburg gebracht. Aber bald wurde die Sehnsucht wieder übermächtig in ihm, er desertierte zum zweitenmal, wurde zum zweitenmal aufgegriffen und zum zweitenmal zu verstärkter Spießrutenstrafe verurteilt. Jetzt aber machte sich sein Weib auf und zog ihm nach. Und es wurde ihr, dank vielleicht einem humaneren Hauche, der nach dem grausen oder geisteskranken Kaiser Paul unter Alexander I. wehte, gestattet, bei ihrem Manne zu bleiben bis zu seinem Tode. Dann erst kehrte sie zurück, und lebte noch lange bei ihren Verwandten, hochgeehrt und geliebt, als eine gottselige, schriftkundige Witwe. Doch ich kehre von diesen Digressionen ins militärische Gebiet zur Geschichte meiner eigenen Kindheit zurück. Mein ältester Bruder, August, war also nach Preußen, der Heimat unserer Familie gebracht. Meine älteste Schwester, Auguste, kam nach Riga in die Schule, mußte aber von dort vor der ersten Choleraepidemie, welche das Land mit einem panischen Schrecken erfüllte, flüchten. Ein Amtsbruder meines Vaters, Pastor Schweder in Loddiger, zufällig in Riga anwesend, nahm sie mit sich aufs Land, teils aus Mitleid mit ihrer Verlassenheit, teils aus amtsbrüderlicher Freundlichkeit, teils auch aus besonderer Vorliebe für die esthnische Sprache, an deren Wohlflange er sich ergötzen wollte. So hatte sie ihm

3. B. die Phrase: Kulla sois, söida tasa üle silla! — Lieber Junge, fahr langsam über die Brücke! — immer wiederholen müssen. Unterdessen war ich mit meiner jüngeren Schwester, Louise, allein zu Hause geblieben und hatte mich ihr wohl in dieser Zeit und unter diesen Umständen besonders angeschlossen, wie wir denn auch später uns besonders nahe standen. Sie hat mir auch zu meinem knappen Studentenwechsel — 200 Rubel betragend! — manchen gelegentlichen Zuschuß von ihrem Gouvernantengehalt gewährt, auch als ich heiratete zu meiner Einrichtung freigebig beige-steuert. Dagegen suchte ich meine Schulb abzutragen, indem ich später nach ihrer Verheirathung ihre Kinder, welche sie mir — wie sie enthusiastisch schrieb — an mein weites, liebe reiches Herz legte, in mein Haus zum Unterricht aufnahm. In unserer beider Kindheit waren wir beide ganz oder so ziemlich allein aufeinander angewiesen. Noch mehr vereinsamte ich, als meine beiden Schwestern in eine Mädchenpension kamen, denn ich hatte im Hause keinen geschwisterlichen Verkehr mehr, auch keinen nachbarlichen Umgang, namentlich mit Knaben so gut wie gar keinen, denn der einzige Knabe meiner Bekanntschaft war immer ein wunderlicher, etwas verdrehter Kauz, nicht frisch und fröhlich, nicht kräftig und gesund, war immerhin nur eine Birne für den Durst. So waren meine Kinderjahre recht einsam und einförmig, ja freudlos und ich insolgedessen still und schweigsam. Gesprächig war ich nur, wenn ich allein war, denn dann führte ich lange und eifrige Selbstgespräche, welche mir so sehr zur Gewohnheit wurden, daß ich sie mir erst allmählich und mit Anstrengung abgewöhnen konnte. Die Einsicht, daß mir Knabengesellschaft wie auch männlicher Unterricht not that, kann sich auch meinen Eltern nicht entzogen haben. Von wem ich eigentlich den allerersten Unterricht empfangen habe, ist meinem Gedächtnisse

entschwunden, in meiner Erinnerung stehe ich vor mir immer schon als lesendes und schreibendes Wesen. Es wird aber wohl meine Mutter meine erste Lehrerin gewesen sein. Denn mein Vater, obgleich von Hause aus Schulmeister — er war Kreislehrer in Bernau und Fellin gewesen und hatte außerdem als Student und Gymnasiast viele Privatstunden gegeben — mochte doch seine eigenen Kinder nicht unterrichten, nachdem er die Erfahrung gemacht hatte, daß durch zu große Strenge seinem ältesten Sohn und ihm selbst die Unterrichtsstunden zur Qual geworden waren. So war es wohl ein richtiger Gedanke, mich in eine Pension außer dem Hause zu geben. Es wurde das Pastorat Saara gewählt, damals in so unmittelbarer Nähe gewaltiger Waldungen gelegen, daß man das Heulen der Wölfe bis in die Stube hörte und auch Bärenspuren im naheliegenden Haserfelde deutlich erkennen konnte. Die getroffene Wahl war aber wohl keine glückliche, denn der junge Pastor war zwar ein ganz guter, freundlicher Mann, aber kein Held in irgend einer Beziehung, weder als Lehrer, noch als Pädagog, noch auch als Pastor. Das Schlimmste aber war, daß sich unter meinen vier Mitschülern recht verderbte Elemente befanden. Alles in allem war es gut, daß ich nicht lange in Saara blieb, ich denke zwei oder höchstens drei Semester. Meine erste Schule, gewissermaßen die Elementarschule, hatte ich durchgemacht, nun begann die zweite, die Lateinschule, für mich. Mein Vater nahm einen gewesenen Pastor, der seine Pfarre nicht ohne seine Schuld, aber wohl von zu harter Strafe getroffen, verloren hatte, als Hauslehrer ins Haus. Er war ein geborener Thüringer, ein guter, freundlicher Mann, der mir, ohne den damals üblichen pädagogischen Watel zu schwingen, Respekt vor seiner Gelehrsamkeit einzulößen und überdies die Stunden anziehend zu machen verstand. Sogar die latei-

nischen Grammatikstunden, obgleich sie nach einer uralten Grammatik aus dem 18. Jahrhundert, von Lange — wahrscheinlich dem pietistischen Professor zu Halle, welcher von Raumer als Lieberdichter und Grammatiker angeführt wird — erteilt wurden. Der alte Herr muß es auch verstanden haben, mich für die homerischen Helden zu begeistern, entweder durch Erzählen oder Vorlesen, denn ich erinnere mich, daß ich in langen Selbstgesprächen, die ich mir, wie gesagt, in meiner einsamen Kindheit angewöhnt hatte, die trojanischen Kämpfe wieder vorführte. Natürlich mit eigenwilligen Variationen, z. B. Hektor, natürlich mein Held und Liebling, besiegte den Achilles glanzvoll u. dergl. Mit meinem Schulkameraden, einem fetten Kaufmannssohn aus Jellin, hatte ich nichts Gemeinsames, vielmehr war und blieb ich recht einsam. Das war wohl auch ein Grund, weshalb dieser häusliche Unterricht nicht lange dauerte, denn in meinem zehnten Jahre brachte mich mein Vater nach Birkenruh in die Anstalt von Albert Hollander.

---

## II. Die Schule in Birkenruh.

---

Auf mich machte das: Du kommst nach Birkenruh! von Anfang an den Eindruck des Bedeutsamen, des Entscheidenden. Dazu trug schon die Art und Weise der Hinreise bei. Wir reisten, freilich immer in dem federlosen Küttelwagen, dem später von uns Kindern „Stuckertwagen“ genannten, aber, wie es mir schien, sehr schnell, mit Unterlegung durch die Nacht, nicht auf dem gewöhnlichen, mir ja später fast bis auf jeden Baum und Stein bekannt gewordenen Wege, sondern auf allerlei kürzeren und graderen Nebenwegen, vom fast wunderbaren Ortssinne und Wegegedächtnis meines Vaters sicher geführt. Welchen dauernden Eindruck diese Reise mit all ihren Einzelheiten auf mich gemacht hatte, erkannte ich z. B. daraus, daß ich einen, allerdings ausnahmsweise hübsch, ja fast romantisch gelegenen Krug ungefähr nach 50 Jahren als einen solchen wiedererkannte, vor dem wir damals angehalten und ein Glas Wasser getrunken hatten, das mein Vater zu meiner Verwunderung in lettischer Sprache zu fordern verstanden hatte. Jedenfalls spannte die weite, ungewöhnliche Reise durch meist hübsche Gegenden — so blieb mir z. B. der Waibausche See unvergeßlich — meine Erwartungen auf Birkenruh höchlich. Aber bald fühlte ich mich in ihnen stark getäuscht. Es war alles nicht so schön, als ich es mir gedacht und geträumt

hatte. Vor Hollander hatte ich, wie alle anderen, einen heillosen Respekt, obgleich wir ihn, wie auch alle Lehrer dachten. Aber mir, der ich gewohnt war, ziemlich selbständig durch Feld und Flur zu streifen, als „noor hera“ Jungherr behandelt zu werden, auch sehr selten bestraft worden war, kam die Schuldisziplin wahrhaft drakonisch vor. Denn leider herrschte damals in Birkenruh in der That ein wahres Prügel- und Hungersystem. Ich bekam z. B. gleich in der ersten Zeichenstunde plötzlich hinterrücks Ohrfeigen, weil ich, keineswegs aus Mutwillen, sondern im Eifer und Thatendrange, ein vorgezeichnetes Quadrat flott, aber nicht genau, gleich fast duckendweise nachgezeichnet hatte. Und in diesem Genre verfahren die meisten Lehrer. Nur Sielmann, der nachherige Pastor zu Koop, schlug nie, bedurfte dessen auch nicht, da er auch ohne dies in allgemeiner, höchster Achtung stand. Ein zweiter Kandidat der Theologie, Paul Schak, der später Pastor zu Tirsen wurde, und besonders für die Volksschule arbeitete, hielt sich nicht so frei von diesem mittelalterlichen Prügelssystem. Aber weil er wohl hitzigen Temperamentes, aber sonst wohlwollenden Herzens war, nahmen ihm die Schüler das nicht sehr übel, sondern waren ihm recht zugethan. Ich konnte mich aber nicht enthalten, als ich auf meiner ersten Synode in Wenden mit ihm zusammentraf, und zwar gerade auf dem altgewohnten Wege nach Birkenruh, zu sagen: „Recht lange haben wir einander nicht gesehen! Das war wohl das letzte Mal, als du mich zum letzten-, etwa zweihundertstenmal prügeltest!“ — wodurch ich ihn sehr verlegen machte! Er ist übrigens später durch eine schwere Schule gegangen: zwei Frauen hat er verloren, eine von ihnen, Hollanders zweite Tochter, ertrank nebst einer Schwester und einer Koufne, welche beide verlobt waren, vor den Augen der Mutter in der Na, die dritte überlebte ihn. Er erkrankte am Lippen-

trebs und mußte sein Amt aufgeben. Die schweren Erlebnisse wurden ihm aber zur Kreuzeschule, welche ihn zu einem seligen Tode heranreifen machte. — Doch ich komme nun zum Haupte des Lehrerkollegiums, dem Gründer und Direktor der ganzen Anstalt, Albert Hollander selbst. Noch steht er mir lebendig in der Erinnerung vor meinem geistigen Auge: eine kaum mittelgroße aber kräftige Mannesgestalt mit raschem Gange und energischen Bewegungen, von gebückter Haltung, die aber keineswegs den Eindruck der Gebeugtheit, weder durch Alter oder Schwäche oder Servilität machte, mit bedeutendem Kopfe, scharfen, oft in ironischem, nicht selten aber auch in freundlichem Lichte blitzenden Augen: eine Erscheinung, welche Frische und Energie verkündete. Er war kein Gelehrter, wie er denn auch in richtiger Erkenntnis seiner Begabung nur in den unteren Klassen unterrichtete, und zwar vorwiegend in der biblischen Geschichte, der deutschen Sprache — in entsetzlichem Ungedenken steht mir noch Beckers unsagbar pedantische und dürre Grammatik — und in der Mathematik. Er war auch kein Mann der Rede, längere und feierliche Anreden las er ab. Er war auch kein Gemütsmensch, d. h. Gemüt und Herz fehlten ihm wahrlich nicht, aber er liebte und mochte es nicht, etwas davon blicken zu lassen. Aber er war ein Charakter, ein fester, energischer und edler Charakter. Das wird jeder haben zugeben müssen, das fühlten auch die Knaben durch, ohne es zu wissen. Daß es Hollander ums Geld zu thun sei, und daß er seinen Beruf als Erwerbszweig ansehe, das traute ihm niemand zu; war es doch auch bekannt, daß er manchen armen Jungen umsonst oder fast umsonst aufnahm, und daß er für humane und christliche Zwecke eine offene Hand hatte. Auch für seine Jungen Opfer zu bringen war er gern bereit, ohne davon irgend Befens zu machen: so hielt er es z. B. für er-

spießlich und erfreulich für Knaben, Fußreisen zu machen. Darum schickte er uns fast in jedem Jahr, bald unter eigener, bald unter der Führung von ein paar Lehrern entweder in die nahe livländische Schweiz oder auch nach dem entfernten Kopenhafen, die Krone livländischer Landschaften, von dem mir noch bis in mein 75. Jahr Erinnerungen geblieben sind, oder auf größere oder kleinere Touren in die Umgegend, von uns Knaben „Wetterstraßen“ genannt, weil wir auf vielen Gütern gastfreundliche Aufnahme fanden. Und die Kosten dieser Fußreisen, die gewiß nicht unbedeutend waren, muß Hollander selbst getragen haben, wenigstens erinnere ich mich nicht, diesen Posten auf den semesterlichen Rechnungen figurieren gesehen zu haben. Auch einzelnen in ihren knabenhaften Verlegenheiten beizuspringen, war er freundlich und großmütig bereit. Das habe ich selbst erfahren. Ich hatte das Pech, in einem Laden einen in einem Blechgehäuse steckenden Wachsstock herunter zu werfen und ihn etwas zu beschädigen. Der Schwengel, d. h. der Kommiss, ließ mich deshalb ziemlich heftig und unhöflich an, worauf ich natürlich stolz wie ein Spanier replizierte, ich werde am nächsten Sonntage das Ding kaufen! Und doch besaß ich keinen Heller. Woher nun das Geld nehmen? Zum Glück war es im Anfang eines Monats, dann bekamen wir unser Taschengeld. Da bat ich mir das meinige, das 50 Kopeken monatlich betrug, für drei Monate voraus aus, auf alle Krickmeyerschen Schmandtuchen und sonstigen Schülerannehmlichkeiten für 3 Monate verzichtend, denn 1½ Rubel hatte mir der Spitzbube von Ladenjüngling für den Wachsstock abgefordert. Als nun der Alte, denn so hieß Hollander schon damals, obgleich er erst ein Vierziger war, nach dem wie und warum fragte, und meine für die Ehre Birkenruhs präkäre Lage erfuhr, sagte er: „Darum brauchst du nicht zu

forgen, ich werde die Sache mit dem Kerl schon in Ordnung bringen!" Diese wegwerfende Bezeichnung für den Mann, den ich mit dem Stolze eines Schülers einer gelehrten Schule natürlich für einen „Knoten“ hielt, gefiel mir haß. Aber wirklich ergriffen war ich, als ich einige Zeit darauf den betreffenden Wachsstock auf dem Schreibtische Hollanders erblickte: er hatte ihn also angekauft, um meine Ehre zu restituieren. Das war ein kleiner, aber charakteristischer Zug zu Hollanders Bilde. Denn er war überhaupt eine durchaus ideal angelegte Natur. Er faßte daher seine und seiner Anstalt Aufgabe in hohem, idealem Sinne auf. Seine Anstalt sollte einmal den Knaben das Haus ersetzen, eine Familie bilden. Hierin war er wohl von Pestalozzi beeinflusst. Darum mußten wir ihn und seine Frau, wie schon bemerkt, duzen und „Hollander“ und „Polly“ anreden. Aber wie Ideale überhaupt meist nicht erreicht werden, so gelang es auch beiden nicht recht, uns an sich zu ziehen. Ihm gegenüber empfanden die Böglinge doch eigentlich nur einen gewaltigen Respekt, kein herzliches Vertrauen, geschweige denn Zutraulicheit, und ihr trugen wir in echt bubenhafter Verfressenheit, die gestowten Burkanen (mit Milch und Mehl gekochte Mohrrüben), den Wochenkram, den Kopfkäse (Sülz), das klintige Brot und das schlechtgewordene Fleisch, das, gewiß sehr gegen ihren Wunsch und Willen, ungeschickte oder nachlässige Wirtinnen uns bisweilen austischten, nach. Und doch nahm sie es gewiß auch mit ihrem Berufe ernst und hatte ein mütterliches Herz, wie sie es in Krankheitsfällen und beim Aufbruch zu kalten Winterreisen durch sorgfältige Pflege und freundliche Vorsorge bewies. Ganz ohne Anerkennung blieb aber auch ihr Wert nicht, denn wir alten Birkenruher pflegten sie auch in vorgerücktem Alter zu duzen und „Polly“ zu nennen und ihr die Hand zu küssen. Aber solange wir in der Anstalt

waren, zeigten wir uns im ganzen als widerhaarige Gesellen, und ich fürchte, ich war einer der widerborstigsten und steifnackigsten. Hollander wollte ferner in seiner Anstalt die Jugend zu pflichttreuem Fleiße, zu tüchtigem, selbständigem Arbeiten erziehen. Und das ist ihm, glaube ich, im allgemeinen gelungen. Es wurde wirklich tüchtig gearbeitet: das „Spiken“, das in anderen Schulen, z. B. den Gymnasien, allgemeiner, eingebürgertem Ujus war, und, wie ich glaube, ist, kam in Birkenruh gar nicht vor. Wir rühmten uns dessen und setzten uns beim Rezeptionsexamen in Dorpat ostentativ in die erste Reihe mit den „Krümmerianern“, d. h. Böglingen der Krümmerischen Lehranstalt in Werro, zusammen, welche auch stramm darin waren. Die Birkenruher hatten auch im Publikum den Ruf, etwas Tüchtiges gelernt zu haben, z. B. hat mich später ein anderer Theologe, mit ihm zusammen zum Semestrале, das auch als Graduale „zog“, den Horaz zu bearbeiten (er war durchs dörsptische Gymnasium gegangen), denn, sagte er: „Ihr Birkenruher habt was Loß!“

Hollander hielt als alter Turner an der Turnerdevise: Frisch, frei, fromm! fest, obgleich ich sie nicht aus seinem Munde gehört, noch auch irgendwo aushängend gesehen habe. Frisch wollte er seine Jungen haben, darum trieb er sie selbst zum Spielen, zum Baden, Spazierengehen, weiteren Ausflügen und, wie gesagt, zu Fußreisen an. Er trieb sie durch strenge und streng überwachte Vorschriften, und trieb die Faulen, Berzärtelten, sich zu groß oder zu vornehm Dünkenden durch treffenden und gefürchteten Spott an. Und es herrschte in der That fast immer ein frisches Leben während meiner ganzen Schulzeit in Birkenruh. In der Frühstückspause, in der Mittagsstunde, zwischen dem Mittagessen nämlich und den Nachmittagsstunden, in der Besperzeit, wenn

keine Turnstunde war, wurde auf dem Spielplatze, der zur Hälfte mit stattlichen Birken besetzt, zur größeren Hälfte ganz frei war, eifrig gespielt, wenn das Wetter irgend geeignet war: „Baar“ (oder Baarlaufen), der König aller Spiele, — dieses Spiel jedoch meist nur am Sonntag, weil es oft stundenlang dauerte. „Ballschlag“, auch ein edles und hochbeliebtes Spiel, in dem ich aber zu meinem Verdrusse nicht viel leistete, weil ich bei meiner Kurzsichtigkeit nicht gut schlug, d. h. den Ball traf; „Schnupftuch“, das ich gut und gern spielte, namentlich bei kühlem Wetter sehr beliebt, denn es gab besonders beim Entführen feindlicher Schnupftücher als Siegestrophäen, tüchtig zu laufen; „Schwarzemann“, wobei so mancher bisweilen auch etwas brutal niedergerannt wurde, natürlich besonders Kleinere. Unter diesen aber gab es auch desperat Tapfere, welche sich auch den Größten in den Weg, in ihre Arme und um deren Beine warfen und sie so zu Fall und in Gefangenschaft brachten. Dafür ernteten sie dann als „fixe Kerle“ hohes Lob. „Pferd und Reiter“, worin Größere als Pferde Kleinere als Reiter auf dem Buckel trugen, in zwei gleiche Parteien geteilt, einander umzurennen und die Reiter einander von den Pferden zu ziehen suchten — ein für die Nacken und Hüfte der Reiter höchst gefährliches und die Lungen und Muskeln der Pferde sehr anstrengendes Spiel. Außer diesen Laufspielen wurden auch, sobald die Erde auftaute und bis das Gras anfang zu wachsen, „Pflöck“, dann „Kurni“ und „Ripp“, meist periodenweise, zum Verderben so mancher Fensterscheibe eifrig traktiert. Im Winter kam das „Schneeballieren“, wobei Eisstücke und nur im Winter auf Fahrwegen reisende Früchte strengstens verpönt waren, das Erbauen von „Festungen und Schneemännern“ an die Reihe. Natürlich auch das „Schlittschuhlaufen“, entweder auf „Kalmings Pfüße“, auf dem Schloß-

Waurach, eines liviländischen Pastors Leben und Streben.

teich in Wenden oder auf dem Duckernschen See in progressiver Größe, Schönheit und Entfernung. Zum Schlittchenfahren bot die hügelige Gegend viel Gelegenheiten, die auch eifrig benutzt wurden. Gleich hinter dem „alten Hause“ führte ein recht steiler, gewundener Weg, an einer Knechtswohnung vorbei, ins Thal. Es erforderte viel Geschicklichkeit im Steuern. Diese besaßen natürlich nicht alle. So kam es einmal vor, daß ein Knabe, statt an der Knechtswohnung vorbei, in dieselbe hinein und zwar in die offen stehende Küche und in die Kniehaken der am Herde stehenden, langen Darthe, des Knechtswebes, fuhr, so daß diese, gewiß nicht laut- und wortlos, rücklings dem Jungen in den Schoß fiel. Die schönste Rennbahn gewährte aber der sogenannte Mühlenberg, der zu einer Mühle, unweit der Na führte, und in drei Absätzen wohl  $\frac{3}{4}$  Werst (Kilometer) lang sein mochte.

Knabenhafte Frische und Fröhlichkeit förderte Hollander auch durch schlichte, familienhafte Vergnügungen und Beschäftigungen. Ich denke dabei zunächst an das sogen. „Kartoffelfest“, zu dem ihm wohl der Wandsbecker Bote Anregung gegeben hatte, der ein derartiges Fest besingt. Zur Zeit der Kartoffelernte wurde ein schöner, klarer Nachmittag freigegeben. Die Knaben thaten sich in Gruppen von dreien, vieren und mehreren zusammen und gruben gemeinsam kleine Öfen in den Rand einer Berglehne bei „Schakenshöhe“, eines vom Lehrer Schatz angelegten Spazierganges in einem jungen Birkenwäldchen. Die Öfen hatten eine Öffnung in der Rasendecke als Schornstein. Die Knaben sammelten sich Leeseholz, Wurzeln und Tannenzapfen aus den umliegenden Wäldchen und brieten sich dann in Asche und Kohlen Kartoffeln. Diese verkohlten wohl meist zur Hälfte oder ganz, oder blieben zur anderen Hälfte roh, aber schmeckten doch, bloß mit Salz, herrlich, aber die Hauptfreude waren doch die vielen, lustigen Feuer

am dunklen Augustabend, die phantastisch beleuchteten Wäldchen, der dunkle blaue Himmel und — der freie Nachmittag. Zu Ostern wurden die sogenannten „Rümmeltürken“, d. h. die aus der Umgegend Stammenden nach Hause entlassen, aber wohl mehr als die Hälfte der Knaben blieb in der Anstalt zurück. Diese färbten und „tickten“ d. h. schlugen und rollten Eier und spielten, namentlich wenn das Wetter und die Jahreszeit günstig war, im Freien und schaukelten auf einer mächtig hohen Schaukel aufs eifrigste. So waren uns die Osterferien meist sehr angenehm und erfreulich. Öfters fiel in sie auch noch die Fabrikation von „Birkwasser-Champagner“. Diese wurde von vielen mit großem Eifer und verhältnismäßig großem Aufwande betrieben und alle Jahre wiederholt, obgleich sie fast regelmäßig mißrieth: entweder fand man die Stelle, wo man seine Flaschen vergraben hatte, nicht wieder oder dieselben waren zersprungen, oder das Zeug schmeckte so sauer oder verschalt, daß selbst Schülertehlen davor zurückschauderten. Im Winter aber die Knaben während der Freistunden angemessen zu beschäftigen, hat Hollander gewiß manche Sorge gemacht. Das nächstliegende war ja freilich das freie Balgen, oder livländisch „Grasieren“, und das wurde auch reichlich besorgt, zum Verderben mancher Fenster Scheibe und noch mehrerer thönerner Waschküffeln, welche zum morgenden Gebrauch der in den Klassen Schlafenden auf Fensterbrettern und Tischen standen. Und ich muß gestehen, daß ich, auch noch als großer Primaner, in diesem Grasieren Großes leistete. Namentlich waren ich und mein nachheriger lieber Amtsbruder Schneider (schon damals wegen seines runden, freundlichen Gesichtes „Mond“ genannt) darin unermülich. Aber obgleich dabei auch solide Prüffe und Schläge fielen, war es unter uns immer und unter den anderen meist ein fröhliches Spiel. Ernste, scharfe Prügeleien

fielen selten vor. Roheit und Brutalität, namentlich gegen Schwächere, wurde nicht geduldet. Gegen sie, wo sie auftauchte, fanden die „Kleinen“ Schutz bei den Großen, namentlich den Primanern. Ich muß immer noch lächeln, wenn ich an eine so veranlaßte Szene denke. Es saß, wenn ich nicht irre in Quarta, ein großer, plumper Kerl, Palmstrauch oder Palmzweig, der aber weder ein Strauch noch ein Zweig, sondern ein massiver Klotz war. Er revanchierte sich seinen kleineren aber klügeren Klassenkameraden gegenüber durch Brutalität, durch seine plumpen Fäuste. Gegen ihn wurde ich einmal von den Kleinen, die er mißhandelt hatte, um Hilfe und Strafe angegangen. Als ich ihn zur Rede stellte, stand der große und breite Kerl, der mich wohl um einen halben oder ganzen Kopf überragte, mir breitbeinig gegenüber und fragte mich trozig: „Was geht das dich an?“ In demselben Moment hatte ich ihn aber angesprungen und ihm seinen Rock über den Kopf gezogen (das Fell über die Ohren ziehen — war der terminus technicus für diese Manipulation) und ihn dadurch wehrlos in eine Zwangsjacke gespannt, und bearbeitete nun seine dicken Backen mit einer unzähligen Menge von Backpfeifen zum unermesslichen Jubel der von ihm Mißhandelten. Von da an stand fest, daß ich der „Stärkste“ in der Schule sei. Doch wiederholte sich dieselbe Szene noch einmal mit jahreszeitgemäßen Variationen. Auf einem Spaziergange im Winter trafen wir auf eine sogenannte Lavine, d. h. auf eine gewaltige Schneewand, welche ein Schneegestöber an einer Berglehne zusammengeweht hatte und erhielten die Erlaubnis, Höhlen und Gänge in dieselbe hineinzuarbeiten. Der genannte Palmstumpf war aber zu faul, dabei mitzuthun, vertrieb sich vielmehr die Zeit damit, kleine Jungen zu „waschen“, d. h. ihnen das Gesicht mit Schnee zu reiben, und ihnen denselben in den Nacken zu

stopfen. Wieder zur Hilfe gerufen, zog ich ihm wieder „das Fell über die Ohren“, gab ihm auch wieder einige Ohrfeigen, aber nicht viele, sondern rief ihm zur Abwechslung und zur Wahrung des alten gerichtlichen Grundsatzes: Aug um Aug, Zahn um Zahn, — die dicke, rote „Flabbe“, d. h. Frage so tüchtig mit Schnee, daß sie weiß wurde, und rempelte ihn dann mit solcher Energie an, daß er kopfüber die mehr als fadenhohe Schneewand hinab in den Schnee schoß, und als er die ganze Schule, die Lehrer mit eingeschlossen, lachen sah, ohne daß diese letzteren in meine sittenpolizeilichen Maßnahmen eingegriffen hätten, trollte er schimpfend und, was sich am komischsten machte, flennend ab.

Aber immer konnte und wollte man doch nicht grasieren. Die Besperstunden von 5—6 waren meist durch Ring- und Turnstunden ausgefüllt. Aber die langen Abendstunden nach dem Abendessen — wie waren die klein zu kriegen? So manche wählten die edle Beschäftigung des Schlafens: in den dunkeln Zimmern saßen auf den Stühlen, namentlich in der Nähe der warmen Öfen, lagen auf den Bänken lang ausgestreckt fast immer einige Schläfer, und obgleich das eigentlich verboten war, fühlten doch die Lehrer und Hollander selbst ein menschlich Mitleiden mit den matten und auch den faulen Jungen und drückten ein Auge zu, die Spaß- und Neckvögel aber nicht, sondern sie färbten ihnen das Gesicht mit angebrannten Rorken, Kohlen, auch wohl mit Tinte in mancherlei Arabesken und hatten ihr Gaudium daran, wenn die Schläfer, plötzlich geweckt, schlaftrunken aufstehen und ins Abendgebet taumeln wollten. Dann wurden sie freilich zurückgehalten, denn da hörte beim Alten der Spaß auf. Sehr viele aber beschäftigten sich mit Dame und Mühlenchen, eine große Zahl auch mit dem edlen Schachspiele, das im ganzen recht eifrig betrieben wurde, auch von mir mit großer Vor-

liebe, wenn ich es auch nicht weit gebracht habe, da ich als Student und Pastor wenig, als Hauslehrer es gar nicht mehr kultiviert habe. Kam das Abendgebet dazwischen, so stellte man das Brett mit den noch stehenden Figuren auf einen Schlafschrank bis zum folgenden Tage. Ohne Besorgnis, denn dorthin kam Staublappen und Besen nur im Anfange eines neuen Semesters und vor Hollanders und Pollys Geburtstage, an denen getanzt wurde. Manche Mütter und Töchter, die staubwischwütiger Natur sind, werden das der braven Polly verdanken, wir Knaben haben es aber nie mit einem Gedanken gethan. Am Sonntage wurden auch Karten gespielt, aber nur sehr harmlose Spiele.

Eine sehr beliebte und in mehrfacher Beziehung nützliche Beschäftigung und zugleich Vergnügung waren die fast von allen Knaben getriebenen Papparbeiten. Da sie aber gewisse Vorbereitungen: das Herbeischaffen der nötigen Werkzeuge und Materialien, das Kochen von Kleister oder Leim zc. erforderten, so brauchte man zu ihnen mehr Zeit, als an den Wochentagen übrig blieb; sie wurden daher meist am Sonntage vorgenommen, und zwar nach dem Morgengebete und der Arbeitsstunde in der Klasse. Zeitig belegte man die günstigsten Plätze, holte alles Nötige herbei, scherzte und lachte und machte sich lustig und friedlich an die erfreuliche Arbeit. Erfreulich besonders auch darum, weil die zu fabrizierenden Papparbeiten meist zu Weihnachtsgeschenken für Eltern, Schwestern und sonstige liebe Personen bestimmt waren, und daher gewissermaßen Schimmer und Duft des Weihnachtsabends an sich trugen und um sich verbreiteten. Freilich wurde auch zu anderen Zwecken gearbeitet. So namentlich, auf Hollanders Aufforderung, zu einer Verlosung, welche auf Pastor Ferdinand Walters Betrieb, dessen Name auch bei uns schon einen guten Klang hatte, zum Besten seiner Armenschule in Wolmar

jährlich veranstaltet wurde. Als zum erstenmal die stattliche Sendung mit zum Teil recht zierlichen Arbeiten abging, waren wir in einer gewissen Aufregung, wie sie aufgenommen werden und gefallen würden. Und es gewährte uns keine geringe Genugthuung, als die Nachricht kam, daß die hübschen Birkenruher Sachen in der Ausstellung ein gewisses Aufsehen erregt hätten, und eine noch größere Freude, als Walter in einem Briefe an seinen Freund Hollander uns speziell dankte. Das Arbeiten in Pappe erhielt noch einen Reiz mehr dadurch, daß den Schülern dabei von Lehrern vorgelesen wurde. Zuerst von einem Schwaben J . . . . . die Geschichte von den sieben Schwaben, wodurch sie uns besonders pikant wurde. Später auch von Schmidt, der freilich nicht so spaßhafte Sachen auswählte. Ebenderjelbe J . . . . ., von dem mir Hollander später selbst einmal sagte, er sei wohl ein sehr geschickter Lehrer aber eine gemeine Seele gewesen, was wir größeren Schüler freilich längst durchgemerkt hatten und ihn deshalb auch nicht leiden konnten, verstand es sehr gut, mit den Kleinen umzugehen und ihnen Vergnügen zu bereiten, weshalb er auch bei ihnen ganz populär war. Er arrangierte z. B. Sonntags allerlei Stubenspiele, wie unter anderm das Aufführen von Sprichwörtern. So erinnere ich mich, mit angesehen zu haben, wie die eine, die darstellende Partei, von ihm zu einem Haufen aufgetürmt und mit Bettdecken zugedeckt wurde. Als nun die andere Partei zum Erraten hereingeführt wurde und ratlos um dieses Gewirr von Köpfen, Leibern, Armen und Beinen umherstand, sprang dieses munter auf und rief fröhlich und triumphierend ihnen die Lösung zu: „Da stehen die Ochsen am Berge!“ woraus sich dann eine frische, fröhliche Prügelei entwickelte. Solche derbe Scherze hätten ihm nun wohl kaum in unsern Augen geschadet, wohl aber schon seine bäurische äußere Erscheinung, wie die totale

Bernachlässigung aller Sorgfalt für seine Toilette, für welche er, nach einem kurfrierenden Gerüchte, nur so lange Zeit gebrauchte, als die Glocke zum Morgengebete läutete, und an welche er notorisch die letzte Hand erst im Saale legte, vor versammelter Hausgemeinde inkl. die Damen. Doch war das nicht entscheidend, denn elegante Erscheinungen gab es unter den ausländischen Lehrern überhaupt wenige, sondern unser richtiges Gefühl, daß er trotz seiner Korrespondenz mit dem Dichter Justinus Kerner, welche uns unbegreiflich blieb, eine niedrige Seele und schlechter Charakter sei. — Ein anderer Schwabe, aber bedeutend höherer Ordnung, der Theologe Böffler aus der Bauerschen Schule, später Hollanders Schwiegerohn und Nachfolger als Direktor der Anstalt, brachte noch ein anderes, aber veredelndes Element in das interne gesellige Leben der Anstalt: die Musik. Er selbst war ein geübter Sänger mit einer so schönen Bassstimme und so anziehendem Vortrage, daß sich immer, wenn er sich an den Flügel setzte, viele Knaben im Saale einfanden um zuzuhören. Er war auch ein so erfolgreicher Gesanglehrer, daß zwei von Hollanders Töchtern, damals von 5—3 Jahren, ganz allerliebste unter seiner Führung zweistimmig sangen. Auch als geschickter Dirigent erwies er sich an kleineren, zu besonderen Gelegenheiten einzuübenden Sachen. Dagegen war der eigentliche Musiklehrer, wie die Schulfama meldete, eigentlich nur ein gewesener Regimentstrompeter, und noch dazu harthörig. So machte es sich denn allmählich von selbst, daß Böffler einübte und dirigierte und der Musiklehrer nur auf dem Klavier begleitete, und zwar öfters zur Unzufriedenheit der Sänger und des Dirigenten. Es dauerte nicht lange, so schritten wir zur Einübung und öffentlichen Ausführung größerer Sachen in Wenden vor, so der Glocke von Romberg, der Schöpfung von Haydn u. Die Glocke gewann

für mich noch eine besondere Bedeutung. In ihr kommt ein 6 oder 8 stimmiger Satz vor, zu dessen Einübung die Stimmen einzeln geprüft wurden, um ihnen nach ihrer Lage die erste oder zweite Stimme zuzuteilen. Als an mich die Reihe unter den Tenoristen kam und ich ohne Anstrengung rein und frisch F und G und dann auch A und sogar H herausrang, fast schmetterte, sah mich Löffler zuerst verwundert an und sagte dann beim G: „Kannst Du noch höher?“ und beim A: „Nun, und noch höher?“ und schloß dann fast erregt: „Du hast eine sehr gute Stimme, Du müßtest sie ausbilden!“ Das machte mich zunächst verlegen, dann aber sehr nachdenklich. Ich hörte es jetzt selbst, daß ich eine volle, reine und wohlklingende Stimme hatte, aber wie, wo, wann, und wodurch sollte ich sie ausbilden? Da trat mein Freund und Klassenkamerad, August v. Dehn, ratend und treibend ein. Er hatte von früher Kindheit an gesungen, früher einen lieblichen Sopran, später einen mäßigen Strohbaß, sang aber immer mit großer Sicherheit und vortrefflichem Vortrage. Seine Mutter, ihrerzeit eine Schülerin der berühmten, auch von Goethe gerühmten Sängerin Mara, hatte eine glockenhelle, volle, dem schönsten Orgel-Flauto vergleichbare Sopranstimme, sang selbst noch in vorgerücktem Alter herzgewinnend und wußte überall Liebe und Lust zum Gesange zu wecken und zu stärken. Sie wurde auch von den nächsten Ferien an, zu denen mein Freund mich zu sich einlud, meine sorgfältige, freundliche Gesanglehrerin, und später meine hochverehrte Freundin. Freilich wartete Dehn in seinem Feuereifer nicht bis zu den Ferien, sondern plante sofort ein Männerquartett, schaffte Noten, ich weiß nicht mehr woher, übte die einzelnen Stimmen ein, von denen die Bässe, namentlich der zweite, ziemlich schwach waren, und nach einiger Zeit erschollen bisher in Birkenruh noch nicht gehörte Harmonien.

Zugleich pflegte Döffler auch eifrig den Gesang des gemischten Chores, so daß sich ein bisher unbekanntes musikalisches Leben, um es so hochklingend zu benennen, in Birkenruh regte. Wir haben mit unserem Gesange auf Fußreisen und bei sonstigen Gelegenheiten so manches Ohr und Herz erfreut. Mich speziell regte August v. Dehn an, mir einige, freilich sehr bescheidene, theoretische musikalische Kenntnisse zu verschaffen, mich auf das Gitarre-Spielen zu legen, um mich selbst begleiten zu können. Dazu kam dann der Gesangsunterricht, welchen mir Frau von Mühlen, eben Dehns Mutter aus ihrer ersten Ehe, während der Ferien, namentlich im Sommer, erteilte. So wurde ich ein brauchbares Glied ihrer Alt-Bornhusenschen „Musikantenbande“, wie sie uns humoristisch nannte, welche sie bei ihren Besuchen auf den benachbarten Gütern mitnahm und überall freundliche Aufnahme fand. Mir war dieser durch die Musik geförderte, gesellige Verkehr sehr dienlich zum Ablegen der mir von meiner häuslichen Einsamkeit her anhaftenden Blödigkeit und Verschlossenheit, und meines schülerhaft hölzernen Wesens. Meine musikalischen Bestrebungen selbst aber wurden mir sehr wichtig und nützlich bei meinen Arbeiten auf hymnologischem und liturgischem Gebiete, in praktischer und literarischer Beziehung. Sie befähigten mich, auch den Gesangsunterricht in den Schulen zu fördern und zu überwachen und den Sängerkhor in den guten Jahren meiner vollen Wirksamkeit zu ermuntern und zu kontrollieren. Ohne Frau von Mühlens Singstunden wäre vielleicht die revidierte Agende, das baltische und reval-esthnische Gesangbuch nicht ins Leben getreten, wenigstens nicht auf meine Anregung und unter meiner Leitung und Mitarbeit. — Ich bin aber hier zum Teil schon über meine Schülerzeit hinausgegangen, denn meine Beziehungen zu Alt-Bornhusen und seine

Nachbarschaft reichen noch recht weit in meine Universitätszeit hinein.

Doch habe ich bisher von dem Moment im Birkenruh'schen Leben, von dem ich das Motto: Frisch, frei, fromm — entlehnt habe, und das in viel unmittelbarer Beziehung zu Hollander stand, als die Musik, nämlich „die edle Turnerei“ — noch nichts hervorgehoben. Und doch gehörte das Turnen wesentlich zur Charakteristik Birkenruhs. Hollander war selbst ein Schüler des Turnvaters Sahn gewesen und hatte aus Deutschland nicht bloß eine flüchtige, begeisterte Aufwallung für das frische, poetisch angehauchte Turnewesen jener Zeit mit seinen Liedern und Aufzügen, seiner altdeutschen Tracht und seiner Vorliebe für die freie Natur mitgebracht, sondern auch die klare Einsicht und feste Überzeugung von der erzieherischen Bedeutsamkeit des Turnens. Er führte daher als der erste in unseren Provinzen das Turnen ein. Das war damals eine große und bestrenbliche, wohl den meisten eine ganz unverständliche Neuerung. Es war daher kein Wunder, daß sie auf Widerspruch stieß. Hauptsächlich von seiten besorgter Mütter, welche für die Gesundheit und die — Hosen ihrer Jungen fürchteten. Man muß sich aber in die Vorstellungen und Gewohnheiten jener, damals alten, Generation hineinversetzen, um diesen Widerspruch recht zu verstehen. Das 18. Jahrhundert war durchweg die verkörperte Unnatur: in der Denkungsart, in der Sprache, in der Kleidung, in der häuslichen Sitte, in der Erziehung. Daher die Menschen innerlich vertrocknet, körperlich verweichlicht. In die Dürre des geistigen Lebens war ja durch die Heroen unserer Litteratur ein frischer Odem gekommen; auch auf pädagogischem Gebiete traten für die Rechte des Körpers im Namen der Natur Rousseau, und als sein plumper und unliebenswürdiger (liebenswürdig war freilich auch Jean Jacques keineswegs!)

Nachtreter, Bafedow, ein. Aber eben nur im Namen der Natur, etwas Höheres kannten sie nicht, und im Interesse des einzelnen Menschen, des Individuums, um dessen ursprüngliche Kraft, Würde und Herrlichkeit wieder herzustellen. Sie schwärmten wohl in abstracto für das ganze genus der Menschheit, hatten aber kein Interesse für die Zusammenfassung der Individuen, ihre Organisierung in Staat und Kirche, standen diesen sittlichen und realen Mächten entweder gleichgültig, wie dem Staate, dem Vaterlande, oder feindselig gegenüber, wie der Kirche. Was galt diesen Philanthropen und Philanthropinisten Vaterland und Kirche! Die Leibesübungen bekamen aber eine ganz andere Bedeutung und weitaus höheren Wert, und die ganze Sache einen idealen Schwung durch Jahn und seine Genossen und Schüler, welche sie im Namen des Vaterlandes verlangten, um das ganze Volk wehrhaft zu machen, zunächst wehrhaft gegen den „Erbfeind“, die Franzosen, deren Joch gerade damals hart auf dem Rücken der Deutschen lastete. Eine praktische Bedeutung gewann die Sache auch erst, als das Turnen zu einem ganzen System ausgebildet wurde. Diese praktische Seite des Turnens, als Vorübung für die allgemeine Wehrpflicht, hat unsere nüchterne Zeit festgehalten, in den Schulen etwa so wie die Handarbeitskurse für Schüler, sowie den sonstigen Drill beim Soldaten. In meiner Jugendzeit aber waren unsere Lande noch die „deutschen“ Ostseeprovinzen, nicht bloße „Gouvernements“, daher standen sie auch dem Wehen des deutschen Geistes ganz anders offen, es wurde willig und freudig aufgenommen, und wirkte mächtig und nachhaltig. Auf seinen Flügeln wurde eben auch die edle Turnerei ins Land getragen und Hollander war ihr Träger und Repräsentant. Es war den Schülern bekannt, daß er, wie oben gesagt, ein Schüler Jahns gewesen, wir sahen

es gern, wenn er gelegentlich selbst mitturnte, freuten uns auch einer ab und an abgelegten Kraftprobe, wie z. B. der, daß er einen mächtigen Schafsbock, dessen Erscheinen den ganzen Spielplatz reinfegte und die Knaben auf die Barren und Recke und hinter die Bäume trieb, als er auch auf ihn herangaloppierte, bei den Hörnern packte, über die Barriere in den Graben schleuderte, worauf das Thier unter unserem Beifallsgelächter beschämt abtrollte. Wir wußten, daß er Burschenschaftler in Jena gewesen, mit unter der schwarz-rot-goldenen Fahne geschwärmt, gekämpft, gelitten, auch das Wartburgfest mitgemacht hatte. Es war von ihm bekannt, daß er 1813 auch ins Lüchow'sche Freikorps habe eintreten wollen, wegen zu großer Jugend — er war erst 17 Jahre alt und damals noch schwächlicher Konstitution — überall von den Empfangskommissionen zurückgewiesen sei. Das alles umgab in unseren Augen „den Alten“ wie mit einem mythischen Schimmer, ja einer Aureole vom Glanze der damals ja nur einige zwanzig Jahre zurückliegenden Freiheits- oder richtiger Befreiungskriege. Einen neuen Aufschwung nahm das Turnen unter dem Magdeburger Krahmer, der mit schlank graziöser Gestalt, einem wohlklingenden Organe im Sprechen wie im Singen, einer freundlichen Art und Weise, feinen gesellschaftlichen Formen, zugleich Frische und Sinn für das Schöne in Natur und Kunst verband. So war er eine zugleich jugendliche und ritterliche, für alle anziehende Erscheinung, unter dessen Leitung größere Spiele im Walde, Turnfahrten, mit allerlei schwermütigen und lustigen Liedern freudig unternommen, sowie das eigentliche Turnen, sogar das Exerzieren und Marschieren, gern getrieben wurde. Besonders das Turnen am Schwingel- oder Turnpferde, worin die erste Riege oder Klasse, deren Vorturner ich lange war, Hübsches leistete, so daß wir öfters Besuchern und Gästen.

vorturnen mußten. Das war uns denn nicht wenig schmeichelhaft, verleitete uns aber auch, die paar Schwächeren, die unter uns waren, bei solchen Gelegenheiten auszuschließen, freilich auch zu ihrer eigenen Zufriedenheit, um die erste Turnklasse in recht vorteilhaftem Bichte erscheinen zu lassen.

An das „Frisch“ im Turnermotto schließt sich das „Frei“. Wie oft haben wir das schöne Schenkendorfsche Lied: Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt — in seiner schönen ersten Melodie mit halb bewußter aber ganz gefühlter Begeisterung gesungen. Es mischten sich dabei wohl griechische, römische mit deutschen Freiheitsideen, wie sie gewiß besonders als Nachklänge aus dem deutschen Befreiungskriege, aus Klopstock, Schiller und Körner herüber tönten. Aber vorwiegend war dabei gewiß das deutsche, burschenschaftliche Element, das, uns selbst unbewußt, uns durch Hollanders Geist und männliche, ideal angelegte Persönlichkeit beeinflusste. Seine Knaben zum Gebrauch und zur Übung der Freiheit durch gegenseitige und Selbstzucht, durch freiwilliges Maßhalten und ehrenhafte und ideale Gesinnung zu erziehen, lag gewiß in Hollanders pädagogischen Prinzipien und seiner ersten Absicht. Und es ist auch ohne Zweifel bei vielen nicht ohne Einfluß und Nachwirkung geblieben, wenn sich dieselben auch nicht so nachweisen lassen, wie die von Sauerstoff, Eiweiß und Kalk bei tierischen und pflanzlichen Organismen. Jedenfalls war Hollander weit davon entfernt, seine Jungen stets und überall ängstlich und argwöhnisch überwachen und kontrollieren zu wollen. Zwar waren die Grenzen, bis zu welchen sie je nach ihren Klassen gehen, was sie thun und lassen durften oder nicht, recht genau bestimmt. Diese wurden aber auch, soviel ich sehe, wirklich im allgemeinen innegehalten, ohne ängstliche Überwachung und argwöhnisches Spionieren durch Inspektoren, Gouverneure,

Dejouranten u. dgl. In den Freistunden und an den Feiertagen waren die Schüler wirklich frei und sich selbst überlassen. Auch wenn Lehrer mithielten, thaten sie es nicht als Aufseher, sondern als gute Kameraden und allenfalls Anführer und Leiter. Offenbar und ausgesprochenemmaßen wünschte Hollander eine Beteiligung der Schüler an der Leitung und Erziehung, und wollte sie dadurch zu Selbständigkeit und zu Selbstleitung (selfgovernment) erziehen. Aber es blieb doch nur mehr bei gewissen Anfätzen und Anfängen, wie z. B. die Primi der Klassen und die ganze Prima gewisse Rechte und Pflichten hatten, ohne daß man diese Reime weiter entwickelt, die sporadischen Gedanken systematisch geordnet hätte. Birkenruh blieb doch in dieser Beziehung weit zurück hinter den alten Fürstenschulen z. B., in welchen die Handhabung der ganzen Disziplin wesentlich in den Händen der Schüler selbst lag, und der Primus jeder Klasse, und noch mehr die ganze Prima eine große Autorität, ja eine bedeutende Strafgewalt hatten. Es trug dazu wohl auch wesentlich hindernd bei die autokratische Natur Hollanders, welche mit seinen liberalen Prinzipien in Konflikt geriet. Mir ist in der Beziehung ein bald aufgegebener Versuch als charakteristisch im Gedächtnis geblieben. Es munkelte schon längere Zeit hindurch, es sollten, nach dem Eintritte mehrerer neuer Lehrer, bedeutende Veränderungen in den Schulordnungen und -gesetzen vorgenommen werden. Das Lehrerkollegium in Birkenruh wurde häufig zu Konferenzen versammelt, auf denen man sich wacker herumzankte, zu großem Gaudium der Jungen. Was kümmerte diese die misera plebs, fruges consumere nata, die im Kreißen liegende „neue Konstitution“! Endlich war das große Werk beendet: an einem Schultage wurden alle Klassen geschlossen, sämtliche Lehrer und Schüler in der großen Klasse versammelt: allgemeine Er-

wartung, große Spannung. Der Alte betrat das Katheder und verlas eine recht unangenehme Rede. Es wurde sehr über den schlechten Geist geklagt, der in der Schule herrsche — übrigens ein im Munde des Alten häufig wiederkehrender Ausdruck, der darum auch auf die zähe Herzenshaut der Schlingel kaum einen anderen Eindruck, als einen zur Ironie reizenden machte — an demselben seien aber besonders die Großen, vor allem die Prima, schuld, aber auch alle übrigen nicht schuldlos, indem sie weder an sich selbst, noch an den anderen Zucht übten, und so ihre Mithilfe an der Besserung der Sitten, des Fleißes und Gehorsams versagten. Es solle aber nun der Versuch gemacht werden, durch Heranziehung und Organisierung der sittlichen Kräfte in den Schülern zur Ordnung und Beaufsichtigung, den guten Geist zu stärken, den schlimmen zu bekämpfen. Es solle daher jede Klasse die zwei an Charakter und Kenntnissen Tüchtigsten aus sich selbst erwählen, von denen der Direktor den einen zum Primus, den anderen zum Sekundus, als den Gehilfen und eventuell zum Stellvertreter jenes, bestimmen werde. Diese sollten bestimmte und genau begrenzte Rechte und Pflichten haben, im allgemeinen aber die, die Beobachtung der Schulgesetze zu überwachen und Übertretungen nötigenfalls dem Direktor anzuzeigen. Der Primus und Sekundus der Prima speziell aber die Pflicht, die Arbeitsstunden der unteren Klassen von Tertia ab, welche in der großen Klasse gemeinsam zu halten seien, zu überwachen. — Wir alle nahmen diese Verkündigung der neuen Verfassung nicht gerade sehr freudig auf, hatten vielmehr ein Gefühl der Unsicherheit und des Unbehagens. Das galt namentlich in Bezug auf Beaufsichtigung der allgemeinen Arbeitsstunde für den Primus und Sekundus der Prima, mich und ein gutes, braves, aber weder durch Charakter noch Intellekt hervorragendes Kerlchen, der aber den-

noch von Hollander zum Primus ernannt wurde; ich vermute, weil ich von jeher für einen Mann der Opposition gegolten habe. In der nächsten Woche sollte die neue Ordnung ins Leben treten, und also auch die Arbeitsstunden unter Aufsicht eines Schülers beginnen. Und zwar mußte ich den Anfang machen, weil mein Kollege, wirklich oder aus Vorsicht, krank wurde. Das verursachte mir aber nicht wenig Sorge und Bedenken: wie sollte ich, als gleichstehender Kamerad, eine Horde in Zucht halten, mit welcher nicht einmal die Lehrer fertig wurden? Ich ergriff aber meine vorbereitenden Maßregeln als Feldherr und Diplomat. Ich nahm die „Hauptkerle“, d. h. die größten Schlingel, beiseite, stellte ihnen vor, daß unsere Schülerehre es erfordere, daß wir zeigten, daß wir miteinander besser fertig würden, als die Lehrer mit uns; gab ihnen aber zugleich die heilige Versicherung, daß ich jeden Skandalmacher braun und blau prügeln werde. Jenes Argument wirkte, weil ich für einen fixen Kerl, dieses, weil ich für den Stärksten galt. Als ich am Montag zum Beginn der Arbeitsstunde mit meinem Livius und dem Lexikon unter geheimem Herzklopfen, wenn auch mit scheinbar ruhiger Miene, das Katheder bestieg, war alles mäuschenstille und blieb mäuschenstille: meine Mannen hatten mich verstanden, hielten sich ehrbar und wacker, blinzelten mir nur gelegentlich verständnisvoll zu. So ging zu meiner Herzenserleichterung der erste Tag vorüber und nicht weniger der zweite und alle Tage der Woche. Der Versuch des selfgovernment war glänzend gelungen. Aber es blieb bei diesem Versuche: schon mit dem Beginn der nächsten Woche wurde die neue Verfassung, in diesem ihrem Hauptpunkte, über den Haufen geworfen und die Lehrer mußten wieder in den Arbeitsstunden, und wieder oft mit Ach und Krach dejourieren. Entweder war es diesen selbst oder Hollander

Maurach, Eines livländischen Pastors Leben und Streben. 3

chofant gewesen, daß ein Schüler mehr Autorität haben sollte, als die Lehrer, oder wenigstens viele von ihnen. Wir Primaner trauerten aber keineswegs um die Ehrenstellung, auf welche wir verzichten mußten, sondern erwiesen uns als modern-veranlagte Menschen, indem wir uns über die eingebüßte Ehrenstellung durch den materiellen Vorteil trösteten, welcher darin bestand, daß wir fortan auch vom Lehrerkaffee mit Brot à discretion in einem aparten Zimmer, neben dem Lehrerzimmer, erhielten, und dort Gelegenheit hatten, über die daselbst aufgeschnappte Unterhaltung der Lehrer unsere schnöden und spöttischen Bemerkungen nach Herzenslust zu machen.

Hollander schien aber den Gedanken an die Einwirkung ja Mitarbeit der größeren angeseheneren Schüler, trotz des wenigstens teilweise aufgegebenen Verfassungsentwurfs, nicht fallen gelassen zu haben. Wenigstens ist es mir erinnerlich geblieben, daß er mich wiederholt zu sich rufen ließ, um allerlei Schulangelegenheiten mit mir ganz vertraulich, wenn auch mit öfters wiederkehrenden ironischen Digressionen, zu besprechen. In diesen Besprechungen kehrte, wie schon bemerkt, häufig die Klage über den schlechten Geist in der Schule wieder. Als ich ihn aber fragte, worin dieser schlechte Geist bestehe oder sich äußere, konnte oder wollte er mir doch nichts Positives, Handgreifliches anführen, meinte aber, ich werde ihn schon erkennen, wenn ich mich entschlosse, mit ihm Hand in Hand zu gehen. Auf meine Frage aber, wie das geschehen könne, machte er die, mir an einem Ehrenmanne und gewiegten Pädagogen noch jetzt unbegreifliche Proposition, ich solle, als sein Vertrauter, alles, was ich an Schlechtem, Verbotenem bemerke oder in Erfahrung bringe, ihm anzeigen. In diesem kritischen Momente, und ich muß sagen, in dieser bedenklichen, ja gefährlichen Situation, gab

mir Gottes Geist den richtigen Takt und die rechte Antwort ein, indem ich verlangte, er müsse es der ganzen Schule zu wissen geben, daß ich eine solche Stellung von ihm erhalten habe. Als er das spottend zurückwies mit der Bemerkung: „Dann wirst du auch nichts mehr sehen und erfahren als ich“, entgegnete ich mit einem begründeten Schauer: „Aber dann wäre ich auch nichts weiter als dein Spion!“ Da brach er die Unterredung ärgerlich ab, wohl in dem Gefühle, daß in diesem Falle der grüne Junge klarer gesehen oder richtiger gefühlt habe, als der reife Mann! Denn die Absicht, mich oder sonst jemand wirklich als Spion zu gebrauchen, kann ich einem so ehrenhaften, wahren und grundnoblen Charakter, wie Albert Hollander war, nimmer zutrauen. Einer wirklichen, wenn auch unerkannten Gefahr, sind wir beide damals durch Gottes gnädige Fügung und Führung entgangen: das glaube ich auch jetzt noch. Denn die Schmach, Spion gewesen zu sein, hätte mich, wenn auch nur im eigenen Bewußtsein, befleckt, und mir wenigstens meine Burschen-, vielleicht aber auch meine ganze Lebenszeit, vergällt.

Am wenigsten vielleicht aus der Turner-Trias: Frisch, frei und fromm! trat letztere Seite hervor, ohne daß ich doch behaupten möchte, daß sie auch ihrer Bedeutung nach zurückgetreten sei. Mir war und ist freilich die Geschichte von Hollanders innerer Entwicklung unbekannt. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß er im damaligen Niga, in welchem blasser, harter Rationalismus sich in allen Schulen und auf allen Kanzeln breit machte, viel christliche Anregung werde gefunden haben. Der Odem des neuen Lebens aus Gott wird wohl erst in Deutschland ihn angeweht haben. Die Ruten und Skorpionen, mit denen Napoleon die deutsche Nation bis aufs Blut und bis auf die Knochen züchtigte, hatte viele Herzen zum Suchen des lebendigen, alten Gottes

der Väter getrieben. Ein Geist wiedererwachender Gottesfurcht, Frömmigkeit und Gläubigkeit wehte die Totengebeine des kalten, toten Unglaubens an, wie der Odem eines neuen Lebens von oben her. Daß Hollander von diesem auch berührt worden, dürfen und müssen wir umsomehr voraussetzen, als wir wissen, daß er zu Schleiermachers näherem und vertrautem Umgangskreise gehört hat. Im Bekenntnisse trat freilich sein Glaube, seine innere Überzeugung, wenig hervor. Das lag aber vielleicht sowohl in seinem Charakter, als auch in der Art und Weise der Zeit. Aber doch wies Hollander in seinen Schulreden auch ernstlich und dringend auf Gottesfurcht und Frömmigkeit als die wahren Grundlagen der rechten Erziehung und Bildung hin, gab den Unterricht in der biblischen Geschichte gern selbst und hatte auch das Morgen-, Abend- und Tischgebet zu feststehender Schulordnung gemacht, welches er auch immer, wenn er zugegen war, selbst leitete. Daß ich aus diesen Andachten besondere Eindrücke und Anregungen empfangen hätte, kann ich freilich nicht sagen. Das lag aber vielleicht an mir, dem ungeweckten Zustande meines Herzens. Nur die Macht und Schönheit des Liedes drang auch mir ans Herz. So ist es mir namentlich von den Abendliedern: „Hirte deiner Schafe“ und „Breit aus die Flügel beide“ deutlich erinnerlich. Es muß ein gutes Schulgesangbuch gewesen sein, das wir brauchten. Auf häufigen, fast regelmäßigen Kirchenbesuch hielt Hollander sehr streng und ließ sich auch durch simulierte Abhaltungen und Hindernisse, wie Unwohlsein, fehlende Stiefel u. dergl. weder erweichen noch hinters Licht führen. Die immer saurer werdenden Mienen vor und bei dem Kirchgange mußten ihm aber doch nicht entgangen sein, konnten es auch wohl kaum. Als gewöhnliches Sprachorgan der öffentlichen Meinung in der Anstalt, und darum auch zugleich als häufiger Blitzableiter, wurde

ich in des Alten Zimmer citiert. „Was soll das heißen, daß ihr nicht in die Kirche gehen wollt? Warum nicht?“ wurde ich nicht sanft interpelliert. Ich ließ mich aber nicht mehr, wie in früheren Jahren, durch den pfeifenden Ton durch die Lücke eines Schneidezahnes, noch auch durch das hastige Drehen seines Pultschlüssels zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand verblüffen, sondern antwortete schlagfertig: „Weil die Predigten des alten P. entweder scheußlich langweilig oder Unsinn sind“. — „Wie kannst du das sagen?!“ — „Wie nennst du es denn, wenn man vom ‚christlichen Neptun‘ spricht?“ — „Was soll das heißen?“ — „Ja, das weiß ich nicht, noch sonst irgend jemand.“ — „Ach, ihr habt geschlafen! Wer weiß, was ihr gehört habt.“ — „Die Kleinen schlafen freilich alle, und ich thäte es auch gern, aber als Primaner geniere ich mich und weiß daher genau, was ich gehört habe.“ — Hierauf heftigeres Drehen des Schlüssels und verlegenes Hüfteln: „Nun, wollt ihr lieber nach Uraajch gehen?“ — „Gewiß! wenn es nur nicht so weit wäre.“ — „Nur ihr Großen sollt dahin gehen und zwar nur bei gutem Wetter!“ — „Ich danke sehr, Hollander!“ Und so geschah es auch: im Sommer bei schönem Wetter pilgerten wir gern die sechs Werst durch eine anmutige Gegend in das saubere, kleine Kirchlein zu dem zwar stark pietistisch gefärbten und etwas langstieligen, aber herzswarmen und darum auch die Herzen erwärmenden, christlich gläubigen Kyber, meinem nachherigen Kollegen in liturgicis. Im Winter mietete Hollander auch sogar wiederholt auf seine Kosten für die Prima Pferde, um sie bei zu bösem Wege und Wetter in die Kirche zu schicken. Das gab dann lustige Schlittenpartien.

Hollander ist aber mit der Zeit über seinen Lehrer hinausgeschritten und guter Lutheraner geworden. Darauf deutet

hin die besondere liturgische Feier des Martinstages nach Mathesius und Reinthaler, wie sie mit ihren mehrstimmigen, sorgfältig eingeübten Gesängen und den prächtigen kindlichen Lektionen vielen alten Birkenruhern bedeutsam geworden und unauslöschlich erinnerlich geblieben sind. Und als nun der „Alte“ zu einem wirklich Alten geworden, war er zugleich auch innerlich neu geworden. Durch viel Kreuz und Trübsal mußte er gehen (zwei erwachsene Töchter und außerdem eine Nichte ertranken zu gleicher Zeit in der türkischen Na vor den Augen der Mutter, ein Sohn machte ihm viel Sorge und Kummer, die immer drohender heranrückende Russifizierung der Schulen drückte besonders schwer auf sein deutsches Erzieherherz). In dieser Trübsalshitz und in der Stille der Emeritur reifte er mehr und mehr fürs Himmelreich heran. Und einen schönen Tod hat ihm der Herr beschieden: ein Knecht war von einer einstürzenden Sandgrube verschüttet. Auf die Nachricht hin lief der mehr als siebzigjährige Mann, der alte Turner, im Dauerlauf an der Spitze seiner Knaben an die Unglücksstätte, schaufelte bis zur gelungenen Rettung rüstig mit, erhitzte sich dabei natürlich, zog sich dadurch eine Erkältung und infolge derselben eine schwere Krankheit und den Tod zu: ein Held christlicher, helfender und rettender Menschenliebe.

Wenn ich die schwanfenden Gestalten meiner 60 und mehr Jahre hinter mir liegenden Birkenruher Vergangenheit an meinem wehmütig zurückschauenden Geistesauge vorüber wandeln lasse, so tritt neben Hollanders markige Gestalt als zweite, fast in gleicher Höhe und Klarheit, die Gustav Schmidts, des nachherigen Direktors der Fellinschen Erziehungsanstalt, als solcher auch bald anticipando der „alte Schmidt“ genannt. In beiden Fällen lag in dieser Bezeichnung der Ausdruck der Anerkennung und Achtung einer

leitenden und gewichtigen Persönlichkeit. Schmidt war, im halle'schen Waisenhause erzogen, ein tüchtiger Philologe und Historiker, in seiner Tüchtigkeit auch von Hollander so sehr anerkannt, daß er ihm die Hauptstunden und die Inspektion in Prima übertrug. Wohl aber bildeten die beiden Männer vielfach Gegensätze: der ältere Mann hitzig, cholertisch, Liberaler vom Scheitel bis zur Sohle, der jüngere viel ruhiger, fast phlegmatischen Temperamentes, aber fest und entschieden, konservativ nach dem Schnitte jener Zeit, als Sachse oder Mußpreuße, wie er sich selbst nannte, ein unerschütterlicher Verehrer Oesterreichs, ich glaube sogar über 1866 hinaus. Er war ganz jung nach Livland gekommen, zuerst nach Lasdohn, wo er aber bald mit dem Leiter der damals recht großen Anstalt zerfallen und nach Riga gegangen war. Dort war er bei der geheimen Polizei als Demagoge denunziert worden — und wäre auf ein Haar per Schub über die Grenze zurückexpediert. Nur die Dazwischenkunft des preußischen Konsuls hatte ihn geschützt und dem Lande erhalten, auch, wenn ich nicht irre, nach Birkenruh empfohlen. Hollander erkannte, wie gesagt, seine Tüchtigkeit, aber bei der Verschiedenheit der beiden Persönlichkeiten gab es harte Konflikte zwischen ihnen, so daß wir an Sommerabenden wiederholt ihre scharfen Debatten über den Garten hin schallen hörten, in dem sie erregt auf und nieder wandelten. „Der Alte balgt sich wieder mit Schmidt!“ hieß es halb schadenfroh, halb ängstlich. Denn wir fürchteten nicht ohne Grund einen Krach, und hätten doch diesen uns imponierenden Lehrer nicht gern verloren. Aber die beiden wackern Männer haben doch viele Jahre nebeneinander gestanden, und in einer Werkstatt miteinander gearbeitet, bis Schmidt nach überstandenen Lehrerwanderjahren sich eine eigene Werkstatt gründete, wie er sich zu meinem Jubiläum äußerte. Ein

tüchtiger Lateiner und vielleicht noch mehr Griechen war Schmidt ohne Zweifel, aber nicht gerade ein für die Alten begeisternder. Ihre Schriften waren ihm mehr Übungsstücke für die Grammatik und Syntax, als daß wir an ihnen die Historiker, Redner und Dichter kennen und genießen gelernt hätten. Nur dem Zauber des ewig jungen Homer konnten auch wir nicht widerstehen, er riß auch uns hin, obgleich wir wohl alle mehr oder weniger prosaische Gesellen waren. Virgil, Ovid, Sophokles, Thucydides ließen uns wohl herzlich gleichgültig. Cicero aber, der leberne Rikero, wie wir ihn aus tiefster Überzeugung titulierten, erfüllte mich namentlich mit wahren Ingrimm durch seine advokatischen Kniffe in seinen Reden, und seine ungeheuren Plattitüden in seinen philosophischen Schriften. Unbedingt anziehend und zum Fleiß anfeuernd, ja zu nachhaltigem Interesse erwärmend, waren Schmidts Geschichtsstunden. Sie haben auch mir den Sinn und die Liebe zur Geschichte für meine ganze Lebenszeit geweckt, wenn er auch zuviel Gewicht auf Zahlen und Namen, den leidigen Gedächtnisstram, legte. Das trat namentlich hervor bei dem periodischen sogenannten „Geschichtschreiben“, behufs gründlicher Repetition. Bei diesem kamen bisweilen Fragen vor, welche an die Witzfrage streiften: Wer? wurde wann? und wo? geboren? Freilich haben wir damals zu diesen Gelegenheiten viele Hunderte von Namen und Zahlen uns eingetrichtert, und meiner Eitelkeit war es keine geringe Genugthuung, fast regelmäßig als Sieger aus diesem Wettstreiten hervorzugehen, aber alle diese Hunderte, ja Tausende von Zahlen und Namen sind mir wie Dunst und Nebel entschwunden und haben mich nicht zum Historiker gemacht, wie ich wohl damals genannt wurde. Doch wichtiger und segensreicher als durch seinen Unterricht, war Schmidts Wirksamkeit durch seinen erzieherischen Einfluß. Namentlich

auf seine Klasse, die Prima, deren Inspektor er war. Er fing an, uns als heranwachsende Jünglinge zu behandeln, erwies uns Vertrauen, schützte uns gegen Maßregelungen und Willkürlichkeiten, zu denen andere Lehrer gelegentlich aus einer gewissen Eiferjucht auf den Einfluß und das Ansehen der Prima neigten und drängten. Er hielt mit uns Leseabende auf seinem Zimmer, verkehrte mit uns in mehr gesellschaftlichen Formen, verstand es aber auch wieder sehr wohl, durch ernste Vorstellungen pädagogisch auf uns einzuwirken. Ein Beispiel davon ist mir unvergeßlich geblieben. Einer von uns Primanern war körperlich schwach, dabei übergutmütig, in seiner äußeren Erscheinung, namentlich seiner besonders schlechten, auffallenden Kleidung zu Neckereien provozierend. Das trat einmal auf einem Spaziergang besonders hervor. Er trug einen sehr kurz gewordenen, knappen, vieltragigen Mantel, eine spitze grüne Kosakenmütze, und sah wirklich wunderbarlich und auffallend aus, obgleich wir doch alle durchaus keine Elegants oder Stutzer waren. Die Kleinen umschwärmten ihn daher, wie die Krähen die Gule, zupften ihn hier und zerzten ihn da, und wir, seine Klassenkameraden, ließen das ruhig, wohl auch hin und wieder schmunzelnd, geschehen. Auf Schmidts Stirn sahen wir Wetterwolken sich zusammenziehen, die sich auch gleich nach der Ankunft zu Hause entluden. Er beschied uns in sein Zimmer, hielt uns eine scharfe Strafpredigt des Inhaltes, daß es lieblos ja unbarmherzig, aber auch für unsere Klasse schmachvoll sei, wenn wir einen zufällig schwachen Primaner von Quintanern und Sextanern malträtieren ließen. Wir kehrten ziemlich begossen in die Klasse zurück, aber innerlich überzeugt von der Wichtigkeit dieser Argumentation. Sofort faßten wir den Beschluß: „Wer Specum — das war sein Spitzname — noch anrührt, kriegt Hou!“ Gleich darauf ging ein Tertianer ahnungslos

durch und zupfte Specum, wie das so üblich war, en passant an den Haaren. Sofort wurde er gepackt, über die Bank gestreckt, weidlich gedroschen und mit der Notifikation entlassen: „Wer Specum anrührt, kriegt Haut! Sag das allen andern!“ Demgemäß wurde auch verfahren, und das wirkte wunderbar: Specum hatte fernerhin Frieden. Das war, wie mir scheint, ein pädagogisches Meisterstück von Schmidt. Aber gewiß nicht das einzige. Ich namentlich habe ihm viel zu danken: ich kam aus der steten Oppositionsstellung heraus, die mich wohl bis zur Erbitterung gereizt hätte, zu wirklicher Achtung und Zuneigung wenigstens gegen diesen und bald auch gegen andere Lehrer. Freilich konnte Schmidt in dieser Zeit nur einen moralischen, keinen christlichen Einfluß ausüben, da er selbst erst in Jellin durch Valentin Holsts gewaltige Predigt und persönlichen Einfluß zu christlicher Erkenntnis und zum Glauben kam, wie er in seiner Rede und seinem curriculum vitae an seinem 25jährigen Jubiläum bekennt.

Neben diesen freundlichen Gestalten frommer Männer erhebt sich aus der Tiefe meiner Erinnerung die düstere Gestalt des Mecklenburgers Wahnschaft. Eine mächtige, knochige Mannesgestalt mit schwarzem, langem, gelocktem Haar, dunklen Augen, die hinter einer schwarzen Schildpattbrille fast drohend hervorblitzten, von sehr wechselnden Stimmungen beherrscht, bald von einer an Frivolität streifenden Lustigkeit, bald einer tiefen grimmigsten Melancholie. Er war auch Philologe von Fach, aber kein unbedingter Lobredner der alten Klassiker, sondern stand vielen von ihnen sehr kritisch und boshaft kritteln gegenüber. Namentlich wurde er nicht müde „den lebernen Rikero“ herunterzureißen, den die Prima bei Schmidt traktierte, und den Livius herauszustreichen, den wir bei ihm lasen. Er war auch in den lebenden Sprachen bewandert und mit ihren

Litteraturen bekannt, dokumentierte aber auch hier seinen sehr selbständigen, wenig landläufigen Geschmack. In den französischen Übersetzungs- und Litteraturstunden, welche er der Prima erteilte, zerfleischte er förmlich die sogen. Klassiker, z. B. Corneille oder Racine, mit seinem persiflierenden Spotte, während er bedauerte, mit uns nicht die echten französischen d. h. satyrischen und erotischen Dichter lesen zu dürfen. Unter den deutschen Dichtern stellte er Rosegarten als seinen Liebling am höchsten, den andere Sterbliche doch nur aus sehr vereinzeltten Proben in veralteten Anthologien zu kennen pflegen. Aber interessant, ja pikant waren seine Stunden, und etwas Tüchtiges lernte man trotz alledem beim alten Wahnschaft. Er stand bei den Primanern namentlich in Gunst, weil er der erste Lehrer war, der den richtigen Takt hatte, sie mit „Sie“ anzureden, während andere Jungchen, Seminaristen, sie immer noch mit „Du“ traktierten. Überhaupt verkehrte er mit ihnen als Erwachsenen mehr al pari, und regte sie dabei zu Gedanken an, freilich nicht immer gerade zu guten und heilsamen, denn er war offenbar sehr negativ gerichtet, ein grimmiger Demokrat. In einem Anfall seiner schwärzesten Melancholie hatte er coram publico Hollanders Frau beleidigend wegen ihrer Kindererziehung getadelt. Das vertrug der Alte nicht, dazu war er ein viel zu ritterlicher Chemann: Knall und Fall mußte Wahnschaft die Anstalt verlassen. Darauf war es ihm jahrelang in Rußland so schlecht gegangen, daß er sich schämte, den Betrag seiner Gage zu nennen. Endlich hatte er in seiner Heimat eine gute Anstellung gefunden. Aber sein Ende war erschütternd. In einem öffentlichen Seebade war er, bei Rostock, in Gegenwart vieler Leute hinaus ins Meer geschwommen, hatte sich hoch im Wasser aufgerichtet und sich einen heimlich mitgenommenen Dolch zweimal in die Brust

gestoßen. Als ihn die sofort ausgelegten Boote erreichten, war er eine Leiche. Sein übermächtig gewordener Trübsinn und seine Gottverlassenheit hatten ihn in den Tod getrieben.

Aus der langen, fast unübersehbaren Reihe der *diminorum et minimorum gentium* treten mir manche wunderliche Käuze in die Erinnerung, von deren manchem es fast zweifelhaft erscheinen möchte, ob und warum es solche Käuze geben muß. So z. B. ein Mathematiker, der sein Glück in Amerika gesucht, es aber dort offenbar nicht gefunden hatte. Denn er hatte seine Rückreise nur als Feizer auf einem Dampfer ermöglichen können, war aber offenbar ein widerborstiger Gefelle geblieben. So konnte er es nicht vertragen, daß Hollanders Frau die Mittagstafel aufhob, ehe er aufgeessen hatte, vielleicht ohne daß sie es bemerkt hätte. Er unterbrach darum einmal das Tischgebet durch die laut dazwischen gerufene Forderung, die Knaben an seinem Tische sollten sitzen bleiben, bis er fertig sei, worauf Hollander mit seiner vor der ganzen Anstalt ausgesprochenen Entlassung erwiderte. So noch ein anderer Mathematiker, der so verlegen und autoritätslos war, daß er sofort nach seinem Eintritt in die Klasse den Schülern den Rücken zuwandte, sich der Tafel zuehrte und nun abwartete, ob und bis jemand an diese trat und den verlangten Lehrsatz bewies. Die übrige Klasse beschäftigte sich unterdes ein jeder nach seiner Anlage und Liebhaberei: einige lasen, andere machten ihre schriftlichen Arbeiten, noch andere spielten Schach, ein paar schliefen lang auf die Bänke hingestreckt, denn es war die verhasste Stunde von 7 bis 8 Uhr morgens. Mit den kleineren Knaben ging er im Sommer botanisieren, einige Schlingel aber unter ihnen ließen ihn und die Klasse in Wald und Wiese botanisieren, suchten aber für sich Beeren und Äpfel in den schon damals gut versorgten Obstgärten

der Bauern. Burden sie dann von den Eigentümern attrapiert und gepfändet, so mußte der arme Lehrer sie noch auslösen. — So war ein Schwabe, dessen Name mir entfallen, der ungehobelteste und bäuerischste von allen, der unter anderem die appetitliche Gewohnheit hatte, jeden Bissen Fleisch durchzukauen und auszusaugen, auszuspeien und, zu Klumpen geballt, in die Hosentasche zu stecken, weil er die Fleischfaser für ungesund hielt. Wir Knaben hielten ihn freilich auch für ungesund, d. h. am Verstande, weil er sich sofort nach seiner Ankunft im Lande, ohne irgendwie dazu gezwungen zu sein, mit wütendem Fleiße auf die russische Sprache warf, russische Stunden bei dem russischen Lehrer nahm, den wir bodenlos verachteten, russische Bücher las und russische Sprachversuche anstellte. Bald entpuppte er sich aber als ein sehr praktischer, zielbewußter Mann: er war nur ins Land gekommen, um russisch zu lernen, und sich von Cotta an der Allgemeinen Augsburger Zeitung als russischer Zeitungs-Translatteur anstellen zu lassen. Sobald er dieses Ziel erreicht hatte, verduftete er ohne Rücksicht auf seinen Kontrakt, mit Verzicht auf das Geld zur Rückreise. Cotta bot ihm offenbar mehr als Hollander. Seine gesammelten Fleischfaser aber habe er sorglich mitgenommen, behauptete die Schulfama. — Soll ich in meinen Erinnerungen noch weiter zurückgehen, so gelange ich zuletzt zu den russischen Lehrern. Von ihnen fällt mir zuerst ein Pole ein. Unser alter Kolenda war ein harmloses altes Kerlchen, der wohl in keiner Knabenseele eine russische Regung erweckt, in keinem Knabenhaupt einen russischen Gedanken angeregt hat. Er liebte es, in Reimen und Sentenzen zu reden: „Alles nach Belieben — Nur nicht übertrieben“ — so mahnte er beim Verteilen der Speisevorräte auf Fußreisen. Wenn Knaben am Nachmittage in seinem Zimmer erschienen und seinen kahlen Schädel, von mächtigen

steifen Haarbüschchen an den Ohren, wie bei einem Eichhörnchenkopfe, flankiert, vor den Fliegen mit einem blauen, baumwollenen Schnupftuch bedeckt, sahen, und sich flüsternd: „Der Lehrer schläft!“ — zurückziehen wollten, tönte es geheimnisvoll wie aus der Höhle der Pythia, hinter seinem Bettschirm hervor: „Lehrer schläft nicht, Lehrer denkt!“ Die Lehrerwürde mußte gewahrt werden, zu schlafen schien ihm eines Lehrers unwürdig. Wenige Jahre darauf war der arme Kerl in bittere Not geraten. Er hatte ein ausführliches originelles Schild in Dorpat ausgehängt, um Schüler für seinen russischen Unterricht zu werben. Aber vergebens. Ein früherer Birkenruher riet aus der Originalität seiner Anzeige auf Kolenda, war gutmütig genug, ihn aufzusuchen und fand ihn hungernd, fast verhungert und dabei sterbenskrank. Da er ebenso reich als mildherzig war, sorgte er für bessere Nahrung, ärztliche Behandlung, kurz für alles Nötige bis zu seinem baldigen Tode, und dann noch für seine würdige Bestattung. Ganz anderer Art war einer seiner Nachfolger, wer weiß, der wievielteste! — Ein Kernruffe aus dem Reichsinnern. Ein großer plumper Mensch, dessen Atem an eine schlimme Vergangenheit erinnerte, und dem die Knaben mit scheuem Ekel auswichen. Im übrigen ein ganz gutmütiges Geschöpf. Über den nächsten Weg für die Russen nach Indien stellten wir schon damals geographisch-ethnographisch-strategische Betrachtungen an. Freilich kamen wir dabei nicht über das Erlernen der Städte in den Ostseeprovinzen und dem Archangelschen Gouvernement hinaus. So harmlos und ungefährlich waren damals unter dem gewaltigen Nikolaus I. noch die Russifikatoren! Der harmloseste aber auch unbrauchbarste war der für uns, die damaligen Abiturienten, bestimmte letzte russische Lehrer, der, ein gewesener Offizier, auf einen deutschen Namen hörte. Wir er-

kannten es in den ersten Stunden klar und deutlich, daß der Mann ein völliger Ignorant war. Ich wurde daher zum Alten dirigiert, um Abhilfe zu suchen. Der Alte war sehr unwirsch: „Ihr seid immer sehr klug! Woher könnt ihr das wissen, daß er nichts versteht?“ „Du kannst dich gleich selbst davon überzeugen, und zwar mit eigenen Augen.“ — Und nun wies ich ihm mehrere Stellen aus unseren schriftlichen Arbeiten vor, bei denen er in dem einen Hefte eben das als Korrektur hineingeschrieben, was er in einem anderen als Fehler angestrichen hatte. Der Alte wurde kleinlaut: „Nun ja, du magst recht haben! Aber was soll ich machen! Wo kriege ich denn gleich einen anderen, besseren her?“ „Das wird freilich bei der Kürze der Zeit kaum möglich sein. Aber laß uns vom Kreislehrer Privatstunden geben; der versteht wenigstens richtig zu schreiben und kann uns unsere schriftlichen Arbeiten korrigieren.“ — Dieser russische Kreislehrer in Wenden war schon einigemal stellvertretend eingetreten, aber seine Stellvertretung hatte wegen seiner Hinneigung zu Spirituosen gewöhnlich ein Ende mit Schrecken genommen. „Mit dem werdet ihr ja aber wieder Skandal machen!“ „Ich verspreche dir, es soll nichts vorkommen: sitzt uns doch das Messer an der Kehle.“ — Hollander lachte und sagte: „Gut, ihr sollt ihn haben!“ — Und wir bekamen ihn und bestanden alle das Examen auch im Russischen; Dank sei dem harmlosen Examinator, Professor Rosberg, dem geborenen Deutschen und verborgenen Lutheraner.

Ende des Sommersemesters 1841 wurden wir aus der Anstalt entlassen. Mit sehr geteilten Empfindungen schied ich aus ihr. Mit Behmut sagte ich zugleich vielen munteren und auch lieben Kameraden und zugleich dem Knabenalter und Schülerleben Valet. Zwar habe ich als Knabe kein ungetrübt heiteres Temperament gehabt, bin kein fröhlicher,

liebenswürdiger Charakter gewesen, vielmehr hatte ich während meiner Schulzeit etwas Trübes, Schweres, wie von einem Schatten Verschleiertes. Ich kannte eben den Herrn nicht und stand seinem Heile durchaus fern, ein dunkles Sehnen trieb mich nur, und ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Wo und wie ich ihn suchen sollte, davon hatte ich keine Ahnung. Ich setzte aber meine unklare und gestaltlose Hoffnung auf das Studium der Theologie. Für dasselbe hatte ich mich etwa ein Jahr vorher entschieden. Wie ich aber zu dieser Entschliesung gelangt bin, das kann ich selbst nicht angeben. War mir doch unter den wenigen Pastoren, die mir bekannt waren, keine einzige imponierende oder herzugewinnende Persönlichkeit entgegengetreten, hatte mir kein einziges Amtsleben, das mir vor die Augen getreten war, ein anziehendes, lockendes Vorbild gewährt. Und zugeredet wurde mir von keiner Seite, vielmehr waren meine Eltern beide nicht mit meinem Plane einverstanden. Ich selbst verstand ihn auch wenig zu motivieren und zu vertreten, aber ich mochte an keinen anderen Beruf denken. So ließen mir denn meine Eltern den Willen und ließen mich schon in Birkenruh einen Anfang im Hebräischen machen. Der Tübinger Böffler war mein Lehrer, aber viel gelernt habe ich bei ihm nicht; ich weiß nicht, lag die Schuld an ihm oder an mir. Freilich habe ich es auch später im Hebräischen nicht weit gebracht, wohl in Folge meiner schwachen Vorkenntnisse und des guten, hölzernen Keils, des damaligen alttestamentlichen Exegeten, unüberwindlicher Langweiligkeit. Mit Wehmut schied ich auch von meinen Kameraden. Denn wenn auch für sentimentale Freundschaften Birkenruh nicht der Boden war und dort nicht die Luft wehte, so herrschte doch fast durchweg ein freundlicher Ton und kameradschaftlicher Verkehr unter den Böglingen. Rohe Mißhandlungen Kleinerer, bittere Feindschaften zwischen Alters- oder Klassen-

genossen, hochmütiges Abschließen der Klassen gegeneinander kamen kaum vor. So gestaltete sich das Leben in der Anstalt im allgemeinen ja schon freundlich, ich aber hatte in ihr, namentlich in den letzten Jahren als Primaner und mehrfacher Spitzführer das Glück, wirklich fast allgemein beliebt und geliebt zu sein. Und doch: was und wieviel ist mir von allen jenen fröhlichen Kameraden fürs Leben geblieben? Wie viele dauernde treue Freunde? Nicht ein einziger! Die allermeisten verlor man schon beim Austritt aus der Schule aus den Augen, aus dem Sinn, viele weitere auf der Universität und durch die Universität, von der schon stark zusammengeschmolzenen Schar eine Menge durch verschiedene Lebenswege, verschiedene Lebensstellungen, verschiedene innere Entwicklung. Nur einem Schulkameraden gegenüber blieb mein Verhältnis nicht bloß auf der Universität und in der Korporation, sondern auch im Amte ein innigeres, auch bis ins höhere Alter hinein.

Neben der rückschauenden Wehmut nahm aber die Hoffnung einen großen Raum in dem jungen Herzen ein, die Hoffnung, von der Schuldisziplin, dem vielfachen Zwange des Anstaltslebens, der allseitigen Abhängigkeit frei zu werden, kein Knabe mehr zu sein, und nicht mehr als solcher überall und von jedermann angesehen zu werden, sondern als Jüngling, als junger Mann zu gelten und sich zu fühlen. Dazu kam dann noch die Aussicht, aktiv in das Studentenleben eintreten zu können, den fast mythischen Schleier lüften zu dürfen, der es vor dem profanen Auge lockend verbirgt, und seine halb poetischen, halb realistischen Freuden kosten und genießen zu dürfen. Eine besonders mächtige Anziehungskraft übte das korporelle Leben mit seinen Mysterien, wie sie dem Auge des Neophyten erschienen, das mit seinen fröhlichen Gelagen, brausenden Kommerzen bei Lieder- und Becherklang, seinen Farben und Schlägern, seinen Jugendfreundschaften und Bestrebungen

Maurach, Eines livländischen Pastors Leben und Streben.

und Zielen wie ein reizendes Feenland vor der Phantasie des Jünglings in rosigem, funkelndem Lichte dalag. Uns Birkenruhern war das ein fast ganz unbekanntes Land, seine sinnlich wahrnehmbarsten Genüsse wie das Rauchen, Kneipen, Rapiereu, Gesellschaften, Bälle, Ausfahrten u. dgl. hatten uns in unserem abgeschlossenen Schulleben kaum gestreift. Das landsmannschaftliche Leben trat uns in greifbarer Gestalt zum erstenmal nahe, als etwa ein Jahr vor unserem Abgange zwei frühere Birkenruher, ältere Schulkameraden, als livländische Landsleute, in rot-grün-weißem Schmucke, Birkenruh besuchten, unsere Spiele mit ihrer Teilnahme beehrten, mit uns herablassend sich unterhielten, uns viel erzählten. Namentlich übte Leonhard Stunde, eine wirklich liebenswürdige Persönlichkeit, voller Geist und Gemüt, eine mächtige Anziehungskraft auf uns aus. Bei den meisten von uns stand es von da an fest, daß wir uns zur Livonia halten wollten. Freilich erreichten von vieren nur zwei das Ziel, die Farben zu erlangen, aufgenommen zu werden, zwei blieben „Wilde“, einer schlug sich zu den Kurländern, aber, glaube ich, zu seinem Unheile, denn er versank in Trunk und Viederlichkeit, ging vollständig zu Grunde und starb in Verkommenheit und Stumpfsein. Aus uns anderen sind ganz brauchbare und auch achtbare Männer geworden, wenn auch keiner von uns hervorragend begabt war. Nur einer von uns hat es bis zum Professor gebracht. Als solcher war er freilich nicht gerade bedeutend, wohl aber als praktischer Arzt. Mir war besonders lockend die Aussicht, auf der Universität nicht mehr in meinen Studien gebunden zu sein, namentlich vom Russischen und der Mathematik befreit zu werden, sondern nach meiner eigenen Wahl und eigenem Geschmack studieren und lesen und auch die Hallen der theologischen Wissenschaft betreten zu dürfen. Vorläufig

waren wir freilich noch nicht so weit: zwischen uns und dem ersehnten Ziele stand noch das Schreckgespenst des Rezeptions-examens! Zu demselben wurden wir dann vor dem Schul-schluß feierlich und auch recht herzlich entlassen, gewissermaßen als Pfadfinder und Bahnbrecher, denn wir waren ja die ersten, welche direkt von Birkenruh aus die Universität beziehen sollten. Bewegten Herzens verließen wir die Stätte, welche uns sieben und mehr Jahre beherbergt, uns deutsche Bildung geboten, und das Fundament unserer ganzen Entwicklung gelegt hatte. Im mächtigen Sechsspänner legten wir die ganze Strecke bis Dorpat per Post zurück — die meisten von uns machten ihre erste Reise mit der rasenden Schnelligkeit der damaligen Post, und mit klopfendem Herzen fuhren wir zum erstenmal in Dorpat, Embach-Athen, die Musenstadt, noch nicht Surjew, ein. Aber noch stand das Examen vor uns als hemmende Barriere, als verschließendes Thor, als dunkles, drohendes Verhängnis. Eigentlich aber hatten wir Birkenruher doch keine große Angst vor demselben. Waren wir uns doch dessen bewußt, daß wir in den Haupt-fächern wenigstens was Solides gelernt hatten, nur das Russische und allenfalls die Mathematik machte uns Sorge. Wir und die Krümmerianer, die Zöglinge der mit Birkenruh mit Auszeichnung rivalisierenden parallelen Anstalt in Werro, setzten uns demonstrativ auf die vordersten Bänke, wie früher schon erwähnt, um damit anzuzeigen, daß wir „Spicker“ und Geselsbrücken verachteten, und erwiesen uns mit Selbstbewußtsein als hilfreich und gut gegen die unglücklichen Mullen, welche mit Zetteln, Worten und Blicken um unsere Hilfe uns ansahen. Zwei Tage lang dauerte die Presse, während jetzt die Examina Wochen in Anspruch nehmen. Das Resultat fiel aber für uns Birkenruher nicht so glänzend aus, wie wir in unserem Stolze erwartet hatten: wir be-

kamen alle, bis auf einen nur Nr. II. Daß ich nicht in den alten Sprachen, ja nicht einmal in der Geschichte Nr. I bekam, schlug meine Einbildung sehr nieder und verdroß mich heftig. Erst als mein Vater mir beruhigend erklärte, ihm sei die Nummer total gleichgültig, beruhigte ich mich auch, und freute mich ungetrübt der Rettung aus dem Löwenrachen, des glücklichen, wenn auch glanzlosen Durchgekommenseins. Nun folgte die Immatrikulation mit dem, data dextra, damals von uns noch ohne Strupel gegebenen Ehrenworte, daß man zu keiner geheimen Verbindung treten werde, worauf man sich denn ohne Verzug zum Eintritte in die erwählte Korporation meldete. Das mußte freilich die gesamte Univerſitätsobrigkeit ebenso genau, als die Burschenwelt und das ganze Publikum.

---

### III. Auf der Universität.

---

Das Universitätsleben bewegt sich entweder um ein Zentrum, sei es das Studium, sei es das studentisch-gesellige Leben, oder um diese beiden als um zwei Pole. So war es bei mir. Ich belegte eine mäßige Anzahl Kollegia, philologische, philosophische, exegetische, kirchenhistorische. Die philologischen bei Neue gewährten mir Nutzen und, namentlich durch das schöne Latein, das er sprach, einen wahren Genuß, das philosophische bei einem so unbedeutenden Dozenten, daß mir selbst sein Name entfallen ist, war so abschreckend, daß ich einmal und nicht wieder kam. Die Kirchengeschichte von Busch in pietistisch-sentimentalem Tone, ohne Saft und Kraft vorgetragen, konnte mich und niemanden fesseln. Des guten trockenen Neils Exegese vermochte keinen zur Schrift zu locken, noch auch in sie einzuführen. Zuerst versuchte ich es wohl damit, schrieb sogar nach, aber seine Langweiligkeit war unüberwindlich, und ich begnügte mich bald damit, ab und an als Irrstern im Dämmer seines Nachmittagskollegs zu erscheinen. Von Leuchten war freilich nicht die Rede, ebensowenig bei mir wie bei ihm. So brachte das erste Semester wohl keine andere Frucht, als daß ich das Semestral-examen in den sogenannten philosophischen Fächern, das als „Graduale“ zog, d. h. galt, abmachte: eine magere Ernte!

Viel anziehender war der andere Pol, das studentische Leben. Meinem eigentlich nur instinktiven Zuge zur Livonia folgend, stellte ich mich auf der sogenannten Branderkneiperei ein, um meine Neigung, zu ihr mich zu halten, zu dokumentieren. Obgleich man uns Füchsen sehr wenig oder eigentlich gar nicht entgegenkam, denn alter Gewohnheit gemäß wurde in der Livonia das sogen. Keilen, d. h. Anwerben, aufs sorglichste gemieden, meldete ich mich zunächst als „Fechtbodist“ zur ersten Stufe korporeller Hierarchie, ward acceptiert und von da an auch meist sehr freundlich empfangen, namentlich auch von mehreren hervorragenden „alten Kerlen“; meldete mich dann auch ohne unzweckmäßige Blödigkeit zum Landsmann, und erhielt wirklich schon Anfang September 1841 die ersehnten, ehrenden und beglückenden Farben. Mein späteres Leben ist nicht gerade reich an Ehrungen gewesen. Sind sie doch überhaupt auf der theologischen Laufbahn nur spärlich und bescheiden, wie die Fürstin Suworow das scharf und schlagend illustrierte, als sie an Alexander Ottingen, um ihn von der theologischen Laufbahn abzuschrecken, die Frage richtete: „Was können Sie werden? Höchstens was alte Klodt (der damalige Generalsuperintendent) is! Aber was is alte Klodt? Führt mit Fuhrmann (Mietdroschke)!“ Und diese spärlichen Ehren haben sich auch nicht einmal auf meinem Haupte niedergelassen, sondern haben es höchstens gestreift. In Bezug auf die Professur der praktischen Theologie hat man an mich einmal gedacht, zum Brustkreuz bin ich vorgeschlagen worden, zum Schulrat bin ich proponiert, zum Propste bin ich dreimal gewählt, aber wegen des von mir eröffneten Kampfes mit der griechischen Kirche keinmal bestätigt worden: also nicht einmal dieses äußerste Zipfelchen von Ehre ist mir zu teil geworden! Aber ich glaube, wenn ich auch mit allen diesen klerikalen Ehren gekrönt worden wäre, so hätte

mich doch keine so beglückt, ja berauscht, wie der rot-grünweiße Deckel. Denn er ist nicht bloß eine Ehrung im allgemeinen, sondern eine Ehrung von Gleichgestellten, Kameraden, Genossen, nicht bloß ein Abzeichen, sondern das Unterpfand sehr wichtiger und erfreulicher Rechte und Vorrechte, für eine ganze, wenn auch kurze Periode des Lebens, das Symbol einer nicht bloß für die Studien= sondern die Lebenszeit geschlossenen Verbindung, ein Erkennungs= und Abzeichen für die vorhergehenden und nachfolgenden Generationen. Wenn nun auch auf diesem Gebiete das spätere Leben, das praktische, bürgerliche, philisterhafte, laue, frostige, kalte, viel schmerzliche Täuschungen und Enttäuschungen bringt — denn wie viele Universitätsfreundschaften widerstehen dem Frost des Alters, überdauern Raum und Zeit, überwinden Entfremdung und Zerwürfnisse, und halten aus und halten vor bis zuletzt! — So sammeln sich aber doch um den alten dreifarbigigen Deckel gleichsam die Geister einer freundlicheren und froheren Vergangenheit, und öffnen wohlthuende Ausblicke auf die Gegenwart und Zukunft!

Es stand aber meiner jungen Burschen=Lust und =Herrlichkeit noch in meinem Fuchsjahre eine ungeahnte, unliebsame, gewaltsame Unterbrechung bevor. Ein Philologe Stürmer, ein Wilder, d. h. ein Nichtkorporeller, war im philologischen Seminar wegen nachlässiger, vielleicht auch unschicklicher Haltung vom Professor Preller berufen worden, hatte repliziert — und so hatten sie sich gegenseitig mit Redensarten geschädigt, d. h. beleidigt, die durch das lateinische tu nicht gerade höflicher klangen. Stürmer wandte sich klagend an den Chargiertenkonvent. Dieser entschied, wie es scheint, etwas zu sehr kurzer Hand: Professor Preller müsse Stürmer im Kolleg eine Erklärung geben, widrigenfalls werde er ausgetrommelt. Zu dieser hochwichtigen und zugleich interessanten

Staatsaktion hätten sich alle Füchse und alle sonstigen Bursche, welche noch nicht allzuviel auf dem Kerbholz hätten, zur Erfüllung ihrer Burschenpflicht, einzufinden. Zur bestimmten Stunde war denn auch das enge, von ein paar elenden Talglümmeln äußerst spärlich beleuchtete Philosophicum steckendvoll von Studenten aller Farben, Korporellen und Wilden, die lustig aufgereggt sich einen Hauptspaß versprachen. Breller ließ sich durch den dichtgedrängten Haufen, der ihn zuerst schweigend empfing, nicht abschrecken. Er betrat das Katheder. Sowie er aber begann: „Meine Herren, diese Sache gehört nicht vor Ihr Forum!“ — brach ein tobendes, johlendes, schreiendes Getöse los: „Heraus, heraus, Breller heraus!“ — Breller aber ließ sich nicht einschüchtern, wich und wankte nicht. Zwei ältere Livländer, die Gebrüder Freymann, verlangten und erlangten auch Stille, um zu verhandeln. Sie verlangten also vom Professor, er solle dem Studenten hier selbst eine öffentliche Erklärung geben. Dazu war dieser begreiflicherweise nicht geneigt. So brach denn der Lärm mit wütendem Trampeln und Trommeln wieder los. Da erschien plötzlich der aktive Prorektor Volkmann — der Rektor Ullmann war schwer krank — sehr aufgereggt und erschreckt, und eilte auch zum Katheder. Es wurde gerufen: der Prorektor, Mühen ab! — Und es wurden auch die Häupter entblößt, und die ganze Schar war mäuschenstille. Der Prorektor fand aber auch nicht das rechte Wort, sondern drohte nur mit Bestrafung, verschwand mit Breller im anstoßenden Auditorium und ließ dann die Meute der Budel — die Bedelle — auf die Studenten los, welche nun rechts und links in aller Eile Duzende vor das Universitätsgericht citierten. Es entstand ein gewaltiges, zum Teil gefährliches Gedränge im Saal, in der Thür und auf der Treppe. Das Resultat der Razzia waren ca. hundert Citirte und darüber. Nun

begann auch das Universitätsgericht, als Bluttribunal, unverzüglich seine Arbeit: es wurde citiert, inquiriert, kaptiviert einer-, und geleugnet, gelogen, verschleiert anderseits nach Kräften, wie das so zwischen dem Universitätsgerichte und den Studenten üblich war. Die Untersuchung dauerte bis über das Weihnachtsfest hinaus, und das Resultat war: der unglückliche Stürmer wurde auf ewige Zeiten relegiert, also seine ganze Lebenslaufbahn verdorben, fünf Studenten, und unter diesen auch ich, erhielten das consilium abeundi auf ein Jahr, der ganze große Rest bekam Karzerhaft von verschiedener Frist. Ich wurde besonders bedauert, weil sich in Frauenmunde der Mythos gebildet hatte, ich sei ein so unverdorbenes Jüngling, daß ich es nicht über mich habe bringen können, vor dem Universitätsgerichte zu lügen, wie das üblich und in diesem Falle auch abgemacht war. Man that mir aber eine unverdiente Ehre an: ich hatte trotz meiner Jugend, ebenso wie alle anderen, mich von einem gewiegten Juristen auf die zu gebenden Antworten dressieren lassen, und hätte auch ebenso unverfroren, wie sie, geleugnet, wenn ich nur nicht nonchalant und gedankenlos gewesen wäre. Es war nicht, das muß ich offen gestehen, unbeugsame Wahrheitsliebe bei mir, sondern pure Gedankenlosigkeit und Bergeßlichkeit gegenüber der vom „Frager“, unserm tüchtigsten Juristen, empfangenen kriminalistischen Drillung.

Binnen zweimal 24 Stunden mußten wir Ausgeschlossenen Dorpat verlassen, das wurde uns von der Polizei streng, aber auffallenderweise in höflicher Form angesagt. — Wohin nun? Nach Hause auf keinen Fall! Das wäre ein zu trübseliges Wiedersehen, ein unerträglicher Aufenthalt gewesen. Überdies wollte ich auch meinem Vater auf keinen Fall auf der Tasche liegen. Was aber denn? Da wurde mir eine Hauslehrerstelle angeboten, und ich schlug sofort

ein, obgleich die Bedingungen keineswegs brillant waren. Die Spötter und Witzbolde behaupteten sogar, meine Gage habe in 50 Rbl. und einem Paar Stiefel bestanden. Aber, wie gesagt, ich schlug ein, schickte meinem Vater den Semesterwechsel in denselben von ihm empfangenen 100 harten Rubeln wieder zu (so viel betrug er und es genügte!) — und reiste per Post — denn Reisegeld hatte ich empfangen — meinem Bestimmungsorte, Duckershof bei Wolmar zu. Die ersten Wochen hindurch war ich wohl in recht trübseliger Stimmung. Mitten aus der brausenden Jugendlust gerissen und in ein sehr stilles Haus, in das einsörmige Philisterleben verschlagen, mit der Aussicht, wenigstens ein Jahr in dieser Einsamkeit und Verbannung verbringen zu müssen, war mir wohl recht miserabel zu Mute. Aber mein Prinzipal war ein gutes, bewegliches altes Kerlchen, mit dem ich ganz gut auskam, seine Frau und deren Schwester, beide Pastorentöchter, gebildete und wohlwollende, freundliche Damen, erwiesen mir viel Freundlichkeit. Die Kinder waren gutgeartet und wohlherzogen, wenn auch nicht gerade begabt, aber willig und fleißig. Sie machten mir wenig Not und schlossen sich mir bald an. Namentlich die jüngste Tochter, ein quikkes, entwickeltes Kind, beschäftigte sich und mich zu Stunden in meinem Zimmer. So lebte ich mich bald ein und fühlte mich im ganzen recht wohl in meiner Stellung und bei meiner Arbeit. Bedeutungsvoll wurde für mich aber die Bekanntschaft mit Ferdinand Walter, dessen Kirchenvorsteher mein Prinzipal war, den ich mehrere Male dort im Hause sah, dessen Kirche ich fleißig besuchte, welcher mir mit lebenswürdiger Herablassung entgegenkam, und der mich mit dem ganzen Zauber seines Geistes und seiner Persönlichkeit anzog. Auch die wöchentlichen Leseabende im Pastorate besuchte ich fleißig. Ich gewann jetzt erst die Anschauung von der

Thätigkeit eines Land- und zugleich Stadtpastors und wurde von Walter zu einer solchen erwärmt und durchglüht. Die Stunden in seiner Gesellschaft waren mir immer wahre Feierstunden, die wohl nie ohne Anregung zu Gedanken, Empfindungen und Vorsätzen an mir vorübergingen. Und diese ersten Eindrücke von Walters gewinnender und groß angelegter Persönlichkeit sind nie in mir verwischt worden: obgleich wir nachher in unseren parlamentarischen Synodalkämpfen häufig unsere Schwerter gekreuzt haben, so ist doch die Liebe zu ihm in mir nie erloschen. So brachte mir dieses Jahr der Verbannung — denn also sah ich es an — neben dem Gewinn, daß es mich lehrte, in meinem achtzehnten Jahre auf eigenen Füßen zu stehen und mir mein Brot selbst zu verdienen, den noch größeren, mich zur Hingabe und Begeisterung für eine bedeutende Persönlichkeit, einen mächtigen Geist, einen Mann vom Wirbel bis zur Zehe zu erwärmen.

Das Jahr, in dessen zweiten Semester ich meinen um 10 Jahre jüngeren Bruder zu mir nahm, um ihn auch zu unterrichten und ihn namentlich in die ersten Anfänge des Lateinischen einzuführen, ging, wenn auch langsam, so doch schließlich zu Ende, und es begann die Sorge um eine Wiederaufnahme. Ein wohl stilisiertes Gesuch an den Kurator Crafftström, tragikomischen Angedenkens, ging ab, aber — es kam keine Antwort. Ich liquidirte meine Stelle, und machte mich spät im Januar bei grundlosen Wegen nach Dorpat auf, um meine Sache persönlich zu betreiben. Ich puffte mir runden Hut und schwarzen Frack auf, mir bis dahin völlig fremde Behikel, machte Sr. Excellenz meine Visite und fragte nach der Entscheidung über mich. Die kühle Antwort lautete, sie sei noch nicht vom Minister eingetroffen, aber er, der Kurator, werde sich für meine Sache

interessieren. Ziemlich deprimiert trollte ich ab, entschloß mich aber, noch bei dem Kanzleidirektor anzufragen. Als ich diesem Herrn des Kurators Antwort referierte, sagte er: „Ach der weiß ja immer von Nichts etwas! Die Entscheidung vom Minister ist längst eingetroffen. Sie können morgen am Tage wieder immatrikuliert werden!“ Und so geschah es. In der Freude meines Herzens beschloß ich ein übriges, eigentlich ein überflüssiges zu thun, nämlich dem Kurator wieder eine Visite zu machen und ihm zu danken dafür, daß er — Nichts gethan hatte. Jetzt wurde eine sogenannte Glocke (Uniformsfrack) und ein Dreimaßter gepufft, dieser aber schamhaft unter dem Mantel versteckt (denn man schämte sich, in der Gala-Uniform sich zu zeigen), und wieder in die öde Junggesellenwohnung des alten Soldaten gestiegen.

Als er aus meinen wohlgesetzten Dankesworten den Stand der Angelegenheit erkannte, gab er sich ein air, aber ein wohlwollendes: „Sehen Sie, Herr Maurach, Sie haben Unglück gehabt,“ (diese liberale Bezeichnung für mein disziplinarisches Verbrechen drückte mich zu einer tiefen, schweigenden Verbeugung herab) — „Professor hat wohl recht gegen Studenten, aber Student nicht gegen Professor“, — (abermahlige Beugung vor so tiefer Regierungsweisheit) — „nehmen Sie sich das zur Richtschnur!“ (Schlußverbeugung vor der milden, pädagogischen Weisheit, obgleich es mir unklar war und blieb, ob das Das, welches ich mir zur Richtschnur nehmen sollte, mein Unglück oder das vorhandene Recht des Professors oder das mangelnde Recht des Studenten war, oder was sonst? Das ist leider auf immer in den Tiefen des Crafftströmschen Kopfes oder seiner Rede verborgen geblieben!)

Doch machte mir der weisen Rede tief verborgener Sinn

wenig Kopfzerbrechens, mir genügte es vollständig, daß ich unzweifelhaft und unanfechtbar „in die Zahl der Studierenden wieder aufgenommen war“, wie der offizielle technische Ausdruck lautete. Ich begann nun nach dem unliebsamen Abschnitte, welchen das consilium mir gemacht hatte, gewissermaßen von neuem meine Studienzeit. Und zwar gilt das zunächst von meinem eigentlichen, meinem theologischen Studium. Wie ich schon früher bemerkte, hatten mich die bisher gehörten theologischen Dozenten sehr wenig befriedigt: Busch durch seine süßliche, gemachte Manier sogar zurückgestoßen, Keil in seiner ehrlichen, aber trockenen Orthodoxie kühl gelassen bis ins Herz hinein. Unterdes war durch Gottes Gnade ein anderer Mann auf den Plan getreten: Fr. Ad. Philippi. Schon die öffentliche Stimme unter den Studenten sagte von ihm: „Das ist ein ganz anderer Kerl, als die übrigen oder die anderen Bonzen.“ Interessant war er schon als „getaufter Jude“, und doch mochte wohl kaum jemand ihn mit dieser halb verächtlichen Bezeichnung nennen. Denn er war ein rechter Israelit, in welchem kein Falsch war, ein rechter Mann und ein rechter Christ. Nachdem Ferdinand Walter mich für das Amt erwärmt hatte, zog mich Adolph Philippi an sich zu wissenschaftlichem Arbeiten. Ich hörte successive ein neutestamentliches Exegetikum, den Epheferbrief, die Dogmatik, Symbolik und Ethik bei ihm und zwar mit solcher Konsequenz und Treue, daß Philippi mir später gelegentlich einmal sagte: „Ich habe Sie bewundert, wenn ich Sie, den forschen Livonen, auch am Morgen nach einem Kommerz, oder gar nach dem Stiftungstage, immer wieder auf Ihrem Platze sah.“ Philippi's zugleich ernste wissenschaftliche und von warmem Glauben belebte Art der Darstellung ließ mich eben nicht los. Er ist mir in seiner fest geschlossenen Rüstung der altlutherischen Orthodoxie,

in welcher aber der lebendige, persönliche Glaube pulsierte, wie ein gepanzerter Eisenritter vorgekommen, der doch nicht starr und tot, sondern voll Leben, Bewegung und Kraft war. Am mächtigsten hat mich angezogen und am nachhaltigsten auf mich eingewirkt sein sechsständiges, durch mehr als zwei Semester fortgesetztes dogmatisches Kollegium. Es hat mich zum orthodoxen Lutheraner gemacht. Ein solcher bin ich geblieben und werde es — so Gott will! — bis zu meinem Lebensende bleiben! Philippis Wirksamkeit erstreckte sich auch weit über sein Kollegium hinaus, auf die ganze lutherische Geistlichkeit und auf die lutherische Kirche selbst, zunächst in Livland, dann aber auch in allen drei Ostseeprovinzen, ja in ganz Rußland. Als er einige Jahre später uns verließ, haben wir um ihn, und er um uns, tief getrauert.

In dieser Zeit ging noch ein neuer, leuchtender Stern am theologischen Himmel Dorpat's auf: Theodosius Harnack. Ein ganz junger, eleganter Kandidat, mit weißen Händen und schwarzen Locken, ein sehr gefeierter und in Dörptscher Weise von den Damen adorierter Prädikant, obgleich er von seinem Konzepte abhängig war und blieb, aber auch ein tüchtiger und ernster Gelehrter. Bei den Männern und namentlich den Studenten schadeten ihm aber seine schönen Locken, denn sie brachten ihn in den Verdacht weibischer Eitelkeit. Wohl auch nicht ganz ohne Grund. Hatte doch selbst Philippi mit seinem faustischen Witz von ihm gesagt: „Abraham war bereit, seinen Sohn dem Herrn zu opfern, nicht aber Harnack seine Locken.“ Doch das waren nur Schlacken seiner jugendlichen Unreife. Im Mannesalter reinigte der Herr ihn von denselben, so daß in seinem Greisenalter das lautere Edelmetall wahrhaft christlicher, rührend kindlicher Demut und Anspruchslosigkeit seine Stirn schmückte.

Als Dozent brachte er als erster die praktische Theologie als Wissenschaft zur Anerkennung, während sie früher doch eigentlich immer nur von oben herab, als quasi Seminaristen-Disziplin war angesehen worden. Besonders gelang ihm das bei der Homiletik und Liturgik. In jener zog er die Studenten an, in dieser machte er unter den Pastoren Schule. Namentlich in Livland haben auch wir Glieder sowohl des ersten wie auch des zweiten liturgischen Komitees in den fünfziger wie in den achtziger Jahren uns unumwunden und unbedingt als seine Schüler bekannt. Durch Harnack ange-regt, unternahm ich es auch, nachdem das ältere liturgische Komitee im Sande verlaufen war, auf eigene Hand in meiner Gemeinde die alte lutherische Liturgie in manchen, mir möglich erscheinenden, Partien wieder herzustellen, unter-nahm ich es auch später, eine Bearbeitung und Rekonstruktion unserer ganzen Agende vorzuschlagen und mit Gottes wirklich wunderbarer Hilfe durchzusetzen, wie ich später zu zeigen ge-denke. Freilich war Harnacks liturgische Ausfaat gleichzeitig auch in Skurland, Esthland, Petersburg, Polen, kräftig auf-gegangen, darum konnte das liturgische Feld gleichzeitig ziem-lich über das ganze Reich hin zum Grünen, Blühen, Reifen kommen. Doch ich greife als enragerter Liturgiker vor: ich kehre von meinen Studien zu meinem Studentenleben zurück, und zwar zunächst zum interkorporellen und dann zum innerkorporellen Burschenleben.

Selbstverständlich beabsichtige ich nicht, eine Geschichte des akademischen Lebens oder, wie man sich etwas hoch-trabend ausdrückt, des Burschenstaates, während der Zeit meines Studiums zu geben, sondern nur meine persönlichen Erinnerungen aus diesem Abschnitte meines Lebens in Bezug eben auf das interkorporelle Burschenleben niederzuschreiben. Dieselben werden aber mit den sonstigen geschichtlichen Dar-

stellungen stimmen, und in deren historischen Rahmen sich einfügen lassen. Als ich im zweiten Semester 1841 immatrikuliert wurde, stand das Studentenleben an einem bedeutungsvollen Abschnitte. Durch des damaligen hochgeehrten Rektors Ullmann Einfluß war gegenüber der halb kindischen, halb frivolen Duellwut, nach langen Debatten und schweren Kämpfen in und zwischen den Korporationen, das Institut des Ehrengerichtes in den Komment — das studentische Gesetz — aufgenommen worden, und war eben daran, sich in dem Burjchenleben einzubürgern. Gegen das Ende meiner Seniorenlaufbahn führte die Strömung gegen das Duell, und namentlich den Duellzwang, zu einer schriftlichen, von einer nicht unbedeutenden Anzahl von Wilden, namentlich Theologen, unterschriebenen, an den Chargiertentkonvent gerichteten Erklärung. In ihr beklarierten sie, das Duell sei gegen ihr Gewissen, und sie könnten daher den, das Duell statuierenden, Komment fernerhin nicht halten, noch sich ihm unterwerfen. Führer dieser „Gewissensfreien“, „Nichtpaukanten“ oder der „sectio divina“ waren der nachherige Propst Ed. Hasselblatt, ein gewesener esthländischer Landsmann, ferner ein geborener Kurländer, der hochbegabte, als angehender Gelehrter, Prediger, Dichter große Hoffnungen erweckende, aber an der Cholera früh und plötzlich, fast in einer Stunde mit seinem Vater verstorbene Carl Hesselberg, eine Persönlichkeit von wirklich bestrickender Liebenswürdigkeit, der Petersburger Carl Behm, der geistliche Vater von Emil Frommel, ein sehr selbständiger Geist und Charakter, und in ihrer Gesellschaft noch viele ehren- und achtungswerte Jünglinge. Die Korporationen befanden sich in ziemlicher Verlegenheit, als ihnen, resp. ihren Senioren diese Erklärung durch je einen Delegierten überreicht wurde. Denn einerseits mußten diese Nichtpaukanten, da sie klipp und klar erklärten, dem Komment

sich nicht fügen zu wollen, unweigerlich „fahren“ d. h. in den Berruf — die Acht und Aberacht — gethan werden. Andererseits war es doch hart, ja unmöglich, diese achtungswerten, stillen, fleißigen, gewissenhaften Leute ebenso zu behandeln, wie obstinate Polen oder gar wie irgend welche verkommene, unhonorige Individuen. Zu mir kam Eduard Hasselblatt. Nach 30 bis 40 Jahren, als wir beide alte Männer geworden waren, bekannte er mir in einer traulichen Sonntagsnachmittagsstunde während der Synode, daß er mir noch einen Dank nicht ausgesprochen habe, den er mir schulde, nämlich für die humane, freundliche und verständnisvolle Art, mit der ich damals ihre Erklärung von ihm entgegengenommen und zu vertreten versprochen habe. Seine Kollegen, die Delegierten an die anderen Senioren, seien sehr viel anders, namentlich vom rigischen und ganz besonders schnöde vom kurischen Senior behandelt worden. Ich habe ihm damals gesagt, ich sähe keinen anderen Ausweg, als den, daß die Konvente die Erklärung quasi als nicht abgegeben ansähen, und dann ihrerseits dafür Sorge trügen, daß ihre Glieder jeden Konflikt mit den Antiduellantem sorglich und gewissenhaft mieden, da es doch unehrenhaft wäre, sich deren relative Wehrlosigkeit zu Nutzen zu machen. Und so ungefähr habe sich auch in der That der Chargiertenkonvent zur Sache gestellt, bis dann später der Duellzwang wirklich und ausdrücklich aufgehoben worden sei. Mir war die ganze Sache entfallen, aber es dämmerte mir in meiner Erinnerung allerdings so auf, als hätte ich diese Auffassung zuerst auf dem livländischen Konvente, dann aber auch auf dem Chargiertenkonvent durchgesetzt. Diese späte Anerkennung, und der nach Jahrzehnten nachgeholt Dank waren mir ebenso wohlthwendig als überraschend. Namentlich von seiten eines Mannes, mit welchem ich im geistigen Zweikampfe oft genug mich gemessen hatte.

Wenn ich jetzt, ein mehr als Siebzigjähriger, mich wieder zurückversehe in meine Studentenjahre, drängen sich mir Goethes Worte auf:

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,  
Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,  
Und manche liebe Schatten steigen auf;  
Gleich einer alten, halbverklungenen Sage,  
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf.  
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage  
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf, —  
Und nennt die Guten, die um schöne Stunden  
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.

Ja, es sind viel liebe Gestalten, die vor mir auftauchen, als die wackeren frühlichen Gesellen, mit denen ich schöne Jugendjahre und schönste Tage verlebt habe, welche ich auch jetzt noch im höchsten Greifenalter gern und dankbar mir ins Gedächtnis zurückrufe. Ich bekenne es freudig, daß mir meine Kvätanen viel Liebe entgegen getragen haben, auch die älteren, die damaligen hochgeehrten Häupter und Führer der Korporation, wie es denn ein unverdientes Geschenk Gottes war, daß ich in meiner Jugend viel Liebe gefunden habe. Es herrschte damals wirklich ein freundlicher, herzlicher Geist und Ton in der Livonia, weit entfernt von rauhem Pennalismus und roher Fuchsthronnei. Man herrschte die Füchse nicht grob und befehlend an, sondern nannte sie gern ganz onkelhaft: „Füchlein“. Man gab sich wirklich Mühe, ihnen nahe zu treten, sie kennen zu lernen, sie heranzuziehen, zu ermutigen, oder, wo es not that, sie zu ducken, zu erziehen. Das wurde als korporelle Pflicht erkannt und wirklich geübt. So sagte einmal Moritz Engelhardt, der hochgeehrte Professor der Kirchengeschichte, zum alten Professor Bidder von mir: „Ich sehe Maurach noch vor mir, wie er am Sineiptische präsiidierte, den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete, hierhin

einen Witz, dorthin eine freundliche Anrede richtete. Ich fühle es noch nach, wie ich mich geehrt und beglückt fühlte, wenn er auch an mich, den Fuchs, einige huldreiche Worte richtete.“ Worauf ich erwiderte: „Ja, wie die Geschicke sich wandeln. Jetzt fühlt der arme land'sche Pastor sich hoch geehrt und tief beglückt, wenn der Herr Professor ihn einiger gnädiger Worte würdigt!“ — Ob Engelhardt mich richtig porträtiert hat, kann ich nicht entscheiden. Vielleicht war ihm von der damaligen Verehrung noch etwas in den Gliedern stecken geblieben. Jedenfalls war er weit entfernt von professorenhafter Überhebung über den Landpastor, und hat mir seine Freundschaft bis zu seinem, leider so frühen Tode bewahrt. Aber ein richtiges Bild aus unserer Zeit hat er jedenfalls gezeichnet, wenn mir auch die empfangende Stellung deutlicher erinnerlich geblieben ist, als die gebende. Wenn ein Ginno Schoeler, dichterisch und musikalisch hochbegabt, (er machte z. B. das Kunststück, allen Musikanten nach der Reihe, von der ersten Violine bis zum Kontrabaß, ihre Instrumente abzunehmen und zu spielen), einer der begabtesten Menschen und liebenswürdigsten Persönlichkeiten, welche mir in meinem ganzen Leben begegnet sind, wenn nicht der Hervorragendste — freundliche Worte an einen „jungen Kerl“ richtete, mit ihm unter dem Leuchten seines mächtigen Auges anstieß oder auf dem Fechtboden ein paar Gänge mit ihm machte, oder wenn Emil Sokolowski, ein sprudelnder Geist und eine freilich als Pastor noch anziehendere Persönlichkeit, dann als Student sich über theologische Gegenstände ausließ, oder Karl Stern, der Dichter, gute Ratschläge über die Wahl der Lektüre gab, so fand das mehr Beachtung und wirkte mehr als zehn Kollegia. So war z. B. Stern die Veranlassung, daß ich in meiner Lektüre auf Tieck, Achim von Arnim, den Simplificissimus, das

Nibelungenlied, ja, auf das Minnelied zurückging, und so auch in der Zeit, als ich die Theologie noch stark links liegen ließ, meine Morgenstunden — ich stand auch als junger Student um 5 oder 6 Uhr auf — nicht bloß auf leichte Lektüre verwandte.

Jedoch habe ich den Umgang mit dieser älteren Generation und ihren Koryphäen nicht lange genossen. Die Universitätsobrigkeit veranstaltete in jener Zeit ein wahres Treibjagen auf überjährige Studenten, unter denen es allerdings recht viele faule und verbummelte Existenzen gab, welche nicht gut und nichts Gutes thaten, aber auch stille, fleißige Leute, welche es mit der Wissenschaft und der Arbeit ernst nahmen: gleichviel, wer eine gewisse Anzahl Semester auf dem Buckel und nicht seine Eltern oder Onkel oder Tanten in Dorpat hatte, mußte entweder Examen machen oder ohne Erbarmen Dorpat verlassen. So wurde auch in der Livonia unter der alten Generation aufgeräumt, und die unsrige mußte sehr jung an die Spitze treten und die Führung übernehmen. Wir waren dabei nicht wenig zaghaft und sorgenvoll. Aber, Gott sei Dank! es ging, ohne daß unser Schifflein auf Klippen oder Sandbänke geraten wäre. Aber diese gemeinsame Sorge und Arbeit für die Korporation drängte die Koötanen zu engerem Anschlusse aneinander. Zu meinen mir am nächsten stehenden Freunden gehörten Wiedemann, der nachherige Direktor des Gymnasiums zu Arensburg, ursprünglich Theologe, mit dem ich von Anfang bis zum Ende zum Examen arbeitete, aber kein verpfuschter Theologe, sondern nur ein allzu schwächterner, mit nur schwacher Stimme ausgerüsteter Jüngling, aber ein vortrefflicher Lehrer und ausgezeichnete Pädagoge, ein goldreiner Charakter und lebendiger Christ, ein kleiner aber ganzer Mann — Wiedemannlein nannte ihn liebevoll mein Vater, als er einen Sommer hindurch mit mir zusammen

in meinem Elternhause arbeitete — der in fast gleichem Alter mit mir, auch noch am Leben ist, aber seit Jahren durch Land und Meer von mir getrennt. Enny (Eduard) Schulz, mein Kollege als Chargierter und Nachfolger als Senior, ein klarer Kopf und fester Charakter, der letzte Vizepäsident des livländischen Hofgerichtes, durch die „Reorganisation der Behörden“ gewaltsam außer Thätigkeit gesetzt, mit dem wir uns immer wieder zurechtfinden, wenn wir auch nach Jahren erst wieder zusammentreffen. Von den fünf Brüdern Öttingen, mit welchen ich zusammen studiert habe, bin ich dreien näher getreten. Gory, der Professor der Medizin, langjähriger Rector magnificus und später Stadthaupt von Dorpat, auch als persona ingrata durch Nichtbestätigung beseitigt, der in unseren Studienjahren zu meinem nächsten Verkehrskreise gehörte, und mir erst entfremdet wurde, als er heiratete. Nikolai Öttingen, der spätere Landmarschall, Landrat, Präsident des Konsistorii, ein lauterer Charakter, mannhafter Mann und frommer Christ mit warmem Herzen, dessen früher Tod auch mir ein herber Verlust war; und Alexander, der Professor der Theologie, Verfasser der Morolstatistik, Dogmatik und vieler anderer Schriften, mein vertrautester Freund, solange seine erste Frau lebte, eine wunderbare Frau mit dem Verstande eines Mannes und dem Gemüte eines jungen Mädchens, eine der Frauen, welche ich am höchsten verehrt habe und die mir am nächsten gestanden. Wie mich von Nikolai Öttingen der Tod, so hat mich von Alexander Öttingen das Leben getrennt, und letzteres ist noch viel schmerzlicher.

Bei der jüngeren Generation der Landsleute war ich, das darf ich wohl sagen, recht beliebt und angesehen. Am nächsten stand mir noch von der Schule her Wilhelm Walter, später Pastor zu Cremon, dann aber wegen hochgradiger

Epilepsie emeritiert, jetzt auch schon verstorben. Eine der anziehendsten Erscheinungen unter den jüngeren Landsleuten war Leopold Schrenck, der nachherige Akademiker und berühmte Reisende, eine zarte, schlanke Gestalt, daher auch liebevollend „Stückchen Schrenck“ genannt, warmen Herzens, feurigen Geistes, festen Mutes, ein ganzer Mann, eine gewinnende Persönlichkeit, der Dichter unseres Farbenliedes, mir besonders ans Herz gewachsen, durchs Leben aber mir aus den Augen, nie aber aus dem Sinne entrückt, nun auch schon seit Jahren tot. Und noch manche Jüngere könnte ich anführen, die sich mir freundlich anschlossen, so daß ich bis zu meinem Abgange von einem reichen Kranz von Genossen mich umgeben sah und fühlte, der auch in dieser späteren Zeit nicht dünner, nicht welker, nicht farbloser wurde. So möchte ich das Dichterwort: was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter die Fülle! — umkehren, und muß es. Denn was ich in der Jugend in Fülle gehabt und genossen habe: Liebe, Freundschaft, Anerkennung, herzliche Gemeinschaft — das muß ich in meinem einsamen Alter schmerzlich entbehren, danach mich von Herzen, aber vergeblich sehnen.

Mit wenig Wit und viel Behagen,  
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz,  
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.

So schildert bekanntlich Mephistopheles nicht gerade schmeichelhaft das gesellige studentische Leben. Ich kann aber für das gesellige Leben in der Livonia zu meiner Zeit nur die eine Hälfte der Schilderung als richtig anerkennen. In einem gewissen engen Zirkel bewegten sich allerdings unsere Interessen und Gespräche. Philosophische oder theologische oder historische Abende, oder allgemein wissenschaftliche oder Disputiergesellschaften bildeten wir nicht. Das wissenschaftliche Interesse hätte ja reger sein können und sollen, ein

solches zeigte sich eigentlich nur bei den Mediziniern, aber auch nur in engen sachmännischen, fast handwerksmäßigen Grenzen. Bei den drei oder vier Theologen unter den Livländern war das schon um ihrer geringen Zahl willen fast unmöglich. Ähnlich bei den Juristen, und noch mehr bei der zusammengewürfelten philosophischen Fakultät. Freilich können und sollen ja allgemein geistige, litterarische, politische, ethische Fragen und Erscheinungen auch die akademische Welt bewegen, aber solche gab es in jenen, unendlich stillen und sterilen vierziger Jahren nicht. Es waren ja an Männern und Thaten unsagbar arme Zeiten. Bücher wurden ja wohl besprochen, und bisweilen mit gewaltigem Eifer über sie disputiert, z. B. über Strauß „Leben Jesu“, Max Stirner „Der Einzige und sein Eigentum“, auch bessere litterarische Erscheinungen mit Begeisterung genossen, wie Immermanns Münchhausen, die allgemeine Politik wurde höchstens gestreift in gelegentlichen Ausfällen über die — ach noch so harmlosen damaligen sogenannten Reorganisationen — die Landespolitik berührt in herzlich unklaren Wortkämpfen über heimischen Liberalismus und Konservatismus. Aber an Wiß in weiterem Sinne, d. h. an Interesse und Verständnis für allgemein menschliche Dinge und Verhältnisse, öfters gepaart mit sehr ernstem Sinne, und hingebendem Eifer für die nächsten Interessen und Pflichten, nämlich das Burschenleben und den Burschenstaat selbst, daran fehlte es keineswegs! Noch viel weniger an Wiß im eigentlichen Sinne, an Wiß und Humor. Als Träger und Repräsentanten desselben treten vor meine Erinnerung z. B. „der Fabian“, der Mediziner Paulsen, welcher, nachdem er durch die treue Freundschaft Gory Öttingens in dessen mütterlichem Hause aufgenommen und zum Arbeiten und zum Examen gebracht worden war, in der Arim dem Lazarettfieber erlag. Ein Geist, der wirklich in Wiß

und Humor sprudelte, voll drolliger Einfälle steckte und meisterhaft zu erzählen verstand. Zu meinem nächsten Umgangskreise gehörte auch ein allgemein beliebter „Plüggerer“, mein Mitarbeiter Wiedemann, der durch seine mit feinem Geiste und leiser Stimme vorgebrachten trockenen Witze oft stürmische Heiterkeit hervorrief, wenn sein Herold, der Mulla (Bröcker) mit gewaltiger Stimme wie ein türkischer Muezzin rief: „Hört, hört! was der Bonze sagt!“ Ich selbst habe freilich weder damals noch auch nachmals das mir später von einer, freilich etwas enthusiastischen Dame erteilte Zeugnis, „meine Unterhaltung habe von Geist und Humor gefunkelt“, verdient, aber wenn auch mehr empfangend und genießend als gebend und anregend, auch meinen Teil zu brausender Jugendlust beigetragen. Hieß es doch von mir, an meiner Stimme könne man auf dem Markte erkennen, ob Tiroländer auf dem Dome Chorus sängen, und die „Maurachse Lache“ sei von der Holz- bis zur Steinbrücke vernehmlich, nämlich vom Boote aus. Diese Klangfülle beim Singen sowohl als beim Lachen ist freilich aus ihren traurigen Ruinen nicht mehr zu erkennen!

Die innerkorporielle Geselligkeit war damals, glaube ich, eine wirklich sehr heitere und harmlose. Am Vormittage traf man sich meist auf dem Markte, um zunächst, in landsmannschaftliche Gruppen gesondert, Bemerkungen über Vorübergehende und allerlei Vorkommnisse auszutauschen, in guten und schlechten Witzen. Dann ging man meist in die Kneipe zur „Madame“ (Mignot) „in den blutigen Knochen“ zu einem nichts weniger als opulenten Frühstück. Die Korporationen hatten damals noch keine eigenen, gesonderten Kneipen, sondern man trank seinen Rummel und sein Bier, aß sein Butterbrot und höchstens seine Preßwurst (Pferdewurst genannt) und seine Neumaugen — feinere Delikatessen aber

nicht — in einem und demselben Lokal mit Bauern, Fuhrleuten und auch anderen Studenten, gerade wie im berühmten Hofbräu in München, wobei merkwürdigerweise meines Wissens nie Konflikte vorkamen. Die höchste Rücksicht, welche die „Madame“ auf uns Livländer nahm, war die, daß sie uns in einem elenden kleinen Nebenzimmer apart auftrug, und ein rot-grün-weißgebundenes Puffkonto „für die Herren Livländer“ einrichtete, und dafür nach bestem Wissen und Können französisch angeredet wurde. Als Probe solchen Könnens wurde das geflügelte Wort: *Madame, crèvez sur ma coûte!* — Madame, schreiben Sie es auf meine Rechnung! — kolportiert. Zu Mittag speiste man meist gruppenweise in sogen. „Fresskompagnien“, die so despektierlich nicht wegen des vielen, sondern des schlechten Essens bezeichnet wurden, freilich für bis zu 2 Rbl. 80 Kop. herab pro Monat und Person. Daher denn auch, wenn die Suppenmenage von ihrem schützenden Deckel befreit wurde, warnend kommandiert zu werden pflegte: „Nasen zu! und Senf heraus!“ Diese Kompagnien fanden sich entweder in geeigneten Quartieren, z. B. bei Öttingens, wo wir für die Nachmittagsspeise ein Gärtchen hatten und wo auch das Pistolenschießen eifrig traktiert wurde, bei Wiedemann, wo ein freilich grauenhaft verstimmtes Klavier dennoch Unterhaltung gewährte, oder beim Wirt der Bürgermuffe, wo die kulinarischen Genüsse schon um eine Stufe höher standen, wenn auch dort niemand ein „gouvernement“ (gourmand), wie jener Arrondator sagte, sein durfte. Hatte aber einmal die Kochkunst besonders Fiasco gemacht, so spielte man zum Troste um Bier „Melnif oder Müllerchen“, worin unsere ganze Kompagnie allmählich eine gewisse Meisterschaft erwarb, und daher Auswärtige, die uns um der Gesellschaft willen aufsuchten, als rechte Bauernfänger um so manche Flasche Bier rupften. — Am Abend

ging man „suchen“, d. h. Gesellschaft, Thee und eventuell ein Glas Punsch, Grog oder „Knüppel“, wie man das damalige allgemeine Kneipgetränk ziemlich bedrohlich nannte. Bier und Schnaps trank man nur zum Frühstück, nie beim Kneipen oder Kommerzieren. Man „suchte“ entweder bei Füchsen, welche größere Quartiere bewohnten, wenn man persönliche Neigung hatte, mit der jüngeren Welt bekannt zu werden, oder durch seine Stellung in der Korporation, etwa als Chargierter, dazu verpflichtet war. Oder man suchte bei älteren Landsleuten, zu denen man sich eben hingezogen fühlte. So darf ich wohl sagen, war mein Quartier ein gern aufgesuchtes. Obgleich es nur etwa 1½ Faden im Geviert, und nur Raum fürs Bett, die Kommode, Schreibtisch nebst (sehr hartem) Sofa, Waschtisch, Wirtschaftsschrank und vier Stühle hatte, haben wir doch bis 12 Personen in ihm Platz gefunden und überaus gemütliche Abende darin verlebt, während der 7 Semester, welche ich es wegen seiner Billigkeit (15 Rbl. mit Beheizung semesterlich) behielt! Die für gewöhnlich überaus schlichte Bewirtung wurde nur angenehm aufgebessert, wenn ein „Speisepaudel“ von Hause angekommen war, besonders, wenn er auch die beliebten „knabbrigen“ Paistelschen Zwiebacken enthalten hatte. Es „suchten“ aber auch die Füchse ihrerseits, d. h. sie besuchten ältere Landsleute, um mit ihnen bekannt zu werden, und es war Ehrenpflicht, ihnen freundlich entgegenzukommen, was denn auch meist, öfters mit Selbstverleugnung, geschah. Diese Freundlichkeit gegen Füchse im allgemeinen schloß aber das pädagogische „Ducken“ gar zu „schwietigen“ oder selbstbewußten Burschen gegenüber nicht aus, das im allgemeinen wirklich wunderbar wirksam und heilsam war. Eigentlicher Fuchstyranen, wie sie wohl in früherer und auch späterer Zeit vorkamen, kann ich mich aus meiner Zeit gar nicht entsinnen.

Die eigentlich führenden Persönlichkeiten hätten sie auch schwerlich geduldet.

Rechte Höhepunkte im studentischen geselligen Leben waren nicht sowohl die Kommerse, welche durch die Gegenwart usuelter, offizieller und unoffizieller Gäste leicht an Gemütlichkeit einbüßten, sondern vielmehr unoffizielle Anlässe, wie die Fuchstheater, welche insbesondere unser Coetus aufbrachte und damit viel Lob einerntete, obgleich unsere schauspielerischen Leistungen gerade nicht hervorragend waren, Fastnachts- und Martinikneipereien mit der landesüblichen „Stopfputtel und resp. Gänsefresserei“, auf welche freilich wenig Gewicht gelegt wurde. Ungleich viel höher wurden gelegentliche Frühlings- oder Sommerausflüge größerer oder kleinerer Gruppen in landschaftlich hervorragende Gegenden, wie das nahe Cambh, das entferntere Heiligensee, geschätzt. Letzteres mit seinem nicht unbedeutenden, von bewaldeten Ufern umkränzten, durch drei hohe, bewaldete Inseln unterbrochenen und belebten See, auf welchem und in welchem man sich fast den ganzen Tag tummelte, doch aber auch Zeit zu Ausflügen in die wirklich liebliche Umgegend fand. Diese ist in der That hervorragend anmutig, und kann sich sehr wohl mit mancher vielbesuchten und hochgepriesenen Landschaft in Deutschland messen. Nur war für Aufnahme, Beköstigung und namentlich Tränkung der Gäste recht wenig und herzlich schlecht gesorgt. Man mußte eben alles Nötige aus Dorpat mitbringen, und da gab es denn hier und da komisch-fatale Zukunftschüsse. So z. B. einmal an Schnaps, was natürlich besonders fatal war. Kurz bevor dieser Bankrott erklärt wurde, hatte oben genannter Fabian auf dem See seinem Spezial, d. h. nächsten Freunde, die feierliche Versicherung gegeben: „Meine Freundschaft zu Dir ist so groß, daß wenn wir als Schiffbrüchige auf dem Dzean, an einer Planke

hängend, schwimmen, und ich nur einen Schnaps habe, ich ihn mit Dir teile!" Als es nun gleich nach der Landung offenbar wurde, daß nur noch ein Kümmerl vorhanden war, hatte sich Fabian desselben eiligst bemächtigt und stürzte ihn trotz der Mahnung: „Fabian, was hast Du gelobt!“ sofort hinunter mit den Worten: „Ja, wir schwimmen aber nicht auf dem Dzean!“ Auf der langen Rückfahrt ebendamals, über 40 Werst in einem Fuhrmannsplanwagen, waren die Lebensgeister etwas herabgestimmt, zur Temperatur „höherer Würstigkeit“. Da verbreitete sich auf einmal deutlicher Brandgeruch im Wagen: offenbar war Feuer aus einer Pfeife auf Kleidungsstücke gefallen. Als nun einige mit Hast nach dem Herde des Brandes suchten, sprach ein philosophischer Pfllegmatikus gelassen das große Wort: „Wartet doch ruhig, bis das Feuer außs Fell brennt, dann weiß man genau wo es ist!“

Reich an Freuden damals, und an Erinnerungen noch jetzt, ist eine Episode meines Studentenlebens, ein Ausflug in die livländische Schweiz, Kokenhusen und Riga. Unserer sieben Mann trafen wir in Wolmar zusammen, fuhren nach Wenden, das uns durch seine mächtigen Ruinen, seine lieblichen Umgebungen, seine historischen Erinnerungen — und seine guten Getränke in einen wahren Taumel der Lust versetzte. Von dort ging es über das reizende Karlsruhe zu Fuß zu dem einen Höhepunkt unseres Reiseprojektes, nach Segewold, wo wir logierten, Cremon und Treyden. Schönstes Sommervetter begünstigte unsere Spaziergänge im lieblichen Rathale; wurde es uns zu heiß, so lagerten wir im leichtesten Südseekostüme — denn damals war die Gegend noch nicht dermaßen von Sommerfrischlern und Ausflüglern, namentlich aus Riga, überschwemmt wie jetzt — in der Gutmannshöhle zu in der Quelle gefühltem Punsch, und verewigten unsere

Namen von einer riesigen Leiter aus, in einer Höhe, in der sie noch jetzt, nach mehr als 50 Jahren prangen und auch schwerlich werden erreicht werden. Von dort ging es über Rodenpois nach Kokenhusen, die Düna hinab per Boot nach Riga. Diesen letzten Teil der Partie machte ich freilich nicht mehr mit, denn ich hatte meine Gefährten in Rodenpois bösslich verlassen, um unter irgend einem Vorwande nach Riga abzuschwenken. Ich hatte nämlich diesen ganzen Ausflug angeregt und durchgeführt, um ein sehr junges Mägdlein, das ich seit einem Jahre in der Stille liebte — ich ein Zwanzigjähriger, sie eine Fünfzehnjährige — wiederzusehen, wozu ich sonst keine Möglichkeit hatte. Sie wurde denn auch nach 1½ Jahren meine Braut, und ist nun seit bereits 50 Jahren mein herzgeliebtes Weib. Mein wohlausgesonnener und mit diplomatischem Geschick zur Ausführung gebrachter Plan hat mir also reiche, fürs Leben bleibende Frucht getragen! —

Ein, und man kann fast sagen, der Höhepunkt des gesellschaftlichen Lebens in der Livonia, war der jährliche Stiftungstag, der 20. September, welchen wohl kein alter Livländer jemals vergessen wird, so sehr ragte er über alle übrigen Feste und Feiern hervor. Zu seiner „würdigen Feier“ hatte sich schon in uranfänglicher Zeit, niemand wußte und weiß, wann! — eine ganz eigentümliche Institution gebildet, nämlich die „großsauffeste Saufkomitität“. Eine Institution oder eine Gesellschaft, welche viel besser war, als ihr allerdings bedenklich verdächtig klingender Name. Denn sie bestand aus älteren Landsleuten, Burjschen und Philistern, welche an Geist, Wiß, Humor oder Ansehen hervorragten, durch Kooptation sich ergänzten, und die Aufgabe hatten, eben zur Verherrlichung des Stiftungstages in einem poetischen humoristischen Aufrufe aufzufordern, Themata zu poetischer Bearbeitung für die vier Fakultäten — die

hochkonservative Saufkomität kannte und anerkannte nur vier, nicht die kronsmäßigen fünf Fakultäten — zu stellen, die eingelaufenen Bearbeitungen sowie anderweitige freie poetische Produktionen zu kritisieren, was mit unerbittlicher Schärfe geschah, die „durchgefallenen“ mit den versiegelten Namen der Verfasser durch ihren „Brenner“ in Spiritusflammen zum Orkus hinabzusenden, die gelungenen aber mit einer Flasche Champagner als erstem, und einer Flasche Rheinwein als zweitem Preise zu krönen. Unter diesen gekrönten Stiftungstagsarbeiten finden sich in der That manche hervorragende poetische Produktionen von bleibendem Werte, teils humoristischen oder satyrischen, teils lyrischen, ernsten Inhaltes. Ferner hatte die Saufkomität in jener Zeit, als der Stiftungstag auch noch durch eine theatrale Aufführung und ein Feuerwerk verherrlicht wurde, auch dafür durch Auswahl des Stückes, Schaffung von Kouplets, Besetzung der Rollen, Bestellung des Regisseurs und Kapellmeisters u. u. zu sorgen. Das alles geschah aber in besonderen, hergebrachten Formen, welche gerade durch den Kontrast unendlich komisch und erheiternd wirkten. Einerseits nämlich gerierte sich die „Großsauffeste“ als Hort der Tradition, als urkonservatives Institut, wie denn auch jede Sitzung mit dem Wahrspruch: „Es bleibe beim alten!“ — geschlossen wurde. Andererseits behandelte sie alle Angelegenheiten, auch die geringfügigsten Bagatellen, mit feierlichem Ernste, und in vollständig parlamentarischer Form, wobei sich alle Glieder untereinander höflich mit „Sie“ anredeten. Es wurden z. B. über die Wahl eines Vorhangaufziehers wütende parlamentarische Kämpfe mit feurigen Reden pro und contra geführt, bei denen der Präsident, zur Beschwichtigung der Geister und Aufrechterhaltung der Ordnung bisweilen seinerseits ernste Reden halten, auch Berweise rechts und links er-

teilen mußte. Ich kann wohl aus meiner Erinnerung bezeugen, daß ich nie und nirgend wieder soviel Humor, harmlosen, aber auch scharfen Witz, soviel festen Vorsatz, sich prächtig zu amüsieren, und soviel Geschick, ihn auch auszuführen, gefunden habe, wie in diesen Sitzungen der Saufkomität. Sie blieb denn auch ein populäres Institut, obgleich auch hier die alten Privilegien hin und wieder Eifersucht und Rivalität erweckten. Sie hielt und hält in jedem Jahre am Stiftungstage ihre letzte feierliche Sitzung, in der sie die Preise verteilt und ihre Urteile verkündigt, öffentlich auf erhöhtem Podeste ab. Sie fuhr schon am Vorabende des Stiftungstages im mächtigen Achtspänner mit Vorreiter, von reitender Eskorte geleitet, an den Ort der Feier, gewöhnlich ein Gut in der Umgegend, zu fröhlicher Vorfeier bereits in ausgelassener Feststimmung. Am anderen Vormittage folgte die ganze übrige Korporation, Burschen, Philister in vielen mehrspännigen Wagen, oft in tollem Wettjagen, immer in heiterster Laune. Jeder ankommende Wagen wurde mit Böllerschüssen und mächtigem Lusch begrüßt. Die Bedienung der Böller wurde viele Jahre hindurch von einem Mediziner besorgt, auch noch als er schon lange praktischer Arzt und Sekretär einer gelehrten Gesellschaft geworden war. Er avancierte in diesem Dienste zum „Major“ und Oberst der Artillerie, General und Grafen, erhielt Orden und Ehrenzeichen, natürlich von der „Großsaffesten“, und nahm es so ernst mit seinem Dienste, daß er einmal einen ihm beigeordneten Adjutanten, welcher in der Feststimmung sich versehen, und statt des Pulvers Rotwein auf das Zündloch geschüttet, und dadurch den donnernden Festgruß eines Sechsspäners gestört hatte, in heller Wut ergriff und, obgleich nur ein kleiner, aber dabei stämmiger Kerl, und beiläufig eine berühmte Klinge, ihn über einen Zaun warf. Der Vor-

mittag wurde bei schönem Herbstwetter, das, soweit meine Erinnerung reicht, am Stiftungstage nie ausgeblieben ist, meist im Freien bei munterem Geplauder, Chor- und Quartettgesänge oder „Prager Musik“ zugebracht, das Frühstück à la fourchette, das Diner an gedeckter Tafel mit weiß-behandschuhnten Dienern, für die damalige Zeit sehr opulent — genossen. Man trank nur gute Weine, die aus Riga oder Petersburg verschrieben waren, zum Diner Champagner à discretion. Das war ein Luxus, wie man ihn sonst in großen Gesellschaften sich nie erlaubte, denn es waren relativ wirklich noch einfache Zeiten und so billige, daß man auch als Korpsburche, der, wenn nicht alles, so doch vieles mitmachte, mit einem Jahreswechsel von 200 Rbl. auskommen konnte. So z. B. ich. Tischreden waren damals nicht üblich, der Drang zur Rede machte sich aber hin und wieder in origineller Weise Luft. So haranguierte ein geborener livländischer Edelmann, nachheriger bekannter Reisender, der ein vortreffliches Esthnisch sprach, die auf der Veranda und um dieselbe her versammelten Bauern, und forderte sie zur Empörung gegen die kuratid moisnikud, die Herren, die Teufel — seine Brüder, auf! und ermutigte sie, indem er ihnen von Zeit zu Zeit mit einem Glase Punsch unter die Nase fuhr mit dem liebevollen Zuruf: Rūpa siga! (Schlürf Schwein!) Ungefähr gleichzeitig hielt ein anderer durch das Kappfenster der Totenkammer — der Ausschlafkammer — eine Rede an die auf dem Hinterhofe versammelten Fuhrleute und Postknechte in französischer Sprache, sie mit: Peuple français! anredend, ähnlichen, revolutionären Inhaltes. Und es waren doch gar ruhige, devote Zeiten, etwa anno 1844 bis 1846. Aber es bilden ja die Studenten oft die Sturmboğel der Revolution.

Doch es ist Zeit, daß ich von dem Stiftungstage, und

überhaupt dem geselligen Leben in der Korporation abbreche, und auf ein weiteres, viel bedeutsameres Moment des Lebens in und mit einer Korporation übergehe, das ethische. Es hat zunächst eine prophylaktische Bedeutung. Die Landsmannschaften haben, wenigstens auf unserer Universität, andere kenne ich nicht, einen sittlichen Kern und sind von einer sittlichen Atmosphäre umgeben. Es finden darin allerdings starke Schwankungen, je nach den verschiedenen Verbindungen und je nach den verschiedenen Zeiten statt, und haben von jeher stattgefunden. Es hat ja Zeiten, bald in der einen, bald in der anderen Korporation gegeben, in welchen mehr oder weniger stark im Trinken, Duellieren, Hazard- und Kartenspielen, ja in wüster Viederlichkeit debauchiert wurde. Das kann nicht geleugnet werden. In der Livonia war meiner Zeit eine solche kurz vorhergegangen. Nicht gerade in nackter Rohheit, sondern unter einem gewissen, geistreichen und ästhetischen Raffinement verschleiert. — Dagegen trat in meiner Zeit eine entschiedene Reaktion ein: ein wüstes Saufen, Kauflust und Händelsuchen wurde nicht geduldet, war auch nicht mehr Sitte, Hazard wurde gar nicht mehr gespielt (ich habe es nie auch nur gesehen) allenfalls nur sogen. Kommerzspiele zu niedrigen Sätzen oder „auf Puff“ oder „Babchen“ d. h. ohne Zahlung. Viederlichkeit kam ja wohl noch vor, aber nur im Verborgenen, und wer im Geruche derselben stand, hatte seine Rolle in der Korporation ausgespielt, ja es wurde sogar der Gedanke ernstlich erwogen, sie mit Entziehung der Farben zu strafen. Freilich konnte die Majorität für diesen Vorschlag nicht gewonnen werden. Wenn auch nicht gerade wissenschaftliches Leben und Streben, so doch fleißigeres Studium und erfolgreiches Arbeiten zum Examen wurde wieder hergestellt durch brüderliche Zusprache, nachhelfendes Mitarbeiten, Mitnahme ins väterliche oder auch eigene Haus

Waurach, eines livländischen Faktors Leben und Streben.

erstrebt und auch erreicht. So ist auch zu meiner Zeit eine ganze Anzahl wissenschaftlich bedeutender Männer aus der Livonia hervorgegangen, wie Karl Ditmar, Leopold Schrenck, Alexander Öttingen, Moritz Engelhardt u. a.

Den bedeutsamsten Einfluß übt aber das Landsmannschaftliche Leben, wie ich meine, auf das Herz und den Charakter aus. Die Zugehörigkeit zu einer Korporation kann bewahren und bewahrt thatsächlich oft vor der platten und ordinären Auffassung des Studiums als eines bloßen Mittels zum Fortkommen im bürgerlichen Leben, es wirkt entgegen der ordinären Stellenjägerei und dem modernen Strebertum, welches nur an das Examenmachen, Durchkommen und Erlangen einer möglichst vorteilhaften Stelle denkt, und die Stelle und das Amt überhaupt nur wieder als Mittel ansieht, um Geld, möglichst viel Geld zu erwerben, einen Rang zu erjagen, und dann immer weiter hinauf zu klettern auf der dürren Leiter des niederen Ehrgeizes des Tschinowniks oder auf der Heerstraße des Spekulantentums, des Geldmachens. Die Korporation kann junge Herzen vor solcher absoluten Ideen- und Ideallösigkeit schützen, welche ihr in dieser kalten, harten, dürren, herz- und phantasielosen Zeit droht. Der zwanglose, nahe, frische, freundschaftliche Verkehr mit Studien-, Alters- und Lebensgenossen, die ohnehin durch mannigfache Beziehungen und Interessen miteinander verbunden sind, weckt auch mit Notwendigkeit wärmere und tiefere Gefühle in den jungen Herzen: die Korporation ist oft eine fruchtbare Pflanzstätte für Jugendfreundschaften. Das Wort freilich und die Reflexion über Jugendfreundschaften kann wohl manchen alten Mund zu wehmütigem oder gar bitterem Lächeln verziehen! Denn das Auge des Greises sieht nichts mehr von dem munteren Gedränge frischer, fröhlicher und hochgemuter Gefellen, die ihn auf der Hochschule

wie auf frischer, freier Höhe mit einem Walde von Liebe und Freundschaft umgeben, mit weiten, lichten Ausblicken in schöne Fernen. Das Gedränge der Genossen ist schmerzlich gelichtet, teils durch den unerbittlichen Tod, teils durch das ebenso unerbittliche Leben, sie sind in alle Welt zerstreut, oder wenn auch in nächster Nähe weilend, so doch um eine Welt voneinander geschieden: innig Verbundene und Vertraute sind einander fremd, Freunde sind Feinde, Freie sind Knechte, Idealisten sind platte Realisten, hochgemute, ritterliche Gesellen sind ordinäre Philister geworden: ach, so viele reiche, schöne, duftige Blüten haben sich als taube erwiesen, sind verwest, vertrocknet, in den Staub getreten, ohne irgend eine Frucht getragen zu haben! So ist die Rückschau, da so viele alte Gestalten an dem alten Auge vorüberschweben, viele, die meisten im Totenkittel, manche matt und gebrochen, manche leblos, ohne Pulsschlag und Lebensodem, manche so gänzlich entfremdet, daß sich keine Anknüpfung, keine Brücke auffinden läßt, manche sogar zu schroffen Gegnern und bitteren Feinden geworden. Und das ist das Bitterste! Wenn man dann denkt an das: Solange wir uns kennen, wollen Brüder wir uns nennen! (Ja nennen!) und das rot-grün-weiße Band, das uns nach unseren Jugendträumen bis zum Sarge und Grabe umschlingen und verbinden sollte, ach! da entwindet sich ein Seufzer der Brust und trübt wohl auch eine bitter schmerzliche Thräne das alte Auge. Aber höhnisch lachen soll man doch nicht über die Jugendträume von ewiger Herzensfreundschaft als über Jugendeseleien. Denn so manchem in Einsamkeit und armer liebeleerer Jugend oder vielleicht in kümmerlichen Verhältnissen fast vertrockneten oder erstorbenen Jünglingsherzen ist erst in der Korporation, in der Liebe der Landsleute überhaupt eine Ahnung der Liebe aufgegangen und hat es erwärmt und vorbereitet für die

höhere Liebe des Weibes und die höchste und zugleich tiefste, die Gottesliebe. Und wenn auch manche Jugendfreundschaften wie taube Blüten im Sturm, Kälte und Feuchte abfallen, ohne zur Frucht zu reifen, sie sind doch nicht ganz vergeblich gewesen: haben sie nicht so manche Jahre eines vielleicht vorher und nachher schmuck- und lichtlosen Lebens schön geschmückt und warm durchleuchtet, und wirken als holde Erinnerungen nach durchs ganze Leben? Hast du auch nur einmal vor langen Jahren den Rhein oder die Schweiz oder Italien geschaut — du kannst sie nimmer ganz vergessen, sie bleiben dein eigenstes Eigentum für dein ganzes Leben, das du dir vor Augen stellst und dessen du dich freust, entweder in Stunden stiller Einsamkeit oder trauter Gesellschaft. Ähnlich wirkt der Rückblick auf die akademische Vergangenheit.

Noch bedeutender, wenn auch weniger beachtet und erkannt, scheint mir die Einwirkung des korporellen Lebens auf den Charakter und die Willensbethätigung. Einmal in Bezug auf das praktische Leben. Man lernt in der Korporation mit Menschen, auch fremderen, verkehren, auf sie einwirken, sie gewinnen, sie höheren Zwecken und Ideen dienstbar machen. Es ist mir oft deutlich zum Bewußtsein gekommen, wie die Korporation mir zu einer Vorschule für das praktische Leben geworden ist. Es ist etwas Wichtiges daran, wenn es öfters in Pastorenkreisen ausgesprochen worden, daß die alten livländischen Chargierten die livländische Synode beherrschen, nur ist es ungerecht, das bloß als Vorwurf zu fassen: es ist eben auch Anerkennung. Korporell geschulte Männer sind praktischer, zielbewußter, energischer, konsequenter, als gewesene blöde, ängstliche Kammerer. Ähnliche Wirkungen korporeller Schulung kann man auch auf anderen Gebieten beobachten, und konnte es namentlich in früherer Zeit, als überhaupt noch geistigen freien Kräften eine Wirksamkeit und ein Feld

der Thätigkeit eingeräumt wurde, z. B. in Besorgung und Leitung der Angelegenheiten des Landes, der Kommune, des Kirchspiels, in der Verwaltung also des Landesstaates. Auf allen diesen Gebieten wird man caeteris paribus, d. h. bei gleicher Begabung und in gleicher Lage, und natürlich auch mit Ausnahmen, welche ja aber nur die Regel bestätigen, beobachten können, daß alte Landsleute ein prae haben vor solchen, welche nicht in der Korporation oder überhaupt nicht auf der Universität waren. Aber noch viel bedeutsamer und ethisch viel höher stehend scheint mir ferner eine andere Wirkung des korpoellen Lebens, nämlich die Schulung dazu und die Übung darin, sich in den Dienst einer Idee zu stellen mit seinem Gelde, seiner Zeit, seiner Kraft, ja seinem Leben. Man lernt es in der Korporation und wird darin geübt, sein Geld nicht bloß für sich zu gebrauchen, sein Behagen, seine Bequemlichkeit für die Korporation zu opfern, ja sein Leben für sie in die Schanze zu schlagen, z. B. wenn es gilt, pro patria auf die Mensur zu treten, oder in friedlicheren Zeiten ein lästiges Amt zu übernehmen oder länger zu behalten, wenn der Vorteil der Korporation es zu erfordern scheint, und sich ihm nicht bloß nach Bequemlichkeit, sondern mit ganzer Hingebung zu widmen. Darin liegt in der That eine höchst wirksame Propädeutik.

Endlich, last not least, erweckt und stärkt das korpoelle Leben auch die patriotische Gesinnung: die Livonia erzieht für Livland. Und zwar für das Livland, das nicht zwischen der Ostsee und dem Peipus liegt, nicht bloß für die engere Heimat, sondern für das weitere, größere, das ideale Vaterland. Wie wird das junge Herz durch die Bekanntschaft mit Genossen aus den verschiedenen Gegenden der Heimat und den Anschluß an sie, womöglich durch das wirkliche Kennenlernen des Landes in seiner Mannigfaltigkeit von

Bergen und Thälern, seinen Wäldern und Mooren, seinem Meere, seinen Seen und Flüssen, seinen Städten, Burgen und Ruinen, den Zeugen seiner Kämpfe und Leiden, Siege und Niederlagen, seiner an Ehre, aber auch an Schmach reichen Geschichte — wie wird durch alles das der Gesichtskreis des Jünglings erweitert und sein Herz erhoben. Er lernt über die nächste Nachbarschaft und über den beschränkten Gesichtskreis, den er von der Schulbank aus überjah, hinauszublicken, und doch auch aus dem vagen Kosmopolitismus, mit dem die moderne Bildung ihn häufig infiziert hat, dahin zurückzukehren und sich dort recht anzusiedeln und heimisch zu machen, wo die Wurzeln seiner Kraft fest und tief liegen, in der warm umfaßten Muttererde der trauten Heimat, die doch auch ein untrennbares Ganze mit dem idealen Vaterlande bildet. Der Gedanke, welcher während des fünfzigjährigen Jubiläums der Universität auf dem ad hoc von den Livonen eingerichteten allgemeinen Burschenquartier in den Wechselreden zwischen Ferdinand Walter und Leopold Schrenck, dem damaligen Senior der Livonia, in unvergeßlicher Weise zum Ausdruck kam, daß nämlich die Livonia die Erbin und Nachfolgerin der allgemeinen Burschenschaft sei — ist ebenso historisch als ideal wahr. Als die Curonia schon lange, zuerst heimlich, dann unverhohlen von der Burschenschaft abgefallen war, dann sich auch die Estonia von ihr getrennt hatte, hielt die Livonia noch fest an ihr, konnte aber ihre Fahne nicht lange mehr hochhalten, da in ihr selbst eine Spaltung entstand, indem die Fraternitas Rigensis sich separierte, sowie Riga auch in der ganzen Geschichte seine eigenen Wege gegangen ist. Da konstituierte sich die Livonia. Aber die Brunnenader des alten burschenschaftlichen Quells rann fort in der Livonia und wurde in ihr wie in einer Brunnenstube gesammelt für kommende

Zeiten. Und diese gemeinsame Lebensader ist der deutsche Volksgenius, das deutsche Volksgemüt. Zwar will ich den anderen Korporationen in Dorpat, wenigstens den alten, nicht das Teilhaben an dieser lebendigen Ader absprechen, sonst wären sie nicht Arme eines Flusses, Sprossen einer Wurzel, nicht deutsche, nicht homogene Körperschaften. Aber ich wage es doch, der Livonia den Ruhm zu vindizieren, daß in ihr die Brunnenader am lebendigsten rinnt, in ihr die Wurzel am festesten haftet. Dem entspricht ja auch die Erscheinung, daß Livland von jeher die Führung hat in allen oder doch den meisten geistigen Bewegungen und Kämpfen auf kirchlichem, politischem und sozialem Gebiete. Mein Interesse für die Livonia und meine Liebe zu ihr hatte ich noch in meinem hohen Alter zu beweisen Gelegenheit. Ich unternahm es nämlich, der Korporation ein eigenes Haus zu verschaffen, um sie dadurch einerseits aus der sich immer wiederholenden Verlegenheit zu befreien, wegen eines Konventsquartieres und einer Kneipe immer hin- und herziehen zu müssen. Denn für diese Lokale mußte sie exorbitante Mieten zahlen und doch oft mit elenden Böchern sich begnügen, und war hauptsächlich dadurch in arge finanzielle Schwierigkeiten geraten. Andererseits gingen aber meine Gedanken bei einem solchen Korporationshause auch weiter. Ein solches sollte das Zentrum des korporellen Lebens bilden in geselliger Beziehung, in dem alle Kommerse, Kneipereien und sonstigen Feste und Gesellschaften hier ein festes und würdiges Lokal hätten, auch die Glieder der Landsmannschaft sich zu allen täglichen Mahlzeiten stets zusammenfinden könnten, und zwar in einer anständigen Lokalität in anständiger Gesellschaft, ohne allzu unverschämten Brellereien ausgesetzt zu sein. Es sollte ferner die Bibliothek der Korporation aufnehmen und so als Lesekabinett dienen, der Saal freilich auch als Arena für die

Menjuren, solange solche noch unumgänglich wären, endlich als parlamentariſche Arena gleichſam, d. h. als Konventslokal, was ja natürlich ein Hauptzweck war. Ferner ſollte es den Gliedern der Korporation in gewiſſem Sinne ein Heim gewähren und die Häuslichkeit erſetzen, endlich die Gelegenheit bieten, mit ihren Philiftern in häufigeren Kontakt und Verkehr zu treten, indem dieſe die aktuellen Landsleute dort immer auffuchen könnten, und dieſe dagegen gleichſam als Wirte in ihrem Hauſe, die alten Herren freundlich empfangen und mit der Vorzeit in Verbindung zu bleiben vermöchten. Dieſe Erwägungen und Hoffnungen drängten nun aber auch dazu, zur Ausführung zu ſchreiten, beſonders da derſelbe Plan auch unter alten Eſthländern erwogen wurde. Ich teilte meinen Gedanken meinem Eingepfarrten, dem Landrat Ottokar von Samſon-Kurriſta, einem im ganzen Lande geachteten und angeſehenen Manne mit und forderte ihn auf, mit mir zuſammen die Hand ans Werk zu legen. Ich fand bei ihm williges, ja freudiges Entgegenkommen. Wir erließen einen gemeinſamen Aufruf an alle alten Livonen, welcher lithographiert möglichſt verbreitet wurde. Eine allgemeine Sammlung wurde veranſtaltet, indem wir für beſtimmte Kreiſe und Gegenden Sammler erbateten, und eine beratende Vorverſammlung nach Dorpat beriefen. Mit der Wahl dieſes Ortes hatten wir aber einen Mißgriff gethan: denn Dorpat, als das Zentrum der Intelligenz, der Wohnſitz ſo vieler Gelehrten, Klugen und Weiſen, konnte ſich unmöglich einer von zwei Herren vom Lande vertretenen Idee ſans phrase anſchließen, es wurden Gegenprojekte aufgeſtellt, unzählige Bedenken erhoben, kurz, es kam bei dieſer ganzen Verſammlung nichts heraus. So gewizigt, bewogen wir den Konvent der Livonia, die Feier des nächſten Stiftungstages nach Fellin zu verlegen und beriefen gleichzeitig eine beratende Philifter-

versammlung dorthin. Hier ging die Sache frisch und glatt vorwärts: der Bau wurde beschlossen, ein Baukomitee gewählt, dessen Präses zu werden ich die Ehre hatte, und nun auch alle nötigen weiteren Schritte gethan. Zwar schlossen sich die in Riga und Petersburg wohnenden Philister von der Sammlung aus, indem sie von ihrem höheren, politischen Standpunkte aus die Idee als unausführbar, bedenklich, gefährlich u. verwarfen, aber sie wurde dennoch ausgeführt und hat keine bedenklichen oder gar gefährlichen Folgen gehabt. Am 20. Sept. 1892 wurde das Haus oder Konventsquartier der Livonia bei schönstem Wetter und in fröhlicher Stimmung eingeweiht. Trotz des ersten schlagartigen Anfalles, den ich im Frühling vorher gehabt, konnte ich doch die mir aufgetragene Festrede halten und erntete für sie wie für meine Idee, sowie deren Durchführung, den Dank der Jugend, wenn auch die Weisen und Gelehrten, wie üblich, ihre Ausstellungen hatten. Doch ich muß hier endlich abbrechen, um mit meinen Erinnerungen aus meiner Universitätszeit zum Abschlusse zu kommen.

Neben den Kollegien, welche ich mit Auswahl und in ziemlich mäßiger Zahl, dann aber auch regelmäßig hörte, hatte ich auch manches Theologische, freilich sehr viel mehr Belletristisches, aus älterer und neuerer Zeit gelesen. Das alles war aber doch nur vorbereitendes Studium. An das eigentliche, auch zum Examen dienliche Arbeiten machte ich mich erst, als ich an Wiedemann, einem lieben Landsmann und Freunde, einen mit mir gut stimmenden und Schritt haltenden Mitarbeiter gefunden hatte. Wann wir mit der gemeinsamen Arbeit den Anfang machten, kann ich nicht angeben, ich denke aber, wir werden 4 bis 5 Semester zusammen „gebüffelt“ d. h. gearbeitet haben. Nicht gerade mit Feuereifer, auch nicht bis zur Ohnmacht und Erschöpfung, aber doch mit

solidem Fleiße und zäher Konsequenz und, denke ich, auch nicht ganz ohne Erfolg. Welchen Segen das Studium, namentlich der Dogmatik, mir für mein inneres Leben gebracht hat, habe ich schon früher, als ich von Philippi sprach, angegeben, der äußere Erfolg bestand darin, daß wir beide das Examen bestanden. Nicht gerade mit Auszeichnung, aber auch nicht in Schanden. Wir erhielten freilich nicht den akademischen Grad als Kandidaten, sondern nur als graduierte Studenten. Wir hatten es aber auch gar nicht anders erwartet, da es in jener Zeit, ich möchte fast sagen, seit Menschengedenken nicht vorgekommen war, daß ein korporeller Theologe den Kandidatengrad erhalten hätte. Das war gewissermaßen Tradition so. War doch auch Emil Sokolowski, ein hochbegabter und dabei eifriger Student, der schon als solcher in den christlichen und theologischen Kreisen vielfach Aufmerksamkeit erregte und Hoffnungen erweckte, auch nur als „Gradulnik“ durch die enge Pforte des Examins gedrungen. Also machten wir uns keine Illusionen, aber auch keine großen Sorgen, waren wir doch so ziemlich gefattet und die Examinatoren überaus human. Die letzte Aufregung schwand, als Philippi, in dessen, als des derzeitigen Dekans, Hause wir examiniert wurden, uns nicht bloß Kaffee, sondern auch Zigarren reichen ließ: nun fühlten wir uns al pari und als feine Gäste. Kurz, wir kamen mit Anstand in dieser ersten, der theoretischen Hälfte, durch. Ebenso auch, ich denke ein Semester später, in der praktischen bei Harnack. Bei diesem, dem ich schon als wohlbestallter Hauslehrer und selbständiger Mann gegenüber stand, ging es freilich nicht ab ohne eine etwas erregte Auseinandersetzung über korporelle Theologen und die Grenzen der Anforderungen, welche beim Examen in der praktischen Theologie gestellt werden dürfen und welche nicht. Die Diskussion

bewegte sich aber in durchaus weltmännischen Formen und hat uns einander nur näher gebracht, und Harnack erwies mir fortan immer, namentlich als Kollegen in liturgicis, viel Aufmerksamkeit und Freundlichkeit. So stand ich am Schluß des akademischen, am Eingang des bürgerlichen Lebens.

Wenn ich zurückblickte, mußte ich dankbar anerkennen, daß ich eine reiche und schöne, eine frohe und bewegte Zeit verlebt hatte. Aber ich fühlte, daß sie ihren Abschluß erreicht, und ich keine Neigung mehr hatte, sie noch weiter fortzusetzen. Ich sehnte mich nach praktischer Arbeit und Bethätigung, und nun sah ich sie vor mir. Zunächst freilich nur die vorbereitende Lehrerthätigkeit, aber hinter ihr winkte mir die ersehnte pastorale, im Rahmen eines trauten, freundlichen Landpastorates, denn nur ein Landpastor wollte ich werden, unter dem halb bekannten und doch auch halb rätselhaften Esthenvolke. Und in diesem Rahmen erschien mir belebend, erwärmend ein liebes Mädchenbild, dessen Original mir schon erschienen war, und das ich für mich zu gewinnen, fürs Leben zu erringen hoffte. So bot sich auch meinem vorwärtsblickenden Auge, meiner Sehnsucht und Hoffnung ein freundliches, farbenprächtiges Bild dar. Dieses Bild vor Augen hoffte ich denn auch die dazwischen liegende Wegstrecke der Kandidatenzeit wohlgenut zurückzulegen. Daß ich dieselbe, wie es damals allgemein üblich war, als Lehrer verbringen wollte, stand mir schon längst fest. Ich brauchte auch nicht nach einer Stelle zu suchen, denn schon hatte mir zuerst Hollander und dann gleich darauf Schmidt eine Stelle, jener in Birkenruh, dieser in Fellin angeboten. Das erschien mir ganz ehrenvoll, denn meine beiden alten Lehrer mußten mich doch für brauchbar halten, obgleich ich ja nur während meines Verbannungsjahres in Duckershof, und in lateinischen Stunden, welche ich in meinen letzten Semestern

einem Sekundaner, einem jungen Baron Ürküll, der nachher, glaube ich, esthländischer Ritterschaftshauptmann wurde, mich hatte erproben können. Ehe ich mich aber für eine der beiden Anstalten entschieden hatte, trat ein drittes Anerbieten an mich heran, das jene beiden sofort aus dem Felde schlug. Der sehr reiche englische Großhändler in Riga, Cumming, wollte den im ganzen Lande bekannten und anerkannten früheren ersten Lehrer bei Krümmer in Werro, Mortimer, der diese Stellung aufgegeben hatte und in Dorpat privatisierte, für seine Kinder, namentlich seinen ältesten 14jährigen Sohn als Lehrer gewinnen. Er hatte dazu seinem Hausfreunde, Rudolph Engelhardt, carte blanche gegeben. Mortimer aber lehnte ab und schlug mich vor, wahrscheinlich auf Empfehlung mehrerer meiner Universitätsfreunde, seiner früheren Schüler. Mir war bei diesem Anerbieten nicht bloß der höhere Gehalt, sondern auch der Reiz der Neuheit des Lebens in einem reichen Hause, die Aussicht auf ausländische Reisen, welche sich mir eröffnete, sich aber freilich nicht realisierte, und zuletzt und ganz besonders das Wohnen in Riga verlockend. Denn dort weilte ja auch das Mädchen meiner Wahl. Sie also sollte ich dort wiedersehen, näher kennen lernen, und, wie ich hoffte, für mich gewinnen. So also schlug ich ohne Zögern ein, und in fünf Minuten war die Sache stehenden Fußes abgemacht. So stand ich also schon mit einem Fuße im Philisterleben; nach Beendigung des Examens durfte und mochte ich auch nicht zögern, ganz in dasselbe einzutreten.

Im August 1846 wurde ich vom „Weißen Roß“ auskomitirt. Denn studentische Aufzüge, sowie überhaupt jedes Hervortreten der Korporationen war ja in jenen Zeiten verboten. Unter den Klängen des: „Bemooster Bursche zieh ich aus“ wurde der Bursche auf seinem letzten Gange gleichsam

zu Grabe geleitet, und das: „Leb wohl, leb wohl, auf Wiedersehen!“ — sprach nur eine vage oder eigentlich trügerische Hoffnung aus, denn die fröhliche Burschenzeit war doch unwiederbringlich vorüber, und wenn die alten Genossen sich auch vielleicht wiedersehen, so doch nicht als die alten. So wandten sich auch meine Gedanken schon in diesen Abschiedsstunden ab vom Studenten- und dem Amtsleben, ab von Dorpat und Riga zu. —

---

## IV. Die Kandidatenjahre.

---

Indem ich meine Gedanken zurückwandern lasse zu meinen Kandidatenjahren und zu den Kreisen, mit welchen ich in denselben in Riga in Berührung kam, und deren einzelne Personen vor meinem geistigen Auge Revue passieren lasse, so stellt sich mir eine Gallerie fast nur Verstorbener dar in noch höherem Grade als in Dorpat. Denn auf der Universität umgab mich ja fast nur ein Kreis von Jünglingen, im bürgerlichen Leben aber zu Riga kam ich auch vielfach mit älteren Männern und Frauen in Berührung. Und diese sind fast alle, zum Theil schon seit Jahren dahin geschieden. Nur eine Gestalt, welche damals freilich in erster Jugendblüte stand, ist mir durch Gottes milde Güte bis auf den heutigen Tag, als eine Quelle des Lichtes und der Wärme, der Freude und des Trostes, als die Sonne meines Lebens und der Abendstern meines Alters erhalten geblieben, meine Jugendgeliebte, welche mich mächtig nach Riga gezogen hatte, und welche ich mir fürs Leben zu sichern nicht zögerte. Denn im August war ich nach Riga gezogen und am 1. Oktober verlobte ich mich mit meiner Koufine Betty Sevecke, welche ich aber in Betsy umbenannte, um sie nicht ebenso wie alle ihre sonstigen Verwandten und Bekannten zu nennen. Ist sie mir doch auch ganz was anderes und höheres geworden, als ihnen

Betty Sevecke jemals sein konnte. Ich war noch nicht 23 und sie noch nicht 17 Jahre alt, aber Gott hatte sie mir zugeführt, und ich griff fröhlich entschlossen zu und habe sie auch als meinen Schatz und mein Juwel fest gehalten und mir für immer bewahrt.

Aber eben weil wir beide so jung, meine Braut noch nicht einmal konfirmiert, und ich eben nur ganz junger Hauslehrer, ohne feste Anstellung und sichere Aussichten war, mochten wir natürlich unsere Verlobung nicht deklarieren, mußten sie vielmehr sorgfältig verbergen. Freilich mit nur teilweisem Erfolge. Denn obgleich nur die Mutter meiner Braut die Vertraute meiner Liebe und Mitwisserin unserer Verlobung und sehr verschwiegen war, blieb doch unser Geheimnis bald nicht mehr verborgen, zu meiner Verwunderung und meinem nicht geringen Ärger — wie es ja heimlich Verlobten gewöhnlich zu gehen pflegt. Freilich ist solcher Ärger auch gemischt und gemildert durch einen Zusatz von Stolz und verschämter Glückseligkeit, also eine im ganzen doch wohlthuende, wenigstens zur Hälfte süße Mischung. Neben der Gestalt der Braut, voll Jugendfrische und Schöne, voll Fröhlichkeit und Mutwillen, voll Anziehung und Hingebung, stellt sich mir als nächst bedeutsame Erscheinung die Gestalt ihrer Mutter, meiner geistlichen Mutter dar, als das verklärte Bild einer Glaubenszeugin und Kreuzträgerin. Von Natur schon liebenswürdig durch schalkhafte Heiterkeit und herzliche Freundlichkeit, dabei durch und durch fein und an Geist und Herzen hochgebildet, durch die empfangene und erfahrene Gnade zu stetiger Fröhlichkeit in ihrem Herrn, zu brünstiger Liebe zu ihm, ihrem Heilande, und zur fröhlichen und gewinnenden Bekennerin seines herrlichen Namens verklärt, leuchtete ihr Auge wirklich in wunderbarer Klarheit, floß ihre Rede, die im gewöhnlichen Leben oft stockend und schwer-

fällig, ja wunderbarlich verschnörkelt war, klar und bisweilen gewaltig dahin, wenn sie auf ihn, den Herrn, der ihre Passion war, der ihr Herz gewonnen und den sie ins Herz geschlossen hatte, zu sprechen kam. Er hatte sie je und je geliebt und zu sich gezogen aus lauter Güte, auch durch viel Kreuz, nun bekannte sie ihren Herrn freudig und tapfer, auch dem groben und ungeschlachtigen Geschlechte dieser Welt gegenüber in schlichten aber eben darum überzeugenden Worten und in ihrem gewinnenden und überwindenden stillen Wandel, unverrückt aller Welt, den Thyrigen und auch mir gegenüber. Und ihr schlichter Glaube und ihre lebendige Erfahrung setzten fort und brachten zum Abschluß die Wirkung, welche Philippis wissenschaftlich begründete Glaubensüberzeugung in mir begonnen hatte. Ich durfte nun auch mit subjektiver Wahrscheinlichkeit ein Verkündiger des Evangelii Jesu Christi werden.

Sonst bot in christlicher Beziehung Riga nicht gerade viel und Großes, insbesondere unter den Pastoren nicht. Die entschieden Gläubigen hielten sich faute de mieux meist zu Berkholz an der Jakobikirche. Er hatte seiner Zeit eine nicht unbedeutende, erweckende, aufrüttelnde Wirksamkeit ausgeübt. Aber durch Mangel an Zuchtübung an sich selbst gab er vielfachen und gerechten Anstoß. Seine Predigten erinnerten bisweilen in ihrer Originalität, aber auch in ihrer Trivialität, an Abraham a Santa Clara. Noch mehr als in der Predigt ließ er sich in seinen Kasualien gehen. Es kursierten unzählige Anekdoten von ihm, in welchen seine Originalität nicht selten an Skurrilität streifte, und welche ich nach selbst erlebten Proben für wahr oder wenigstens für gut erfunden halten muß. Dennoch hielt ich mich auch zu ihm, da seine Kollegen nur eine Farbenmischung von „Lila“ in diversen Schattierungen bis zum äußersten Grau, von plattem oder mit Redebäumen geschmücktem Rationalismus

darstellten. Sogar mein praktisches Kandidatenjahr hielt ich aus Bequemlichkeitsrückichten bei Berkholz ab, da ja die esthnische Gemeinde zur Jakobikirche gehört, der damalige esthnische Prediger aber wegen seiner mangelhaften Begabung und Bildung — er meinte z. B. ich werde nun bald „im Amte“ treten — eine unmögliche Persönlichkeit war. Freilich habe ich auch von Berkholz, außer einer Vorlehre mit esthnischen Soldatenjöhnen und ein paar Predigten, keinen positiven Vorteil gehabt, sondern allenfalls den negativen, daß ich in einem Konflikte mit ihm darin geübt wurde, mich gegen kirchenregimentliche Überhebungen siegreich zu wehren. Ein Meteor unter den damaligen Präbikanten Rigas war Hellmann sen., welcher wider das alte Rigasche Prinzip, wozumöglich nur Stadtkinder auf allen Gebieten anzustellen, aus Walk berufen, sofort und andauernd die mächtige Domkirche bis auf den letzten Platz durch seine lebendigen, geistesmächtigen und entschieden gläubigen Predigten füllte, und die Herzen seiner Gemeindeglieder noch besonders als unermüdlicher und liebevoller Seelsorger fesselte. Sein schmerzlich früher Tod erfüllte die ganze Stadt mit lebhafter Trauer. Viel Frucht und Freude brachte mir ein „Kandidatenabend“, den wir damals ins Leben riefen, um Exegese zu treiben und zu diskutieren, den auch Pastoren wie Hellmann und sogar der Superintendent Bölschau gelegentlich besuchten, und der viele Jahre hindurch von Kandidaten und jüngeren Pastoren gehalten worden ist. Wir hatten damals tüchtige und lebendige Kräfte unter uns. Nöltingk, der nachherige petersburger Pastor, ein ernster Charakter und in die Tiefe dringender Geist, trat mir am nächsten und traute mich auch. Paul Seeberg, auch in Petersburg Pastor geworden und vielseitiger Schriftsteller, Biograph, Dramatiker, mit nicht immer unbedenklicher ästhetisierender Richtung, war für uns ein schätz-

bares, anregendes Glied unserer Gesellschaft. Stoppelberg, als Kandidat jung gestorben, hatte einen liebenswürdig mystischen Zug in die Tiefe und eine vielseitige Gelehrsamkeit. So hatte er z. B., um die Liturgie der griechischen Kirche gründlich zu studieren, das Neu-Griechische erlernt. Hackmann sen., der als Pastor in Sibirien starb, etwas pietistisch, wupperthalisch gefärbt, ein äußerst lebhafter, fast quecksilbriger Geist und Charakter, bei allen Damen sehr beliebt, von uns jungen Männern aber etwas gehänselt. Ferner Braunschweig, der nachmalige anfängliche Champion aber spätere bittere Feind Ferd. Walters, war schon damals animal disputax, und zwar meist schon ziemlich gallig, dabei aber so hyperlutherisch, daß er im Ernst und mit Leidenschaft behauptete, kein Mensch könne in der griechischen oder römischen Kirche selig werden, denn sie hätten nicht das Wort Gottes, noch auch in der reformierten mit all ihren Sekten, denn sie hätten kein richtiges d. h. gar kein Sakrament. Solche provozierende Behauptungen erregten dann bei den älteren Herren z. B. Bölschau wahres Entsetzen, bei den jüngeren streitbaren Gliedern allerhöchste Opposition, setzten aber auch sogar ein paar ziemlich indifferente, eigentlich sogar recht platte Gesellen in Bewegung und Rage. Braunschweig wirkte also schon dort und damals ähnlich wie später auf der livländischen Synode, nur nicht so herausfordernd und erbitternd, aber in entgegengesetzter Richtung. Von den damaligen Gliedern des Kandidatenabends leben wir unser noch vier, aber alle als emeriti und weit voneinander in Livland und Deutschland zerstreut. Der Aufenthalt in Riga gewährte mir auch den Vorteil, daß ich beide Konsistorial-examina bequem an Ort und Stelle, ohne kostspielige Reisen und störende Unterbrechungen meiner Beschäftigung abmachen konnte. Auch geschah das mit großer Gemütsruhe, obgleich

ich ja wußte, daß Berkholz mir nicht gerade gewogen war. Dennoch kam ich ungeschlagen davon, hatte vielmehr den stillen Triumph, daß ich ihn in der Kirchengeschichte zweimal auf historischen Irrtümern abfaßte, und daß er mir auch bei meiner lateinischen Arbeit nicht einen ähnlichen Stieb geben konnte, wie einem anderen Kandidaten gerade in jenen Jahren. Er hatte nämlich, dessen Arbeit durchblättern, sein Gesamturteil dahin zusammengefaßt: „Ja, ja, eine ganz gute Kompilation aus allerlei Handbüchern!“ und als der Kandidat sich ein Herz faßte und bescheidenlich eingewandt hatte: „Aber es ist ja doch auch eigenes dabei!“ zugehend aber auch vernichtend geantwortet: „Jawohl, das schlechte Latein!“ Um mich nicht Ähnlichem auszusetzen, wollte ich, wie es damals die allermeisten Kandidaten thaten, meine Arbeit mir von dem berühmten Latinisten Schönrock übersetzen lassen. Dieser aber konnte die Arbeit nicht übernehmen, ein anderer Übersetzer war in der Eile nicht in Dorpat noch weniger in Riga aufzutreiben. Es blieb also nichts anderes übrig, als mich selbst an die lateinische Bearbeitung zu machen. Und von den Schmidtschen Exerzitien und Extemporalien her muß doch noch ein genügender Rest nachgeblieben sein, denn ich kam, wie gesagt, ungeschlagen und ungestichelt davon und durch.

Es erübrigt mir noch, in Bezug auf meine Kandidatenjahre von meinem Aufenthalt und meiner Wirksamkeit im Cummingschen Hause zu sprechen. Denn das Leben in demselben war mir nicht bloß als Vorschule für den Verkehr mit den Reichen und Vornehmen dieser Welt, also eine wichtige Seite des praktischen Lebens, sondern auch als Übungsfeld in der Seelsorge und für die Entwicklung meines Charakters von nicht geringer Bedeutung. Ich hatte mir von vornherein vorgenommen, mich recht stramm zu halten, mir nichts bieten

zu lassen, um mir meine Unabhängigkeit zu wahren, und auch um der sehr vorteilhaften Stelle willen nicht mich untertreten zu lassen. Das führte in der ersten Zeit zu manchen Konflikten, hatte aber auch den Effekt, daß diese reichen und anspruchsvollen Leute, wie mir Frau Cumming, als wir einander äußerlich und innerlich nahe getreten waren, selbst gestand, Respekt vor mir bekamen. So hat sie mich einmal in einer Zeit, als die unheilvollen Kinderbälle sehr in Aufnahme waren, ihre Kinder zu einem Kinderballe in einem prägnanten Hause zu begleiten. Ich weigerte mich dessen rundweg, einmal weil ich nicht speziell eingeladen sei und also nicht als eine Art von höherem Diener mitlaufen wolle, und dann, weil Kinderbälle nach meiner lebenshaften Überzeugung für Kinder schädlich, ja verderblich seien. Daher könne und wolle ich sie durch meine Teilnahme nicht sanktionieren. Man war zunächst wohl stark verschmupft, ließ mich aber in Ruhe mit solchen Zumutungen und gab mir stillschweigend nach und recht, indem man die Kinderbälle wirklich aufgab. Sonst aber war ich bereit, meinem Prinzipal in gesellschaftlicher Beziehung bei Unterhaltung der oft zahlreichen und verschiedenartigen Gäste als sein gesellschaftlicher Adlatus zu dienen. Denn dadurch vergab ich mir ja nichts und übte mich darin, mit den verschiedensten Menschen zu verkehren, freilich fast nur mit adeligen Herren; Kaufleute, und zwar immer nur die Chefs der größten Häuser, Hill, Böhrmann, Pöchlau etc. waren nur seltene Gäste. Sie wurden ab und an aufgenommen, bei welchen Gelegenheiten der ganze Reichtum des Hauses an silbernen und goldenen Servicen, Kristall und Damast entfaltet wurde. Mir waren diese Diners ganz besonders langweilig, sie hatten aber das Gute, daß mir solcher Luxus absolut nicht imponiert. Die meisten Gäste und namentlich die Habitues gehörten dem

livländischen Adel und der höheren Beamtenwelt an. Aus letzterer ist mir namentlich im Gedächtnis geblieben der nachmalige Minister Walujew, dessen nachherige Frau, die Tochter eines Katholiken und einer Reformierten, selbst aber Lutheranerin, in wiederholten kirchlichreligiösen Gesprächen mit mir, dem lutherischen Theologen, ernstes, geistliches Interesse verriet. Walujew wurde als angenehmer Kaufeur gerühmt, konnte auch recht boshaft sein. So war einmal von einem häßlichen und unliebenswürdigen Ehepaare die Rede. Dazu bemerkte Walujew, auf dieses Ehepaar hätte dieselbe Trauredede gepaßt, welche ein französischer Priester einem ähnlich gearteten Brautpaare gehalten habe, in welcher er unter anderm sie erwähnt habe: „Aimez vous, aimez vous bien! car si vous ne vous aimez pas, qui diable vous aimera.“ — Unter den Herren vom livländischen Adel erweckte natürlich Hamilkar Bölkerfahm, der Führer der liberalen Partei, der Schöpfer des bäuerlichen Grundbesitzes, der geistige Urheber der neuen, im Werk begriffenen Agrarverordnung mein besonderes Interesse. Eine hohe, schlanke Gestalt mit geistvollem Auge und prachtvollem Organ. Aber seine Unterhaltung täuschte meine Erwartung: sie erhob sich nicht um einen Zoll über das Niveau der gewöhnlichen städtischen Konversation über Theater, Schauspieler, Sängerinnen zc. Freilich wurde nach einem stillschweigenden Übereinkommen in der Gesellschaft jede Berührung des innerpolitischen Gebietes auf das Strengste vermieden, denn der Gegensatz zwischen den Parteien war damals mitten in der Hitze des Kampfes ein so schroffer, und die Stimmung eine so erregte, daß bei Debatten auf diesem Gebiete die gesellschaftlichen Formen schwerlich immer gewahrt worden wären. Wohl aber kamen Exkurse auf das Gebiet der großen europäischen Politik seit 1848 vor. Und da war es mir schon damals

merkwürdig, obgleich ich ja in politischer Beziehung völlig grün war, daß fast alle Herren nicht bloß im allgemeinen sehr liberal sich zeigten, sondern geradezu mit der Revolution sympathisierten. Nur eine Ausnahme ist mir unvergeßlich geblieben, die mir wirklich imponierte. Es war bald nach den berliner Märztagen und die Tischgenossen priesen die Thaten der Barrikadenhelden, ihre Begeisterung und Tapferkeit, sowie den Mut der berliner Frauen, welche fast noch während des Kampfes den Barrikadenkämpfern Erfrischungen gebracht hatten. Da erhob der schon damals weißhaarige Herr von Siliensfeld, zur Zeit Landmarschall, seine Stimme für die preußischen Soldaten, welche, treu ihrer Pflicht, ihrem König gehorjam, im verhassten Straßenkampfe überall siegreich gefochten hätten, aber von der Heeresleitung vernachlässigt, vom ganzen Publikum dem Hunger und der Kälte preisgegeben worden, und nun auch von konservativ sein wollenden Herren verleugnet würden u. c. Es entstand eine verlegene Pause, denn auch sehr schlagfertige Liberale empfanden die Wahrheit dieser Erwiderung und schwiegen; mich aber erfüllte dieses tapfere Schwimmen wider den Strom mit bleibender Achtung. Auch sein ältester Sohn war einmal Dinergast und wurde, als halber Theologe und mein Zeitgenosse, von der Hausfrau mir zur Unterhaltung besonders empfohlen. Wir ahnten natürlich beide nicht, wie innig nahe wir uns im späteren Leben treten und auch im hohen Alter bleiben würden, und ennuyierten uns, wie ich fürchten muß, beiderseitig herzlich. Auch der nachherige, langjährige Landmarschall Heinrich Bock, Nachbarstind von mir, mir damals aber persönlich unbekannt, viele Glieder der Familien Wolff, Fransehe, Stryk, Ungern, Krüdener u. c. u. c. verkehrten entweder mehr oder weniger häufig in dem gastfreien Hause oder besuchten doch die durch den guten Koch — der als Gesandtschaftskoch vom persischen

Schah in Anerkennung seiner kulinarischen Verdienste mit dem Sonnenorden geschmückt worden war — und vortreffliche Weine bekannten Diners. Aber, wie angedeutet, war weder die Gesellschaft sehr animiert, noch die Unterhaltung sehr anregend. Mich wenigstens langweilten diese Diners grausam, nachdem der erste Reiz der Neuheit geschwunden war. Eigentlich der einzige, dessen Unterhaltung nie trivial wurde, weder im kleinen noch im großen Kreise, war der zum Glück häufigste Gast des Hauses, den ich wohl meinen Freund nennen kann, der Ritterschaftsnotar und Konzipient der Bauern- und Agrarverordnung, Rudolf v. Engelhardt. Sein Geist und seine Frische durchbrach auch die lederne Hülle der gewöhnlichen, ordinären Konversation, und seine Unterhaltung war mir jedesmal eine Erfrischung, daher ich es denn auch womöglich so einrichtete, daß ich in seiner Nähe saß. Wohl niemand, der damals seine mächtige Gestalt und sein blitzendes Auge sah, ahnte, daß er schon nach wenigen Jahren seinen Lebenslauf beschließen werde.

Dieser nächste Freund der Familie möge den Übergang zur Familie selbst bilden, welche mir ja nicht bloß für meine Kandidatenzeit, sondern für mein ganzes Leben von einschneidender Bedeutung geworden ist. James Cumming, von alter schottischer Familie, eine lange dürre Gestalt, früh ergraut, mit dem Stockschnupfen behaftet, stets mit silberner Tabaksdose ausgerüstet, ein Mann von äußerlich steifer Höflichkeit aber innerlich von warmem Herzen, ein Gentleman im besten Sinne des Wortes. Er hatte in der berühmten Schule zu Eton eine klassische Bildung erhalten, freilich in englischer Popsmanier, bei welcher der ganze Unterricht auf das Schmieden von lateinischen Versen und Erörtern von Preisen durch dieselben zugespitzt ist. Er hatte sich aber dann durch umfassende Lektüre auf den verschiedensten Gebieten,

durch Reisen und eigenes, sehr selbständiges Denken weiter gebildet, so daß man ihm eine gründliche und vielseitige Bildung nicht absprechen konnte. In politischer Beziehung ein strammer Tory, aber in seinem persönlichen Urteile so ungeniert, daß er sich nicht scheute, die damals junge Königin Viktoria, „eine Kanaille“ zu nennen, sonst aber ein streng Konservativer, so daß es zwischen ihm und Rudolph v. Engelhardt in der Zeit des Sonderbundes und Sonderbundkrieges scharfe und zähe Dispute gab, denn Cumming stand auf Seiten der pseudokonservativen, jesuitischen Urkantone der Schweiz, Engelhardt auf der liberalen. Wer weiß aber jetzt noch etwas von diesem Kirchturnparteiampfe und diesem Siliputkriege, nachdem so ungeheure Ereignisse und Weltkriege die Welt umgestaltet haben? Sie sind verflungen und vergessen! Obgleich Cumming in seinem ganzen Habitus und seiner Geistesrichtung viel mehr als ein Gelehrter denn als Kaufmann erschien, so war er doch auch als Geschäftsmann sehr anerkannt: war er doch eine Reihe von Jahren Präses des Börsenkomitees und bei Gründung der Bauernrentenbank der finanzielle Ratgeber des Adels. Auch wurden ein paar adelige Herren namentlich bezeichnet, welche nach seinen Ratschlägen konsequent und vorsichtig an der Börse spekuliert und es zu einem ganz stattlichen Vermögen gebracht hatten. Für sich selbst aber verstand er sein Geschick und seine Erfahrung als Kaufmann nicht anzuwenden: er war in den vierziger Jahren ein sehr reicher Mann, der einen jährlichen Umsatz von einer Million hatte, seinem Privatvater (Flachsexperten) einen Gehalt von bis 10000 Rbl. zahlte und auf großem Fuße lebte, die Führung seines Geschäftes aber fast ganz seinem Kompagnon überließ. Dieser aber wurde, von ihm unbemerkt, geistig ganz unfähig und brachte das Geschäft durch verkehrte Spekulationen in eine

unhaltbare Lage, so daß Cumming, als er das in den sechs-  
ziger Jahren erkannte, es trotz der angestrengtesten Arbeit  
und trotz aller Mühe nicht mehr herausreißen konnte, son-  
dern liquidieren und mit einem verhältnismäßig geringem  
Reste seines Vermögens, es wurden 100 000 Rbl. genannt,  
ins Ausland übersiedeln mußte. Freilich als ein gebrochener  
und geistig stumpf gewordener Mann. Als solcher starb er  
denn auch in der Fremde. Es bestätigte also auch dieser  
Fall die alte Beobachtung, daß die großen Firmen, wenigstens  
in Riga, die dritte Generation kaum überdauern. Seine  
Frau, eine geborene von Stryl aus dem Köpposchen Hause,  
war, obgleich nicht hübsch und nicht tief angelegt, doch eine  
eigenartige und pikante Erscheinung, liebte den Verkehr mit  
Männern viel mehr, als den mit Frauen. Dadurch verfiel  
sie dem böswilligen Klatsch, der ihr allerlei Böses nachsagte,  
aber völlig mit Unrecht, wie ich auf Grund dreijährigen  
Beisammenlebens und scharfer, bewußter Beobachtung mit  
voller Überzeugung es sagen kann. Sie war wohl von ihrem  
Manne sehr verwöhnt und viel umschmeichelt von ihrer Um-  
gebung, aber eine liebende Gattin und zärtliche, überzärtliche  
Mutter. Wir beide standen uns anfangs, wenn nicht auf dem  
Kriegs-, so doch auf dem qui vive-Fuße gegenüber. Erst nach  
dem Tode ihres Lieblinges, des ältesten Sohnes, und danach  
noch zweier Kinder trat sie mir näher, indem sie durch mich  
Trost in ihrem Schmerze suchte. Ich war freilich ein recht  
unerfahrener Seelsorger und fürchte, sie wenig gefördert zu  
haben. Sie suchte eben nur Trost, nicht den Herrn selbst  
noch ihr Seelenheil, und zwar mit Vermeidung der Sünden-  
erkenntnis und der Buße.

Der älteste Sohn, John, mein Hauptschüler, war ein  
auffallend hübscher, frischer, fröhlicher, gewinnend liebens-  
würdiger Knabe, reich begabt, tabellos fleißig, unbedingt ge-

horfam, den ich wohl nie anzutreiben, geschweige denn zu tadeln brauchte. Dabei heiter und witzig. So hatte er auf seine französische Grammatik von Noël et Chapsal zwei Figuren, an einem Galgen hängend, gezeichnet, mit der Unterschrift: „Ce que Noël et Chapsal meritent.“ Er war kein steifer, langweiliger Musterschüler, aber ein Knabe von bestrickender Liebenswürdigkeit, der auch mein ganzes Herz gewann. Als ich im April 1848 zu den Osterfeiertagen zu meinen Eltern reiste, um dort auch meine Braut, welche eine Gouvernantenstelle bei Fellin angenommen hatte, wiederzusehen, verließ ich meinen Zögling frisch und fröhlich und das ganze Haus als eine glückliche Familie. Als ich gegen Ende der Osterwoche zurückkehrte, fand ich das Haus schwarz ausgeschlagen, die Dienerschaft verstört, und nachdem ich schon im Treppenhause auf meine ängstlichen Fragen die Trauerbotschaft empfangen hatte, meinen John im Sarge. Er war der Diphtheritis, oder wie man sie damals nannte, der häutigen Bräune, nach einem Krankenlager von ein paar Tagen erlegen. Die Seinen waren in maßlosem Schmerze wie aufgelöst. Nach ein paar Tagen wurde er nach anglikanischem Ritus zur Erde bestattet. Da nun mein Hauptschüler nicht mehr war, wollte ich meine Stellung in diesem Hause aufgeben, wurde aber von den Eltern dringend gebeten zu bleiben, wohl auch zum Andenken an den Verstorbenen, und für die ausgefallenen Stunden den Schwestern und hauptsächlich dem jüngeren Bruder deren mehr zu geben. Mir war es ganz erwünscht, in dem mir lieb gewordenen Hause und bei den mir ans Herz gewachsenen, liebenswerten Kindern auch fernerhin bleiben zu können, und so verharrete ich denn auch in dieser Stellung bis zum Schlusse meiner Kandidatenzeit, bis zum Juni 1849. Selbstverständlich nahmen nun die jüngeren Kinder, wie meine Zeit, so auch mein

Interesse mehr in Anspruch. Sie waren nicht so begabt, wie der älteste Bruder, aber, mit einer Ausnahme fleißig und liebenswürdig; und ich hatte die Genugthuung, daß ihnen mein Unterricht in den Fächern, die ich jetzt erst übernahm, angenehm und erfreulich war, ja ihnen wie eine Erlösung von dem geistlos pedantischen, tödlich langweiligen Unterrichte ihrer Gouvernanten, namentlich der französischen, erschien, so z. B. in der Geographie, welcher bisher in einem völlig mechanischen, gedankenlosen Auswendiglernen der französischen Departements und schweizerischen Kantons zc. bestanden hatte, während sie sich nun, wie sie meinten, über Meere, Flüsse, Gebirge, Thäler, Reiche und Städte geführt sahen. Selbst der deutsche Sprachunterricht verlor für sie seine bisherigen Schrecken, indem ich ihnen nicht überflüssige Regeln eintrichterte, sondern sie die ihrer Erkenntnißstufe entsprechenden Schätze der deutschen Litteratur kennen, und die Sprache selbst gebrauchen lehrte. — Vom höchsten und zugleich von tieferem Interesse war mir aber natürlich der Religionsunterricht, namentlich mit den älteren Mädchen, ganz besonders mit der ältesten, damals etwa sechszehnjährigen, Tochter. Sie war ein Kind oder vielmehr eine angehende Jungfrau, anziehend schon in ihrer äußeren Erscheinung, obgleich keineswegs eine regelmäßige Schönheit, aber von schlanker, leichter Gestalt, mit vollem dunkeln Haar und tiefen, schwermütigen, braunen Augen, gewinnend durch ihr sanftes liebliches Wesen und zugleich einem ahnungsvollen, gleichsam verklärten Ernst. In der That hatte der ihr vorangegangene heißgeliebte Bruder ihre Gedanken und ihr Herz nach sich gezogen und ihren jungen Sinn mit tiefem Ernst beim Gedanken an die Ewigkeit, aber auch kindlicher Zuversicht auf ihren Erlöser erfüllt. Und dem älteren Bruder folgte noch der jüngste und letzte Sohn: im August 1850 starb dieser, ein frühlicher Locken-

kopf, und im Januar 1851 folgte ihnen die älteste Tochter, die Krone des Hauses, eine unterdes zu lieblicher Jungfräulichkeit herangereifte Mädchenblüte. Ich kann mich nicht enthalten, aus ihrem hinterlassenen Tagebuche einige Stellen anzuführen, welche zeigen, wie diese junge Seele in der Trübsalshize zu tiefer Sündenerkenntnis, lebendigem Glauben und rechtem Ernste in der Heiligung geführt und für das Himmelreich gereift war. Es heißt im Tagebuche (im September 1849): „Schon sieht die Landschaft recht herbstlich aus: die Bäume fangen an, ihren schönen grünen Schmuck abzuwerfen, und gelbe Blätter bedecken den Boden, die kurzen Tage und die früh aufsteigenden Nebel erinnern nur zu lebhaft daran, daß der Herbst da ist. Zwar machen sich die gelben und die roten Blätter des Ahorns neben dem dunkeln Grün der Eichen noch recht hübsch, doch wie bald wird auch dieses alles verschwinden! Öde und traurig wird die Natur, ihrer Pracht beraubt, dastehen, und der rauhe Winter die Erde mit Schnee und Eis bedecken! Ach, ebensoschnell wie der Sommer entflieht unser Leben! Ehe wir es denken, tritt der Herbst und der Winter Schlaf des Todes ein. Ebensoschnell wie des Sommers Freuden schwindet alle irdische Lust und befriedigt nicht das arme Herz, sondern läßt es kalt und traurig. Daher wollen wir unsere Blicke über die Welt erheben, dahin, wo wir allein Ruhe und Frieden finden und wo uns ein ewiger Frühling erblihen wird.“

Und Karfreitag den 21. April 1850:

„Heute ist mein Geburtstag. Heute, an dem Tage, an welchem der Welt Heiland, auch mein Erlöser den schmachlichen Tod am Kreuze starb, habe ich das Licht der Welt erblickt. Wie unendlich gnädig ist mir der Herr gewesen! Er hat mich bis zu diesem Tage geleitet und mir täglich neue Beweise seiner Vaterhuld gegeben: o wenn ich es doch

immer recht erkennete und ihm den demüthigsten und gerühresten Dank darbrächte für die unendliche Barmherzigkeit, die er seinem sündhaften Kinde erzeigt hat. Mit Scham erkenne ich meine vielfachen Sünden und Vergehen gegen meine teuren Eltern, meine Lehrer, meine Geschwister. Ach möchte der Herr mir doch Kraft verleihen, gegen die Sünde zu kämpfen, und durch das Verdienst meines teuren Heilandes dereinst des ewigen Lebens theilhaftig zu werden!"

Und am 26. November 1850, etwa zwei Monate vor ihrem Tode:

„Ein feierlich ernster Tag ist heute: das Fest der Toten. Viel habe ich heute meiner lieben Toten gedacht, und recht wehmütig ist meine Seele. Die Predigt, die Papa uns heute vorlas, behandelte die Worte Jakobs: Herr ich warte auf Dein Heil! — einfach, aber schön. Viele Gefühle kreuzen heute meine Brust, theils blicke ich in die Vergangenheit zurück, und denke an die teuren, geliebten Brüder, deren Verlust ich so schmerzlich betrauere, theils blicke ich auf mich selbst, auf mein sündhaftes Herz und auf mein Ende. Ich weiß ja nicht, wann es mir bestimmt ist, einzugehen in die ewige Ruhe, doch ich will wachen und beten, damit ich bereit sei, wenn die ernste Stunde schlägt, wenn des Richters Stimme mich abrufft. O möchte dieser schwere ernste Augenblick mich nicht unvorbereitet finden!“

Nun, diese Bitte ist dem frommen Gotteskinde gewiß erfüllt worden, wenn auch der andere Wunsch, von mir konfirmiert zu werden und noch vor ihrem Tode am heiligen Abendmahl theilnehmen zu dürfen, nicht gewährt worden ist. Aber so gewiß Gott Gott ist und unser Heiland Jesus Christ, nimmt sie nun schon seit einem halben Jahrhundert nach irdischer Zeitrechnung theil am himmlischen Abendmahl und ruht an ihres Jesu Brust in himmlischem Frieden und ewiger Lust.

Da wird man Freudengarben bringen,  
 Denn unsre Thränenfaat ist aus,  
 O welch ein Jubel wird erklingen,  
 Welch Lobgetön im Vaterhaus!  
 Schmerz, Seufzen, Leid wird ferne weichen,  
 Es wird kein Tod uns mehr erreichen;  
 Wir werden unsern Heiland sehn!  
 Er wird am Brunnquell uns erfrischen,  
 Die Thränen von den Augen wischen;  
 Was er verheißten, wird geschehn.

Ich bin in meinen letzten Mittheilungen der Zeit vorausgeeilt, um in meinen Beziehungen zum Cummings'schen Hause im Zusammenhang zu bleiben. Ich hole nun nach, was ich aus meiner Kandidatenzeit noch zu berichten habe.

Ich hatte schon früher einmal vom Dölschen Superintendenten die Aufforderung erhalten, Adjunkt in Jamma auf Döls zu werden. Mein Freund Engelhardt aber, welcher in Döls bekannt war, warnte mich, indem er gerade die Jamma'schen Leute als „wahre Seeräuber“ bezeichnete. Diese Warnung einerseits, und meine Unbekanntschaft mit Land und Leuten anderseits bestimmten mich dazu, die Aufforderung abzulehnen. So bin ich denn in meiner Heimat zeit meines Lebens geblieben. Und zwar zunächst in meiner nächsten Heimat: Paistel. Mein Vater war nämlich im Lauf der letzten Jahre durch ein Herzübel sehr leidend geworden, so daß die Pfarre längere Zeit durch Vizebedienung versorgt werden mußte. Das brachte die deutschen Eingepfarrten auf den Gedanken, mich meinem Vater als Adjunkten beizugeben, mir eine Gage aus ihrer Tasche und eine Wohnung auf dem zwei Werst von der Kirche entfernt liegenden Gute Kersel in Aussicht zu stellen. Aber noch ehe dieser Plan eine feste Gestalt gewann, nahm das Leiden meines Vaters so rapid überhand, daß ich eiligst an sein Sterbebett gerufen werden

mußte. Ich eilte so schnell, als es bei den damaligen Kommunikationsmitteln möglich war, nach Hause, fand aber, als ich in Paistel ankam, meinen Vater schon im Sarge. Am 23. November 1848 wurde er bestattet, und ich entschloß mich, ihm an seinem Grabe einen Nachruf in deutscher Sprache zu halten. Gleich nach der Beerdigung baten mich Abgeordnete der esthnischen Gemeinde, als Nachfolger meines Vaters ihr Pastor zu werden, denn „mein Wesen und meine Stimme“ habe sie in meiner deutschen Rede angesprochen, obgleich sie ja ihren Inhalt nicht verstanden hätten und ihn nicht beurteilen könnten. Diese spontane Aufforderung hatte ja keine gesetzliche Bedeutung, war aber ein Vorbote der nicht lange darauf erfolgenden, legalen Wahl und Berufung durch den Kirchenkonvent, welcher auch auf die Probepredigten verzichtete, obgleich ich in Paistel als Kandidat nur einmal und nur deutsch, aber nicht esthnisch gepredigt hatte. Das Konsistorium bestand auch nicht auf denselben, sah vielmehr vorläufig auch von der ministeriellen Bestätigung ab, obgleich Paistel eine sogen. Kronspfarre ist. So wurde ich am 5. Juni 1849 als Pastor designatus für Paistel in der Jakobikirche zu Riga vom Generalsuperintendenten Klodt ordiniert und vom Konsistorium beauftragt, mein Amt sofort, ohne Introduction anzutreten. Denn das damalige, mit ausgezeichneten juristischen Kräften besetzte Konsistorium legte, ganz in Übereinstimmung mit der alten lutherischen Kirche und auch unserer Kirchenordnung, gar nicht einen ungemessenen Wert auf die Introduction im Gegensatz zur Ordination, wie es jetzt bisweilen geschieht.

---

## V. Meine ersten Amtsjahre in Paistel.

---

Vier Tage nach meiner Ordination, am 9. Juni 1849, wurde ich in der Kirche zu St. Peter von meinem Freunde Nölting mit meiner lieben Braut getraut. Als ich sie, nun meine Geliebte, nach dem innigen und sinnigen Ausdrucke unserer Väter, nach vollzogener Handlung in die Kutsche hob, empfing uns ein unfreundliches, kaltes und windiges Wetter. Dasselbe drängte mir die unausgesprochene Frage auf: „Ist das ein Sinn- und Vorbild unseres Ehelebens?“ Ja, an Sturm und Unwettern hat es in unserem Leben nicht gefehlt, aber ein warmes, treues Herz hat fortan, nun schon 50 Jahre hindurch, an meiner Seite geschlagen, und mir das Leben trotz alle und alledem traulich und hold gemacht. Am Tage nach der Trauung reiste ich mit meiner Mutter, zum erstenmal im eigenen Wagen, aber mit Postpferden, der alten Heimat zu, welche mir nun zu einer neuen werden sollte. Meine junge Frau folgte ein paar Tage darauf. Ich reiste voraus, um das Haus nach Kräften zum Empfange seiner jungen Herrin vorzubereiten. Meine Mutter und ich hatten die Verabredung getroffen, daß wir, das junge Paar, bis zum Ablaufe des Witwenjahres zwei, gegen Westen über Wälder und Hügel eine anmutige Aussicht gewährenden Erkerzimmer bewohnen sollten. Aber mit deren Einrichtung sah

es übel aus. Zwar hatte mir meine zweite Schwester aus ihren Ersparnissen die Ausstattung des Schlafzimmers zugesagt, welche wohl auch für das nicht große Aufenthaltszimmer ausgereicht hätte, aber der Tischler hatte, obgleich meine Schwester ihm zur Meisterschaft verholfen hatte, nicht Wort gehalten, wie das so schlechter Handwerksbrauch ist, und nichts fertig geliefert. So blieb denn nichts anderes übrig, als aus dem Überschuß an Möbeln meiner Mutter eine allerdings recht bescheidene Ausstattung unserer kleinen Wohnung zusammen zu stoppeln. Das Kirchspiel hatte auch nichts weiter gethan, als den unbrauchbaren Ofen durch einen neuen, aber nur aus roten Kacheln bestehenden zu ersetzen. Aber gerade dieser neue Ofen erregte meinem ästhetisch angelegten Sinne den größten Anstoß, denn er war unangestrichen, beschmiert und bespritzt. Einen Maler und Farbe herbeizuschaffen, war keine Zeit. Ich ließ also Ziegel zerstampfen, und strich mit diesem Ziegelmehl den garstigen Ofen wenigstens gleichmäßig rot an. Ja, obgleich ich fast einstimmig gewählt worden und keinerlei Abneigung oder Unmossität gegen mich vorhanden war, so war doch von seiten weder der deutschen Eingepfarrten noch auch der esthnischen Gemeinde irgend etwas zu meinem Empfange geschehen. Von Gesang oder Ehrenpforten oder Illumination, von Ansprachen oder Glückwünschen war nicht die Rede. Ganz still und unbeachtet kam ich und später meine junge Frau an. Dergleichen festliche Veranstaltungen lagen jener fühlen und indolenten Zeit ferne. Aber ich beanspruchte so etwas auch nicht, und vermüßte es darum auch nicht einmal. Und meine genügsame Frau war zufrieden mit den Birken und Lampen, mit welchen ich den langen, dunklen Gang über den Boden markiert, und den Feldblumen, mit welchen ich die Zimmer geschmückt hatte.

Die Eindrücke am nächsten Sonntage waren etwas freundlichere. Allerdings mußte ich mich der Gemeinde selbst und allein als ihren neuen Pastor vorstellen, da ich, wie oben bemerkt, als noch nicht bestätigt auch noch nicht introduziert werden konnte, also fehlte jeder, auch der bescheidenen lutherischen Kirche doch mögliche Pomp, kein Propst oder gar Generalsuperintendent führte mich ein und hielt eine schöne, schwungvolle Rede, kein Kirchenvorsteher, keine Kirchenvormünder geleiteten mich, kein Chorgesang empfing mich; mehrstimmigen Gesang kannte ja auch diese Gemeinde noch gar nicht. Die Liturgie war die denkbar fahlste, und meine eigene Predigt war wohl nur ein ärmliches Rudiment, wenigstens die esthnische. Eigentlich nur eine Zusammenstellung von Bibelsprüchen, bei deren Gedankenverbindungen und Übergängen mir noch meine Schwester hatte behilflich sein müssen, da mein Küster gedankenlos und kritiklos war, und überdies in Demut gegen „den gnädigen Herrn Pastor“ erstarrt, also sich nie eine Kritik oder Korrektur erlaubt hätte. „Agga see hääl, agga see hääl!“ Aber die Stimme, aber die Stimme! so lautete die Kritik fast im Chorus! Sie machte alles gut. „Sie schlug ans Ohr, wie die Faust gegen die Wand!“ meinte einer, weder ästhetisch noch schmeichelhaft für mich, und die andern variierten immer dasselbe Thema. Und als ich, etwas beängstigt und bedrückt durch dieses zweifelhafte Lob, zaghaft fragte, ob sie denn nichts über den Inhalt zu sagen hätten, hieß es wieder etwas bedenklich: „Muidugi helge Jumala hõna!“ (Natürlich reines Gotteswort.) Aber man war eben zufrieden. Auch die junge Frau wurde ganz freundlich begrüßt, obgleich sie als geborene Rigenserin natürlich noch weniger esthnisch verstand als ich, und die Leute wohl alle wie mein Glockenläuter denken mochten: „Was wird das arme Geschöpf denn wohl anfangen?“ Es

dauerte aber nicht gar lange, so konnte sie schon ganz munter mit den Weiblein plaudern, wenn auch nicht gerade in korrektem Esthnisch. Ein Vorfall an diesem oder einem der nächsten Sonntage zeigt übrigens, wie stumpf das Auge oder die Beobachtung beim Bauer oft ist oder war. Es begrüßte nämlich eine Bäuerin meine Mutter als die junge Pastorin! die mehr als fünfzigjährige Frau, welche über 30 Jahre lang in der Gemeinde gelebt hatte, für die noch nicht zwanzigjährige haltend, und schien gar nicht einmal erstaunt oder beschämt, als sie über ihren Irrtum aufgeklärt wurde.

Die Deutschen empfangen uns ganz freundlich, die Damen eines Hauses baten sogar meine Frau gleich um das schweesterliche „Du“. Freilich waren der Deutschen nicht viele, weil ein großer Teil derselben der Kirche überhaupt den Rücken gewandt hatte, ein anderer von Valentin Holst, des nahe benachbarten Predigers, eminenten Begabung für die Kanzel angezogen, sich bis dahin konstant zur Fellinschen Kirche gehalten hatte. Von den adeligen männlichen Eingepfarrten besuchten nur zwei recht regelmäßig die Kirche, und bald auch meine Kirche. Sie stammten beide aus einem christlich gerichteten Hause und waren selbst auch fromme Männer, sind mir auch immer treue Helfer und Berater gewesen. Ein dritter, einer der damals noch zwei Kirchenvorsteher, war der nachmals im ganzen Lande und über dessen Grenzen hinaus bekannt gewordene Woldemar von Bock. Er stand dem Glauben wohl ganz fremd gegenüber, war gelegentlich sogar ein schlimmer Spötter, respektierte aber die lutherische Kirche als in gewissem Sinne, namentlich unter unsern Verhältnissen, politisch bedeutsame Institution, als Stütze des Deutschtums und Korrelat des Patriotismus. Er war jedenfalls der geistig bedeutendste Mann von uns allen, vielseitig, eminent belesen, von reichem, namentlich juridischem

und historischem Wissen, voll Geistes und Witzes und auch lebhafter Empfindung, aber es fehlte ihm an bon sens, Klarheit und vor allen Dingen an Demut, sehr an natürlicher und ganz an christlicher. In der Unterhaltung war er lebhaft und anregend, neigte aber schon damals zur Weitläufigkeit, der er, je länger desto mehr, in Rede und Schrift zur Beute wurde. Von katholischen Sympathien war in jener Zeit an ihm nichts zu spüren, aber mir ist dennoch sein Abfall zur römischen Kirche ziemlich erklärlich: wie jeder natürliche Mensch neigte er zur Werkheiligkeit, der Herzensglaube war ihm fremd; als er heimat- und berufslos sich unzufrieden und trostlos fühlte, griff er nach den handgreiflichen Tröstungen der römischen Kirche. Er kannte die Kirche wie gesagt nur als politische Institution, und da mußte ihm natürlich die dreigekrönte Königin Roma mehr imponieren, als die arme Magd, die lutherische Kirche, von der er nie gelernt hatte zu bekennen: Sie ist mir lieb, die werthe Magd! Als nun noch die römische Kirche, wenn auch nicht siegreich, wie sie es selbst, ihre kritiklose Knappschaft und der Chorus der Zeitungs- und Bierphilister in alle Welt ausposaunt — so doch auch nicht besiegt, aus dem Kampfe mit dem preussischen Staate, hervorging, der es leider nicht verstand, die Kräfte des Evangeliums sich zu Bundesgenossen zu werben — da ging Boß mit fliegenden Fahnen zu den Ultramontanen, Welfen, Polen ꝛ. über. Aber nicht bloß das, sondern er unterwarf sich auch mit all seinem Wissensstolz, seiner Freiheitsliebe, seinen heimatlichen Traditionen der römischen Hierarchie, ja dem Jesuitismus. Ich stand übrigens, solange er im Lande blieb, freundlich, ja freundschaftlich zu ihm, trotz manchen harten Straußes, den ich mit ihm auszufechten hatte. Außer ihm standen noch drei eingepfarrte Herren auf dem Konvente zu mir, und so hatte ich bei allen guten Ideen

und Vorschlägen eine wohlwollende Majorität der etwas oder vielmehr sehr engherzigen dreigliedrigen Minorität gegenüber auf meiner Seite. Da gab es denn manch hitzigen Streit auf dem Konvente. Doch waren diese Kämpfe nur temporär, im privaten Verkehr stand ich mit den einzelnen Eingepfarrten im ganzen recht gut, und verkehrte auch mit ihnen allen gesellschaftlich mehr oder weniger rege.

Dabei hatte ich die große Freude, die lange Jahre hindurch verödete und verschmähte Kirche allmählich mehr und mehr sich füllen zu sehen. Noch vielmehr war das der Fall bei der esthnischen Gemeinde, welche mich ja von Anfang an freundlich und freudig empfangen hatte. Es war ein hübscher und erfreulicher Anblick, am Sonntagmorgen alle vier von der Kirche aus zu übersehenden, zu ihr führenden Straßen von langen Reihen Kirchgänger zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde (denn in jener wohlhabenden, gute Pferde erziehenden Gegend reiten Männer und Weiber gerne), bedeckt, und die Kirche meist bis auf den letzten Platz und darüber hinaus gefüllt zu sehen. Das bewirkte aber nicht etwa meine Redegabe, welche nur eine gewöhnliche, anfangs auch durch die Sprache gehinderte, war und geblieben ist, sondern die anziehende Macht des Evangelii, welches zu predigen mir ja Herzenssache war. Und, dem Herrn sei Dank! — über den niederschlagenden und betrübenden Anblick einer leeren Kirche habe ich eigentlich nur erst in Fernern, der zuletzt von mir in meinem Alter als Vikar bedienten Gemeinde zu klagen gehabt. Freilich lernte ich die Sprache bald beherrschen, so daß ich nach einigen Monaten vom Konzepte unabhängig wurde. Aber von Anfang an lag mir ferne und widerstrebte meiner Natur und Überzeugung die reformierte Anschauung von dem alleinigen Werte der Predigt, und die reformiert-rationalistische Geschmacksrichtung, welche in absoluter Rahl-

heit, Nüchternheit und Schmucklosigkeit des Gottesdienstes und Gotteshauses die echte Würde und das wahre Wesen protestantischer Gottesverehrung sieht. Die damalige Paistelsche Kirche war aber der Typus eines solchen rationalistischen „Versammlungsortes zur Anhörung geistlicher Vorträge“; war sie doch um 1818 herum, also zur Zeit der Blüte des Rationalismus, oder richtiger — denn der Rationalismus hat nie geblüht! — der ärgsten Verdorrung und Erstarrung der Kirche — erbaut worden. Die Wände, natürlich ganz nackt und schmucklos, waren weiß getüncht gewesen, nun aber teils grau verstaubt, teils grün verschimmelt, kein Gestühl, sondern nur lehnenlose, schwarz und grau gestrichene, zum Teil wackelige Bänke, Altar und Kanzel zusammengebastelt, wie es nun gerade der billigste Tischler gemacht und gekonnt hatte, fast durchgehend nur mit dem Schrubhobel bearbeitet, in keinem Stile, außer dem völliger Geschmacklosigkeit, geradezu scheußlich und schmachvoll unschön und ärmlich, von Bekleidungen und Paramenten war nicht die Rede, nur auf dem Altar lag jahraus jahrein ein alter halbseidener, auch grau-grüner Lappen — keine Orgel, kein Turm! Statt jener sollte ein völlig unmusikalischer Küster als alleiniger Vorsänger den Gemeindegesang leiten, man kann sich also ungefähr vorstellen, wie derselbe ausfiel, aber auch nur ungefähr, denn die Tiefe der Elendigkeit desselben erreicht keine Phantasie, sondern ermisst nur die selbsteigene, qualvolle Erfahrung; kein Glockenturm, sondern nur ein niedriger plumper Glockenstuhl: kurz, die ganze Kirche ein weithin sichtbares Siegel der freiwilligen Selbsterniedrigung der Gemeinde, ein Stempel der Schmach der lutherischen Kirche.

Wir lagen freilich die schönen Gottesdienste des Herrn, welche in seinem Tempel zu schauen Davids Sehnsucht war, immer im Sinn, und ich fühlte es lebhaft und schmerzlich,

es mußte etwas, es mußte viel geschehen, um diese ärmliche Scheune zu einem würdigen Tempel des Herrn umzuwandeln, aber was? wie? mit welchen Mitteln? Alles Fragen der alten Handbücher der Logik: Quis? Quid? Quomodo? Quando? Quibus auxiliis? blieb unbeantwortet. Wo? und wie? und womit? sollte man anfangen? Tausende waren nötig, ich aber hatte ja nichts, und wußte nicht, wo sie hernehmen, da die Gemeinde gänzlich ungewohnt war zu geben und zu opfern, so daß es keinem auffiel, wenn im damals noch üblichen Bettelsack der Kirche, dem Klingbeutel 3, 7 oder 12 Kopfen sich als Gesamtgabe einer großen und wohlhabenden Gemeinde fanden. Da ergriffen die Frauen in freudigem Glauben die Initiative, reflektierten nicht viel, aber faßten doch mit richtigem Takte die Sache am richtigen Zipfel an und drängten auch mich zu entschlossenem Handeln. Unter Führung meiner Schwester und meiner Frau veranstalteten sie zuerst eine Verlosung, um aus dem Erlös derselben Altar- und Kanzelbekleidung zu beschaffen — das am ehesten zu Erreichende und in die Augen Fallendste zuerst. Ich unterstützte das ganz ungewohnte Unternehmen durch Erklärungen, Belehrungen, Ermahnungen und Kollekten. Und es ging! Nach ein paar Monaten prangten Altar und Kanzel in bisher nie gesehenem Schmuck. Und es ging immer weiter: die schönen neuen Kanzel- und Altarbekleidungen erforderten auch einen neuen Altar und eine neue Kanzel, und daß eine große Gemeinde eine Orgel brauche, das leuchtete auch dem Stumpfften ein, und ebenso, daß eine Orgel nicht Platz habe, auf einem Chor von etwa einem Faden Breite. So wurde denn munter weiter Geld gesammelt, durch allgemeine Kollekten in der Kirche, welche allmählich auch einträglicher wurden, durch dringliche Bitten um Einzelgaben, welche auch bald erfolgreicher ausfielen, durch wiederholt ver-

anfaltete Verlojungen, deren Erträge ſtetig wuchſen, denn die Gemeinde fing an, ſich ihres verwahrloſten Gotteshauses zu ſchämen, namentlich den Mangel einer Orgel empfand ſie ſchon als eine Schmach. Und ſo kamen denn im Laufe von ungeſähr drei Jahren die zu all jenen Anſchaffungen nötigen Summen zuſammen, und es konnte nun an die Ausführung gedacht werden. Die Einwilligung des Konvents zu all dieſen Veränderungen und Neuerungen wurde eingeholt, und teils freudig, teils etwas widerwillig, beiderſeits aber mit einem gewiſſen Zuſatz von Beſchämung, auch erteilt. Nun durfte ich ſchon daran gehen, die entſprechenden Meiſter aufzuſuchen, mir Riſſe, Pläne und Koſtenanſchläge vorlegen zu laſſen und mußte mich auch nach der einen oder andern Seite hin entſcheiden. Dabei empfand ich es ſchmerzlich, ja bisweilen quälend, daß ich ſelbſt ſo wenig von kirchlicher Kunſt und Kunſtgeſchichte verſtand, denn wer lehrte und lernte damals ſolche Dinge? Vereine zu ſolchen Zwecken gab es auch nicht, weder hier noch in Deutſchland, Männer, welche mit ihrem Räte hätten aushelfen können, waren nicht vorhanden oder mir wenigſtens nicht bekannt. Ich war alſo ganz auf mich ſelbſt angewieſen, auf mein biſchen natürlichen Geſchmack, der aber damals leider weder durch einſchlägige Studien noch auch durch eigene Anſchauung alter oder neuer Vorbilder gebildet war, und dabei war ich noch nicht 28 Jahre alt! Ich wünſchte wohl, daß alle dieſe Umſtände den Nachkommen oder allen etwaigen Kritikern bekannt wären, und von ihnen bei Beurteilungen meiner Baiſtelſchen Schöpfungen in Anſchlag gebracht würden. Möchten ſie den Mangel eines beſtimmten Stiles und ſo manche nicht zu leugnende Geſchmackloſigkeit mit dem milden Namen: „Übergangſtil“ zudecken. Die damalige Gemeinde dachte nicht an ſolche Kritik, ſondern freute ſich ihres ſaubereren und

immerhin schmucken Gotteshauses, der Orgel aber erst allmählich. Deren Erbauung hatte ich dem dörrptischen Orgelbauer Kessler übertragen, der damals sehr en vogue war. Seinen Entwurf prüfte und approbierte der Organist und Musiklehrer Mumme in Jellin, welcher auch das beendete Werk probierte und empfing. Die Arbeit war solide und gut, und hat sich auch als solche bewährt, aber der Charakter des Meisters war nicht liebenswürdig und störte mir mehrfach die Freude an der neuen Erwerbung und dem neuen Werk. Den Altar und die Kanzel, sowie den Orgelchor baute ein dortiger ganz geschickter und verständiger Tischler, der sich auch als Baumeister aufspielte, aber von Kunstgeschmack keine Ahnung hatte.

Das Altarbild hatten meine früheren Schüler, die Cummingschen Kinder, auf Anregung der ältesten Schwester gestiftet, indem sie ihr Taschengeld zusammenlegten, und ihr Vater das noch Fehlende hinzuthat. Leider hatte dieser aber die Ausführung einem Maler in Riga, Maddaus, übertragen, der sich nun nicht gerade als Künstler erwies. Zur Feier der Einweihung hatten Gemeindeglieder auch noch einen kleinen Kronleuchter und Wandlampetten gestiftet, aber leider auch von einheimischer Arbeit, welche ja in nichts an das alte, auch in unserer Heimat damals blühende Kunstgewerbe erinnert, sondern im Gegenteil von zum Teil monströsem Ungeschmack ist. Aber das wurde ja gewiß nur von wenigen, vielleicht von niemandem bemerkt und empfunden. Allen, dem Pastor und der Gemeinde, stellte sich die alte, ehemals ganz ärmliche Kirche am Einweihungsfeste, im Januar 1853, im Festschmucke von Tannengrün, künstlichen Georginen und zahlreichen Kerzen gar sauber und schmuck dar, von der Ahnung der schönen Gottesdienste des Herrn durchweht. Zur Feier dieses Tages hatte der Kirchenvorsteher von Bock eine Orgel-

piece komponiert und trug sie auch selbst vor. Meine Frau hatte mit unendlicher Mühe den berühmten Beethovenschen vierstimmigen Satz: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes — eingeübt. Er ist nicht leicht, und von all den 20 bis 30 Sängern und Sängern hatte kaum einer in einem mehrstimmigen Chor bisher je mitgesungen, und ihre Stimmen waren ganz roh und ihr Gehör, wenn vorhanden, so doch gänzlich ungeübt. Aber es ging gar nicht übel und imponierte der Gemeinde, welche wenigstens seit Menschengedenken, vielleicht überhaupt nie, mehrstimmigen Gesang gehört hatte, nicht wenig. Das Hauptlied hatte ich, meinen Pegasus zum erstenmal esthnisch sattelnd und aufzäumend, selbst gedichtet und sah mich darin zum erstenmal gedruckt. Es könnte das als ein Omen und eine Vorübung für eine Arbeit gedeutet werden, welche mich mit einigen Intervallen zeit meines Lebens, bis zu meinem 73. Jahr, beschäftigt hat, für die Arbeit auf dem Felde esthnischer geistlicher Dichtung. Festredner waren außer mir noch der Propst Paul Carlblom und der damalige Pastor zu Oberpahlen, Emil Hörschelmann, der bald darauf nach Petersburg an die Annenkirche ging. So wurde denn das Fest der Einweihung mit der fast gefährlich zahlreich versammelten Gemeinde als ein frohes und hohes Freudenfest mit sichtbar und fühlbar freudiger Bewegung begangen. Namentlich als zum „Allein Gott in der Höh“ die mächtigen Orgeltöne zum erstenmal die alte Kirche durchbrausten, erbebten die Herzen in tiefer Erregung und schimmerten so manche Augen in Freudenthränen. Und noch jetzt werden die Augen des 75jährigen feucht in wehmütiger, aber auch dankbarer Erinnerung.

Am Tage der Einweihung hatte Herr Mumme die Orgel mit Meisterschaft zu hoher Befriedigung des musikalischen kleinen, wie auch des unmusikalischen großen Teiles der

Gemeinde gespielt. Aber schon der nächste Sonntag zeigte den Revers der Medaille, die Rehrseite der Sache. Es sollte nämlich von diesem Tage an der Küster die Orgel spielen. Derselbe besaß ein Positiv und behauptete, dasselbe spielen zu können. Da ich ihn aber schon als einen ganz unmusikatischen Menschen von seinem Singen her kannte, so traute ich dieser Versicherung nicht recht, und ermahnte ihn daher, seit die Anschaffung einer Orgel zur Gewißheit geworden war, wiederholt, sich im Orgelspiel zu üben, hatte ihm auch schon am Tage der Einweihung die Melodien aufgegeben, auf welche er sich für den nächsten Sonntag vorzubereiten habe. Er war und blieb sehr zuversichtlich, mir aber ahnte nichts Gutes. Jedoch wurden meine Befürchtungen weit übertroffen. Als Vorspiel bot uns der Mann eine freie Phantasie, d. h. ein Gewirr von mißtönenden Klängen, ein Chaos von undenkbaren und unerträglichen Disharmonien. Als dann der erste Choral folgen sollte, so griff er nie einen Akkord, sondern setzte zuerst die Finger der linken Hand einen nach dem andern auf die Tasten im Baß, und dann die der rechten ebenso successiv auf die im Diskant. So suchte er die Baßnoten für den zweiten Akkord mühsam zusammen, während die rechte Hand noch die Diskantnoten des vorhergehenden Akkordes krampfhaft festhielt und forttönen ließ, sodaß immer Baß und Diskant von verschiedenen Akkorden gleichzeitig zu hören waren, zu fortgehender Qual jedes menschlichen Ohres. Diese wurde noch erhöht durch einzelne tiefste Baßtöne, welche wie Kanonenschüsse ganz willkürlich dazwischen donnerten, denn der Mann mußte doch seine Behauptung, auch das Pedal behandeln zu können, wahr machen. Die Gemeinde glaubte zuerst, das müsse so sein, und versuchte, gewöhnt daran, auch ohne Orgel zu singen, nun auch wider die Orgel weiter fortzufahren. Aber diese war ihr zu

mächtig und zu verwunderlich: die Stimmen schwiegen allmählich eine nach der andern, nur einige alte Weiblein zirpten, ebenso unbekümmert um Takt, Melodie und Harmonie wie der Organist, wie Grillen oder pfeifen wie Schwalben in den höchsten Tönen fort, unverzagt, aber nicht ohne Grauen der Hörer, namentlich des jungen Pastors. Ja, ich Armer raste unterdes in der Sakristei zwischen tiefster Niedergeschlagenheit und höchstem Borne auf und nieder. Auch die verwunderte Frage eines Kirchenvormundes: Kas see riist ikka nenda mürrah? (Brüllt dieses Instrument immer so?) — gab mir keinen Trost, aber den einzig rettenden Gedanken ein, nämlich dem Pseudoorganisten den schleunigen Befehl zum sofortigen Verstummen zuzuschicken. Und nun kehrten wir geschlagen und niedergeschlagen zur alten Gesangesweise ohne Begleitung zurück, und meine Stimmung und meine Rede waren nicht sehr freudig. Aber was sollte nun werden? Noch ein Versuch wurde am nächsten Sonntage nach Androhung von Galgen und Rad mit dem Küster gemacht, aber, wie vorauszusehen, ebenso vergeblich, denn der Gute war nicht bloß nicht musikalisch, sondern überhaupt geistig und ethisch so unbegabt, daß er trotz alledem völlig davon überzeugt war und blieb, seine Sache sehr gut gemacht zu haben. Aber was nun? Sollte die schöne Orgel stumm und ungenutzt dastehen? Dann stand ich auch vor den Augen der Gemeinde als unbesonnener Knabe oder Narr, oder als windiger Projektentmacher da, und hatte eine kaum zu reparierende Schlappe für mein ganzes Leben erlitten. Also Rat mußte geschafft werden! Und er wurde es auch, und zwar bald und leicht: durch die Gehilfin, die mir gegeben war, daß sie um mich sei! Meine Frau war eine tüchtige Klavier- und feste Blattspielerin, und obgleich sie nie eine Orgel angerührt hatte, war sie bereit, als interimistischer Organist

einzutreten, übte fleißig Choräle, Responsorien und Vorspiele und lernte es auch bald, das Pedal zu handhaben oder eigentlich zu fußhaben. So trat sie denn schon am nächsten Sonntage als Organist ein, spielte taktfest, rein und sicher, und der Gesang und die ganze Liturgie ging tadellos. Sie ließ sich auch in der Folge durch die bittere Kälte, welche gerade eintrat, nicht abschrecken, sondern hielt bei großen Kommunionen stundenlang tapfer und geduldig in der eisig kalten Kirche aus. Ja, als unser ältestes Kind erkrankte und zur Kur nach Fellin gebracht werden mußte, pflegte sie die Woche über das Kind und kam dann doch jeden Sonntag mit dem zweiten Kinde, das an der Brust lag, zum Gottesdienste nach Hause, und ließ sich darin auch nicht durch die Aussicht auf ein drittes Kindlein abhalten. Das wurde ihr mit Recht, namentlich von den Frauen, hoch angerechnet. Und auch mir wurde es ins Kredit geschrieben, daß ich ein so tapferes und treues Weib hatte. Ist auch nach meiner eigenen Rechnung einer meiner höchsten Posten in meinem Guthaben!

Hiermit bin ich in der Zusammenfassung dessen, was zu meiner Zeit zur Ausstattung und Ausschmückung der Baistelschen Kirche geschehen ist, schon bis zur Grenze meiner Amtsführung daselbst gelangt. Ich kann aber nicht umhin zu bemerken, daß ich auch auf diesem Gebiete, wie auf so manchem andern, sowohl damals wie auch nachher, nicht zum Abschlusse und zur Vollendung gelangt bin. Ich wünschte und hoffte nämlich ganz besonders und sehnlichst, die Baistelsche Kirche als die hochragende und weithin sichtbare „*lucerna maris*“ herzustellen, wie sie in alten Visitationsprotokollen heißt, und sie wieder, nach beinahe einem Jahrhundert, mit einem stattlichen und schönen Turm zu schmücken, und gedachte auch alsbald Hand ans Werk zu legen — da kam aber meine Berufung nach Oberpahlen dazwischen. Und so

ist denn die Ausführung dieses Gedankens erst meinem Nachfolger, dem vor mir heimgegangenen lieben Bruder Hansen beschieden worden. Der Gedanke aber an die „schönen Gottesdienste des Herrn“ ließ mir keine Ruhe. Zunächst ging ich daran, ihre Zahl zu vermehren, zuerst durch Einführung von Festfeiern, welche bei anderen Gemeinden schon populär und beliebt geworden waren, und zwar des Bibelfestes und des sogen. Gottesackerfestes am Johannisstage. Ich selbst hatte jedes der beiden Feste nur je einmal mitgemacht, und zwar schon als Student. Das Bibelfest in Dorpat in der JohannisKirche, bei welchem ich eine überaus trockene Predigt mit erlitten hatte, und welches überhaupt einen so mühevoll nüchternen Charakter getragen, wie er städtischen kirchlichen Festen nur zu oft anhaftet. Aber in der Hoffnung und festen Überzeugung, daß das in einer zahlreichen Landgemeinde ganz anders ausfallen müsse, zögerte ich nicht lange mit dem Versuche. Und er gelang vortrefflich, da ich in der Wahl der Festprediger sehr glücklich gewesen war. So machte namentlich eine, als sogen. Bericht glücklich gedachte und vortrefflich erzählte Geschichte aus dem bäuerlichen Leben von Emil Hörschelmann, nicht à la Auerbach, sondern eher à la Jeremias Gotthelf, großen Eindruck auf die Gemeinde. — Das erste und bisher einzige Gottesackerfest, das ich mitgemacht hatte, und zwar zu Torma unter Leitung des seligen Aymuth, eines der ersten, oder, wie ich glaube, des ersten, der dieses Fest überhaupt aufbrachte, trug einen ganz anderen Charakter als jenes Bibelfest in Dorpat. Dieses exzessiv nüchtern, jenes etwas echauffiert, einigermaßen an ein methodistisches camp meeting erinnernd. Aber das brauchte ja keineswegs immer so zu sein, und — die lange festlose Trinitatiszeit bedurfte eines jährlich wiederkehrenden Festes so sehr. Also entschloß ich mich kurz, obgleich ich an Vor-

lagen für das auszuarbeitende Programm nur ein Manuscript meines Nachbarn und Freundes Carlblom hatte, und obgleich mir alle Elemente, welche man jetzt fast unumgänglich notwendig zu einem solchen Fest im Freien hält, fehlten: gedruckte Festprogramme, ein Sänger- wohl auch ein Bläserchor, geschmückte tragbare Kanzel u. dgl. Mithin war alles auf die Predigt allein gestellt. Und mit dieser geriet ich gerade auf den oben angedeuteten und gerügten Abweg: ich zog das Rührregister so stark, daß sich ein gewaltiges, fast gewaltjames Weinen und Schluchzen erhob, wozu ja in herrnhutischen oder herrnhutisch beeinflussten Gemeinden keine große Redekunst oder Redegewalt gehörte. Aber gerade dieser herrnhutisch sentimentale Exzeß ernüchterte mich, so daß ich ziemlich abrupt zum Ernst, dem furchtbaren Ernst des Gerichtes und dann zur schlichten Botschaft des Evangelii überging. Jedenfalls hat sich das Fest von da an auch in der Paistelschen, wie auch in allen Landgemeinden einen Platz erobert und behauptet.

Ihren Pastor als Seelsorger in Anspruch zu nehmen, war die Paistelsche Gemeinde nicht gewohnt. So hatte ich z. B. monatelang keinen einzigen Krankenbesuch. Der erste, zu welchem ich abgeholt wurde, ist mir noch in lebhafter Erinnerung. Eine junge Wirtin lag an den natürlichen Blättern schwer darnieder und sehnte sich nach geistlichem Zuspruch. Es war am Abend, zwei Talglichter beleuchteten spärlich die große rauchgeschwärzte Stube. Denn rauchfreie Bauernstuben waren damals noch eine große Seltenheit, und Petroleumlampen gab es noch nicht. Als ich zum Krankenzimmer geführt wurde, sah ich unter der weißen Umhüllung des Kopftuches etwas Formloses, Schwarzes: das von schwarzen Blättern bedeckte, als ein menschliches Antlitz gar nicht zu erkennende Gesicht der Kranken, die Augen und die

Nase vollständig verschwunden, der Mund nur ein schmaler Spalt; sprechen und schlucken konnte die Kranke nicht, daher auch nicht das Abendmahl empfangen, hören aber wohl, so sollte ich ihr also geistlichen Zuspruch und Trost spenden. Von einem Gespräch konnte natürlich nicht die Rede sein, da die Kranke ja nicht antworten konnte. Also nur Ermahnung und Tröstung wurde erwartet und ersehnt. Das erfuhr ich. Aber was und wie sollte ich sprechen? Mein esthnischer Wortschatz war noch recht beschränkt, einen Halt und Anleitung bot die alte magere und nüchterne Agende gar nicht, passende Lieder wußte ich in dem ärmlichen konfusen alten Gesangsbuche nicht aufzufinden, hätte sie auch nicht finden können, entsprechende private Hilfsmittel waren nicht vorhanden oder doch nicht zur Hand — ach, es war eine bedrückende, niederbeugende Lage! Aber eben in der Beugung lag auch die Befreiung; als ich auf die Kniee niederfiel, und die dicht gedrängte Schar in der dunklen Stube mit mir, konnte ich in schlichtesten Kinderworten meine und der Kranken Not und Sorge klagen, und Hoffnung und Zuversicht aussprechen. Tief gedemütigt und recht niedergeschlagen verließ ich das Haus, um in die finstere Nacht hinauszufahren. Aber ein Trost war es mir, als nach einigen Wochen ein schmuckes, junges Weib sich mir vorstellte, um mir für meinen Zuspruch und mein Gebet zu danken: meine geheilte erste Kranke, der damalige unkenntliche, schwarze Fleischklumpen.

Unauslöschlich sind mir auch die Eindrücke von meiner ersten Konfirmandenlehre geblieben. Es waren gegen hundert Mädchen in damaliger noch recht primitiver Toilette: Hemd, Rock und Gurt, da das Wetter und die Stube warm waren, mit mehr oder weniger wirrem Haar, das damals und in jener Gegend noch nicht eingeflochten wurde, in animalischen Exhalationen sehr ungeniert, dazu die Stube recht knapp und

zugleich eine Art Vorratskammer des Küsters. Doch über alles das hätte ich mich schon frohgemut hinweggesetzt, wenn nur die Kinder, die Mädchen, anders gewesen wären! Den Wortlaut des Katechismus kannten sie ja meist, wenn auch stellenweise mit wunderlichen und unausrottbaren Verdrehungen. So z. B. sprachen sie den Namen des Heilandes nicht „Christus“, sondern „Körstus“ aus, ließen ihn nicht „Pontiusse Pilatusse al risti“ sondern alla risti löödad sein, d. h. nicht unter, zur Zeit des Pontius Pilatus, sondern unter ihm, d. h. Pilatus oben und Christus unten, gekreuzigt sein u. dergl. Von biblischer Geschichte hatten sie keine Ahnung, katechisiert worden waren sie nie, starrten daher den Fragenden, den neuen jungen Pastor, stumpf und stumm, höchstens verwundert an, aber von antworten war nicht die Rede, teils aus alberner, bisweilen fichernder Blödigkeit, teils aus unüberwundener und unüberwindlicher Stumpfheit und Stöckigkeit. Ach, mir war oft zu Mute zum Weinen und ich habe wirklich fast gefleht um die einfachsten Antworten, ja eines herrnhutischen Kletenaufsehers (Wirtschaftsbeamten) Tochter, die doch noch ein gewisses Maß von Kenntnissen und einigen Freimut verriet, ordentlich umschmeichelt, um hin und wieder doch eine Antwort aus ihr herauszulocken, und doch meist vergeblich! Ich sprach wie gegen eine stumme, starre Wand ohne Resonanz und ohne Echo! Wenn ich dann am Abend über die kahlen Felder durch den trüben feuchten Herbstnebel nach Hause ging, gedachte ich wohl mit Schmerz und Sehnsucht der Religionsstunden, welche ich als Hauslehrer gebildeten, geistig regen und geistig geweckten Kindern zu eigener Erbauung und Stärkung gegeben hatte — und nun diese torpide Horde! Ich war tief gebeugt und niedergeschlagen, und verzweifelte an meiner Lehrgabe und an jedem Erfolge. Nun, dem Herrn sei Lob und Dank: ich habe auch wirklich

Maurach, Eines livländischen Pastors Leben und Streben.

erbauliche, erweckliche und erfrischende Konfirmandenlehren erlebt! Und gar nicht einmal sehr lange danach. Aber was war jetzt zu thun? Wie und wo Abhilfe, Besserung zu suchen? In den drei Lehrwochen konnte selbstverständlich keine wesentliche, gründliche Abhilfe geschafft werden. Der Bau mußte von unten beginnen, das Fundament gelegt werden, und zwar in der Schule. Ja, die Schule, die Schule! Ich mußte vor allen Dingen ihren faktischen Zustand kennen lernen. Zunächst durch Erkundigungen bei den Schulmeistern, und dann durch eigene Anschauung, durch Prüfungen. Da traten mir denn recht traurige, ganz primitive Zustände entgegen. Eine Parochialschule existierte nicht und konnte auch nicht wohl bestehen, denn es fehlten alle Vorbedingungen dazu: das Bedürfnis in der Gemeinde und das notwendige Material, nämlich in den Gebietsschulen gehörig vorbereitete Schüler. Gebietsschulen waren in fast genügender Anzahl vorhanden, aber es waren lauter bloße Strassschulen. Nur diejenigen Kinder, welche zu Hause gar keinen Unterricht empfangen, oder bei demselben gar nichts lernten, wurden in die Schule gesteckt, aber aus ihr auch sofort wieder entlassen, sobald sie das Notdürftigste erlernt hatten, nämlich mechanisches Auswendigkönnen der fünf Hauptstücke und ebenfalls mechanische Lesefertigkeit nur im fast auswendig gelernten Neuen Testament. Biblische Geschichte wurde gar nicht getrieben, weder die des Alten noch die des Neuen Testaments, von Katecheseen ahnte weder die Seele des Schulmeisters noch auch der Schüler das allergeringste, im Gesange war die höchste Leistung das, natürlich nur einstimmige, meist schrecklich unreine und rohe Singen oder vielmehr Schreien der bekanntesten Choräle, zwei- oder gar mehrstimmiger, reiner und gemäßigter Gesang kam nirgends vor. Im Schreiben und Rechnen waren bei ein paar besonders strebsamen Schulmeistern die bescheidensten

Anfänge zu finden, indem sie ein paar Jungen, welche sich als Freiwillige meldeten, einige Krähenfüße malen und das Einmaleins auswendig lernen ließen. Kalligraphie, geschweige denn Orthographie und Aufsätze, Tafel- und Kopfrechnen, Heimatkunde und Geographie waren unbekannte Begriffe, überhaupt von geistiger Regsamkeit, eigenem Nachdenken und Anregung dazu war nirgends die geringste Spur zu merken. Aber die Paistelschen Schulmeister waren, bis auf ein paar Ausnahmen, doch liebe, willige Leute, die eine bessere Ordnung der Schule wünschten, und sich gegen höhere Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit nicht sträubten. Ich wandte mich an den Schulrevidenten unseres Sprengels, Emil Hörshelmann zu Oberpahlen, um guten Rat, den er mir auch bereitwillig und freundlich erteilte. Er riet mir, den Unterricht in der biblischen Geschichte Alten Testaments, katechetische Worterklärung des Katechismus, die Unterweisung im Schreiben nach Vorschriften, im Rechnen der vier Spezies auf der Tafel und im Rechnen leichtester Aufgaben im Kopfe obligatorisch zu machen, und die Schulmeister zum zweistimmigen Singen einfacher Choräle zu ermuntern. Ich bestellte sie nun zu mir, theilte ihnen die Anforderungen, welche der Schulrevident an uns stellte, und welche in seinem Kirchspiele schon erfüllt worden waren, mit, und fragte sie, ob sie denselben nachzukommen bereit seien und sich im Stande glaubten. Sie bejahten beide Fragen, baten mich aber, ihnen Anleitung dazu zu geben. Wir machten nun ab, daß wir allsonnabendlich zusammen kommen wollten, daß sie der Reihe nach Abschnitte der biblischen Geschichte erzählen und Partien des Katechismus katechetisch erklären sollten, wobei wir übrigen die Schüler darzustellen hätten. Ich aber wollte darauf meine Kritik und meine Ratschläge verlautbaren. Als nun nach Verlauf mehrerer Sonnabende die Reihe rund

gegangen war, baten sie mich, ihnen nun auch meinerseits eine Probelektion zu erteilen, damit sie sehen könnten, wie man es zu machen habe. Dessen konnte ich mich auch nicht wohl weigern, erklärte ihnen jedoch dabei, daß ich mich keineswegs für einen Meister halte, sondern eben mit ihnen zusammen nur ein Lernender sein wolle. Und es gelang mir mit Gottes Hilfe besser, als ich selbst erwartet hatte. So gewann ich den Mut, ihnen auch für die anderen Fächer nach Einsicht und Vermögen Anweisungen und Ratschläge zu geben, welche sie ebenfalls gutwillig aufnahmen. Nun begann die gebietweise Prüfung sämtlicher ca. 3000 Kinder des ganzen Kirchspiels, aus welchen dann unter Beratung von seiten des betreffenden Schulmeisters und Kirchenvormundes sowohl die Straßschüler, welche nur bis zu Erlangung des sehr mininen Minimums an Kenntnissen die Schule zu besuchen hätten, bezeichnet, als auch die ständigen Schulen dieses Winters (denn nur einen Winter hindurch währte damals die obligatorische Schulzeit), namhaft gemacht wurden. Und zu Martini begann dann der Unterricht, nachdem von der Kanzel herab die Kinder, die Eltern und die betreffenden Gemeindebeamten dringend und möglichst beweglich ermahnt worden waren. Aber wohl den ganzen Winter über bewegte der junge Pastor die Frage in seinem Herzen: Wie wird es gehen? werden wir vorwärts kommen? und die Bitte: Herr, hilf! Und der Herr half: es ging, und wir kamen vorwärts, wenn auch nur langsam und schrittweise. Denn leistungsfähig ist der Esthe, das läßt sich nicht leugnen, und insbesondere der sthische Schulmeister. Das erhärten unter anderm auch ein paar von mir freilich erst später in Oberpahlen erlebte Beispiele. Ein sonst nicht übler Schulmeister leistete im Gesange sehr wenig. Als bei der Frühlingsabschlussprüfung die wenigen von ihm eingeübten Lieder wieder nur schwach und namentlich unrein und

roh ausfielen, und ich ihm ernstlich vorhielt, das dürfte so nicht fortgehen, gestand er die Schwäche seiner Leistungen ohne weiteres zu, erklärte sie aus seiner geringen musikalischen Begabung, namentlich seinem schlechten Gehör. Daher seien alle seine Anstrengungen vergeblich, er wisse sich nicht zu helfen, ob ich ihm nicht einen Rat erteilen könne, er sei zu jedem Opfer bereit, ich möge nur Geduld mit ihm haben. Ich riet ihm, sich auf eine oder ein paar Wochen zu einem Kollegen in die Schule zu begeben, der im Einüben seines Sängerkhore und seiner Schüler gerade ein Meister sei, und es ihm abzugucken und abzulauschen, wie er es mache. Er that das, und im nächsten Frühling sangen seine Schulkinder ihre, wenn auch nicht vielen, ein- und vierstimmigen Lieder tadellos rein und frisch. — Ein anderer, ein alter Mann, der gewiß schon seine dreißig Jahre hindurch nach alter Weise die Kinder, namentlich bei der Katechese, hatte antworten lassen, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, begriff dennoch sehr bald die Forderung, daß die Kinder immer in einem vollständigen, abgerundeten, die Frage miteinschließenden Satze, nicht bloß mit „ja“ und „nein“ antworten dürften, und auch die Berechtigung dieser Forderung — und bei der nächsten Frühjahrsprüfung antworteten seine Kinder so präzis und in vollständigen, abgerundeten Sätzen wie dressierte Seminaristen, und doch so frisch und munter wie bisher. So vollständig hatte der alte Mann die Gewohnheit der Kinder und seine eigene zu überwinden vermocht! An Fleiß und Eifer für die Schule ließ ich es meinerseits freilich auch nicht fehlen, und so machte sie in meinem Kirchspiele wohl hübsche Fortschritte, ja wir holten, wie mit einem Sprunge, manches Kirchspiel ein, ja überholten sogar manches andere, wie die Schulrevidenten lobend bemerkten. So kam es denn auch, daß meine Sprengelsbrüder, als Hörschelmann nach Peters-

burg ging, mich, obgleich ich erst vier Jahre im Amte und weitaus der Jüngste war, zu seinem Nachfolger als Schulrevidenten wählten. Das Amt habe ich über zehn Jahre lang bekleidet, und bin dann mit der üblichen ehrenden Anerkennung entlassen — der einzigen obrigkeitlichen, welche mir je zu teil geworden ist — ohne daß ich auf dem Gebiete der Schule etwas Besonderes geleistet hätte, ich war eben nur Nachfolger und Vorgänger überlegener Schulmänner.

Der einzige Kampf außer dem überall und jederzeit zu führenden Kriege gegen Sünde, Welt und Teufel, welchen ich in jenen glücklichen Jugendjahren in Paistel zu kämpfen hatte, war der damals eben erst entbrannte gegen Herrnhut. Die Brüdergemeinde nahm in Livland eine ganz aparte, wohl einzigartige Stellung ein. Sie bildete keine eigenen selbstständigen Gemeinden, sondern eine separate ecclesiola in der lutherischen ecclesia. Wie sie sich in der Zeit des Rationalismus, da die Wächter der lutherischen Kirche schiefen, heimlich eingeschlichen hatte, existierte sie und breitete sich aus unter dem Deckmantel des Geheimnisses. Unter dem Vorwande, der Kirche dienen zu wollen, herrschte Herrnhut in ihr durch den Reiz ihrer synergistischen Lehre, die dem Fleische schmeichelt — durch Gebet könne man die Seligkeit erwerben — durch den des Geheimnisses, das sie sorgfältig wahrten, denn ihre Lehre, ihre Institutionen, ihre Leiter, ja ihre Mitglieder blieben dem großen Haufen unbekannt. — Durch den Spielraum, den Herrnhut dem Ehrgeiz und dem Streben nach Macht und Einfluß unter den Bauern eröffnete, denn durch seine Organisation und sein Zusammenhalten wußte es seinen Mitgliedern die einflußreichsten Stellungen zu verschaffen, durch den Schein eines tugendhaften Wandels — denn Trunk, offenbaren Diebstahl, überhaupt jeden öffentlichen Anstoß wußte es meist sehr klug zu vermeiden — durch

all das erwarb es sich die Gunst der weltlichen Autoritäten. Überdies war es eine wahre Schlingpflanze an dem Baume der Kirche, indem es, wie jene, den Baum umspann, ihn eng und immer enger umschlang und ihm so allmählich alle Lebenskraft entzog, d. h. es zog alle irgend geistlich angeregten und geistig regen Persönlichkeiten an sich und blickte dann mit unverhohlener Verachtung auf den Nest als die ilma lapsed, die Weltfinder, herab. Den lutherischen Pastoren, und durch sie wieder den Gemeinden, wurden erst in jenen Jahren, namentlich durch Christianis, des damaligen Pastors zu Ringen, Forschungen und Synodalvorträge über Herrnhutz eigentliches Wesen und seine Wirksamkeit die Augen geöffnet, und namentlich die für die lutherische Kirche durch Philippi begeisterte Jugend zum Kampfe gegen die anmaßende Hagar, die Eindringlingin, angefeuert. So konnte auch ich nicht lange mit meiner Überzeugung, mit meinem grundsätzlichen Widerspruch gegen Herrnhut zurückhalten. In einem freundschaftlichen Gespräche mit einem ältern Schulmeister, einem lieben, braven und von Herzen frommen Menschen, richtete dieser die Bitte an mich, ich möchte, da ich selbst das Evangelium predigte und lieb hätte, die „Brüder“ — so werden die Herrnhuter im Esthnischen schlechtweg bezeichnet — zu Hilfe rufen, und ihnen wenigstens ein Bethaus im Kirchspiel verschaffen. Eigentümlicherweise hatten die Herrnhuter gerade in Paistel, wenn auch eine ansehnliche Anzahl Mitglieder, so doch kein einziges Bethaus, während sie rund herum in der ganzen Gegend und dem ganzen Sprengel, um ihre Bethäuser gruppiert, dick und fest saßen und dominierten. Da war denn der Moment gekommen, in welchem ich mit meinem prinzipiellen Gegensatz gegen die Brüdergemeinde hervortreten und Farbe bekennen mußte, zunächst diesem einen Freunde, dann aber auch der ganzen Gemeinde gegenüber. Nicht ohne Herzklopfen

ging ich daher auf dieses Thema ein, denn ich war mir dessen klar bewußt, daß dieses Gespräch vielleicht zu einem Wendepunkte in meinem Verhältnisse zu einem großen und sehr einflußreichen Teile meiner Gemeinde werden könne. Ich sprach aber frei und rückhaltlos. Wir vertieften uns so sehr in unsern Gegenstand, daß der Abend schon dunkelte, ehe wir zum Abschlusse kamen. Aber beim Abschiede bemerkte ich aus der Art desselben zu meiner Freude, daß sich mir das Herz wenigstens dieses Mannes nicht entfremdet hatte. Er blieb mir auch bis zu seinem Lebensende treu ergeben. Hatte er doch auch bald nach jenem Gespräche Gelegenheit, zu erkennen, daß ich es besser mit ihm meinte, als seine habfüchtigen Freunde. Denn diese, namentlich diejenigen von ihnen, welche im Gemeindevorstande saßen, wollten ihm, neidisch auf seinen Wohlstand, welchen er sich durch seinen Fleiß und seine gute Wirtschaft erworben hatte, seinen Gehalt als Schulmeister schmälern, mir aber gelang es, ihn vor dieser Einbuße zu schützen. So war denn meine Gegnerschaft gegen Herrnhut unverhohlen hervorgetreten und sprach sich auch bald herum. Aber natürlich mit manchen Trübungen und Entstellungen. Um diese zurechtzustellen, die Sache durch Besprechen und Durchsprechen zu klären, und um überhaupt mit den Gemeindeältesten näher bekannt zu werden, richtete ich wöchentliche Bibelstunden mit den Schulmeistern und Kirchenvormündern ein. Alle Sonnabendnachmittage kamen wir im Pastorate zusammen, um die Apostelgeschichte zusammen zu lesen und in freier Weise miteinander zu besprechen. Sie gerade erwies sich auch, wie ich gehofft hatte, besonders geeignet, mancherlei wichtige Punkte der Lehre und des Gemeindelebens, namentlich auch Herrnhut, als angebliches Abbild der apostolischen Gemeinde, zu besprechen. Diese Bibelstunden wurden den Leuten bald lieb, und uns

allen segensreich, wie mir manche Teilnehmer noch nach Jahren bezeugten. Unsere Verhandlungen und Diskussionen über Herrnhut wurden zwar cum studio, aber sine ira geführt. Das wurde uns dadurch erleichtert, daß mein Kampf mit der Brüdergemeinde in Paistel kein Nahkampf, sondern ein Ferntreffen war, weil sie hier nicht organisiert und in einem oder mehreren Bethäusern konzentriert, weil es hier kein Streit um Macht und Einfluß, sondern mehr eine prinzipielle Erörterung war. Wir blieben trotz derselben und trotz der ungelösten prinzipiellen Gegensätze gute Freunde, und Feindseligkeit habe ich in Paistel kaum erfahren. Das Evangelium, dessen Verkündigung durch mich sich die Gemeinde nach wie vor freute, blieb uns der gemeinsame Boden und der Herr Jesus unsere gemeinsame Liebe.

Um auch dem Gros der Gemeinde näher zu treten, eine lebendigere Anschauung vom bäuerlichen Leben, einen Überblick über die Zahl der vorhandenen Heiligen Schriften, sowie der Häuser, in welchen sie zu häuslicher und persönlicher Erbauung gebraucht wurden, oder doch wenigstens bei vorhandener Befähigung des Hausvaters oder der Hausmutter oder erwachsener Kinder gebraucht werden konnten, durch ein allgemeines „Hausverhör“, wie es die Alten nannten, zu gewinnen, um endlich auch mein Kirchspiel, das ein ziemlich, wenn auch nach livländischem Maßstabe nicht sehr ausgedehntes ist — Entfernungen bis zu 16 Werst (Kilometer) von der Kirche kommen darin vor — näher kennen zu lernen, um alle diese Zwecke zu erfüllen, beschloß ich systematische Hausbesuche abzuhalten. Sie sollten sich allmählich über das ganze Kirchspiel erstrecken, wurden aber durch meine Übersiedelung nach Oberpahlen unterbrochen. Zwar konnte ich nicht daran denken, das ganze Kirchspiel Haus für Haus zu besuchen, das wäre allzu zeitraubend und durch zu häufige Wiederholung er-

mügend gewesen. Vielmehr ließ ich die Bewohner von fünf bis sechs oder auch mehr Gefinden, d. h. Bauerhöfen, welche in jener Gegend mehr oder weniger zerstreut in sogen. Streugefinden wie in Lettland, nicht dorftweise wie in Esthland, liegen, in ein Gefinde mit einer möglichst großen Stube zusammen bestellen. Dort hielt ich eine Hausandacht, gleichsam als Beispiel oder Vorbild, mahnte zu regelmäßiger Wiederholung derselben, gab Anleitung dazu, mahnte zur Anschaffung Heiliger Schriften wo es an solchen mangelte, forderte zuerst die Erwachsenen, voran die Wirtzleute, zum Lesen aus der Heiligen Schrift auf, nicht als Examen, sondern als Ehrenerweisung dem Worte Gottes gegenüber, prüfte dann die Kinder im Lesen und Katechismus, katechisierte und ermahnte sie, verteilte Büchlein und Bilder unter sie und schloß dann mit einem gemeinsamen Kniegebete. Gewöhnlich, oder vielmehr fast immer wurde ich zu einer ländlichen Kollation eingeladen, welche ich natürlich nicht ausschlagen durfte, obgleich die Kochkunst der Bäuerinnen damals wenig anlockendes hatte, an welche sich dann noch freundliche, oft auch recht in die Tiefe führende Gespräche angeschlossen. Ob diese Hausbesuchungen, wie sie bei unseren Alvordern auch hießen, in der Gemeinde Segen gestiftet haben, kann ich nicht beurteilen, denn Saaten keimen nicht auf dem Markte und im Sonnenlichte, und nicht in wenigen Tagen, darf es aber hoffen, eben weil doch das Wort Gottes ausgestreut wurde, dieses aber ein ewig keimfähiger Same ist. Mir selbst haben sie jedenfalls Nutzen gebracht und auch meist Freude gemacht. Aber durchführen konnte ich diesen meinen Plan, wie gesagt, nicht. Andere Pläne konnte ich nicht einmal in Angriff nehmen: so z. B. den regelmäßiger allmonatlicher Konferenzen mit den Ältesten der kirchlichen Gemeinde, den Schulmeistern und Kirchenvormündern, ferner den Plan, eine

Parochialschule ins Leben zu rufen, für welche ich schon vorläufige Anmeldungen zur Aufnahme annahm. Sie trat aber erst unter meinem Nachfolger ins Leben, und zwar mit großen Opfern seinerseits.

Zwar begonnen, aber bald unterbrochen wurde meine erste litterarische Thätigkeit. Zur Einweihung der neu ausgeschmückten Pajstelschen Kirche hatte ich, wie erwähnt, als Hauptlied mein erstes esthnisches Lied gedichtet oder, gestehe ich es nur, mühsam ausgearbeitet. Denn von dichterischem Drang und Schwung war dabei nicht die Rede, vielmehr noch es wohl stark nach der Lampe. Dennoch war es nicht ganz schlecht, wie es mir schien, als ich nach vielen Jahren einmal ein Exemplar desselben zu Gesicht bekam. Wie ich es jetzt beurteilen würde, weiß ich nicht, da diese Liederblätter wie die ersten gelben Blätter im Sommer oder Herbst spurlos verweht sind. Das war im Jahre 1852. In demselben Jahre kam auch mein erstes Opus in Prosa zu stande. Und zwar auch nicht aus innerem Drange, sondern auf eine äußere Veranlassung hin bearbeitete ich zwei Predigten aus Heinrich Müllers „Herzenspiegel“ für das esthnische Volk und ließ sie drucken. Auf einer sogenannten Werroschen Konferenz hatte uns nämlich unser Moderator, der damalige Werrosche Propst — der Musterpropst, wie Philippi ihn mit Recht nannte — Christiani, ermahnt, nach Kräften und Gaben litterarisch thätig zu sein, wenn auch nur als Übersetzer. Auf diese Mahnung hin erklärte ich mich bereit zur Bearbeitung von Predigten, und der damals auch noch junge A. S. Willigerode übernahm es, Ahlfelds Erzählungen fürs christliche Volk für das esthnische Volk zu bearbeiten, und that das auch in Halika Mihkle jutud (des Quellenmichels Erzählungen). Diese Ahlfeldschen Erzählungen hielten die richtige Mitte zwischen den Schriften des Jeremias Gotthelf, welche ich als

zu starken Tabak für unsere hiesigen Nerven bezeichnen möchte, denn ihre Volkstümlichkeit grenzt wenigstens häufig an Plumpheit, und den christlichen Erzählungen von Maria Thufusius und manchem aus dem Englischen übersetzten Büchlein, welche ich parfümierte Prieschen à la marquise nennen möchte. In unserer kurzlebigen Zeit ist freilich das Ahlfeldsche Original ebenso wie die Willigerodesche Bearbeitung vergriffen und — vergessen! Meine zwei Predigten „Südame peegel“ (Herzenspiegel) gingen auch nicht besonders. Wenigstens sagte mir das der Drucker auf meine gelegentliche Erkundigung, und ich hielt mich dadurch von weiterer Erfüllung meiner Zusage entbunden und setzte daher die Arbeit nicht fort, und so sind auch keine weiteren Predigten von mir erschienen. Freilich widersprach diesem kleinmütigen Entschlusse die unerwartete, nach ein paar Jahren erfolgte Bitte des Buchdruckers um die Erlaubnis, jene beiden Predigten neu auflegen zu dürfen. Sie müssen also doch gegangen sein. Aber in meiner Überraschung erteilte ich die gewünschte Erlaubnis, ohne auch dieses Mal das geringste Honorar zu beanspruchen. Darauf hatte der geschäftsgewandte Mann gerechnet: kannte er doch die echt livländische, aristokratische Abneigung gegen jegliche Honorarforderung. Der Effekt aber war, wie gesagt, daß der Südame peegel ohne Nachfolge blieb, obgleich, wie es schien, meine gesprochenen Predigten damals wenigstens gern gehört wurden. Senes, mein erstes, Lied dagegen hat eine zahlreiche Nachkommenschaft gehabt: über 150 meiner Lieder stehen in dem gegenwärtig gebrauchten Gesangbuche. Aber das Geschick teilen sie mit meinen einsamen Zwillingen in Prosa, daß sie als meine Kinder nur wenigen Menschen bekannt sind.

Hiermit habe ich schon über meine Paistelsche Zeit hinaus in meine Oberpahlsche Amtszeit hinübergegriffen, bin

vorgreifend aus den friedlich-freudigen Jünglings-, in die ernstesten heißen Kampfes- und Mannesjahre hinübergeschweift. Aber ich muß zu jenen zurückkehren, indem ich noch einmal auf die Werroschen Konferenzen komme. Sie gehören ganz in jene Jahre 1849—1853. Nach den vorhergegangenen schrecklichen Jahren des Abfalles, in welchen unserer armen livländischen Kirche die unerhörte Schmach widerfuhr, daß Tausende ihrer Glieder sich durch bloße leere und unerfüllbare Vorspiegelungen verlocken ließen, ihren Väterglauben für ein Linsengericht, für rein weltliche und noch dazu eingebillete, lockend vorgespiegelte Vorteile zu verkaufen, lag es nahe, ja war es notwendig, daß wir, die viel verschmähten und verspotteten „Wächter Zions“ seine verfallenen Türme und Mauern wieder zu bauen, zu erhöhen und aufs neue zu befestigen strebten. Es war natürlich, daß um die beschimpfte und geschlagene Mutter ihre streitbaren Söhne sich eifrig scharten, um sie mit ihren Leibern zu decken, sie zu schützen und ihre Ehre wieder herzustellen. Wir wurden kirchlich in jenen Jahren, denn wir kehrten zurück zu den verlassenen, weil verkannten und gering geschätzten Hallen und Gütern der Väter. Diese lernten wir erst kennen und schätzen durch die Führer, welche der Herr damals seinem „livländischen Zion“, wie wir gern sagten, schenkte. In die hohen, hellen, stolzen Hallen der altkirchlichen Lehre der lutherischen Kirche führte uns Philippi ein, die Schätze des Kirchenliedes lehrte uns Christiani kennen und gebrauchen, die keusche Schönheit des altkirchlichen Gottesdienstes zeigte uns Harnack in rechtem, herzerwärmendem Lichte. Ja wir wurden von Herzen und mit Begeisterung kirchlich, und es war ein ungerechter Vorwurf, wenn die Vertreter der subjektiven, pietistischen Frömmigkeit der vorhergehenden, schon schwindenden Periode den Gegensatz so formulierten: euer Schibboleth ist Kirche, das unsrige

Jesus! Bei uns war Parole und Feldgeschrei allerdings: „die Kirche“, aber „die Kirche Jesu Christi“. Wir priesen die Kirche, aber nur als das Haus, den Tempel, die Burg des Herrn, den wir aber nicht bloß als das Jesulein kannten, sondern als Jesus Christus, unseren Herrscher, unseren König. Es war eine Zeit, da ein warmer Frühlingshauch durch die Herzen wehte, ein Frühlingsodem, der uns aber nicht etwa bloß zu wohligem, weichem Genießen aufrief, sondern zu frischer, froher Frühjahrsarbeit auf Gottes Ackerfeld. Zur Arbeit aber sowie zum Kampfe schleicht man nicht einzeln und im Verborgenen, sondern man schart sich zusammen und schart sich um wackere Führer. Das geschah in jener Zeit ganz besonders in den freien Konferenzen und in Nordlivland vornehmlich um die Person Christianis. Gerne entwürfe ich ein Bild Christianis aus seiner Glanzzeit, aus der Zeit, in welcher er auf dem Höhepunkte seines Lebens stand. Das ist die Zeit, da er Werroscher Propst war. Als die theologische Fakultät ihn später zum Professor der praktischen Theologie, und die durch das Verdienst des frommen Kurators Bradke neugebildete Universitätsgemeinde ihn zu ihrem ersten Pastor erwählte, versetzten sie ihn dadurch auf einen ihm fremden Boden. Ein eben verpflanzter Baum kränkelt aber immer etwas. So auch Christiani in Dorpat. Zwar wirkte er hier in seinen ersten Jahren durch seine schlichte aber gewaltige Predigt noch mächtig, wie das seine Zeitgenossen von damals bezeugen, doch eben nur als Prediger, nicht auch als Pastor, als welcher er eigentlich nur an seiner Landgemeinde und an dem esthnischen Volke, nicht in der Stadt und an der Universitätsgemeinde von bedeutender, einschneidender Wirksamkeit gewesen ist. In Dorpat nämlich wurde er bald nach seiner Übersiedelung dahin von einer schweren, langwierigen und lebensgefährlichen Krankheit be-

fallen. Welchen Namen die Ärzte dieser gaben, weiß ich nicht, aber gewiß ist es, daß er nur als ein gebrochener Mann von ihr erstand: sein Feuer, seine Frische, der Zauber seiner gewinnenden, fesselnden, begeisternden Persönlichkeit war dahin, und als er dann als schon alter Mann zum Generalsuperintendenten gewählt wurde, war er nur eine Ruine seiner selbst. Es ist eben ein Grundübel von unberechenbarer Schädlichkeit auf allen Lebensgebieten, daß nicht bloß bei dem regulären Avancement, sondern auch bei den freien Wahlen nur die Vergangenheit eines Mannes, wie sie in den Dienstlisten und ähnlichen offiziellen Dokumenten vorliegt, in Betracht gezogen wird, nicht aber die Zukunft, wie sie aus den vorhandenen Gaben und Fähigkeiten geschlossen werden müßte. Zu solchen Schlüssen gehört freilich ein genialer Takt, fast ein prophetischer Blick, welcher sich selten bei den Wählenden, noch seltener bei den Regierenden findet. Darum aber ist es thatsächlich so, daß die 60- und 70jährigen Männer die Welt regieren, d. h. solche Männer, welche früher etwas geleistet haben, nun aber meist nichts oder wenig mehr leisten können. Doch ich kehre zu Christianis bester Zeit zurück. Die Werroschen Pastoren bewiesen bei seiner Wahl zum Propste in ihrer Majorität in der That einen prophetischen Blick, als sie ihn, den kaum Vierzigjährigen, wählten. Die alten Herren waren freilich durch die Wahl eines so „jungen Menschen“ stark verschnupft. Aber es dauerte nicht lange, so hatte er durch den Zauber seiner Persönlichkeit auch sie gewonnen, und sogar, sowie schon vorher die jungen Männer, mit warmer und wahrer Begeisterung erfüllt. Dazu halfen wesentlich die Konferenzen, welche Christiani ins Leben rief. Sie waren zunächst für den Werroschen Sprengel bestimmt. Aber bald schlossen sich auch Felliner, vor allen Carlblom von Tarvast, Holst von Fellin,

Hörschelmann von Oberpahlen, und mit dem ganzen Feuer der Jugend auch ich mich, als ich Pastor zu Paistel war, an, sogar Schulz, der nachmalige esthländische Generalsuperintendent kam vom fernen Bernau herbei. Christiani aber war und blieb nicht bloß der Leiter, sondern auch die Seele unserer Konferenz. Er leitete uns an, die verfallenen Mauern Jerusalems wieder aufzurichten mit der Keule in der Hand, und sie zu schützen mit Schwert und Schild, zunächst gegen den inneren Widersacher, Herrnhut, dann aber auch gegen den äußeren Feind, die griechische Kirche. Auf diesen Konferenzen schloß Christiani sein, von der Liebe Christi und der ritterlichen Begeisterung für seine Braut, die Kirche, erfülltes Herz auf und riß uns mit sich fort. Er hatte keine andere Liebe. Ohne Weib und Kind, „ein einsamer Vogel auf dem Dache“, bekannte er mit tiefer und feuriger Hingebung: sie ist mir lieb, die werthe Magd! Durch seine Ansprachen, seine Gebete voll tiefster Gedanken, gekleidet in eine biblische, namentlich alttestamentliche, prophetische Sprache, seine gelegentlichen Katechesen, in welchen er sich auch als Meister erwies, packte er und riß er hin, seine deutschen wie seine esthnischen Hörer, nicht bloß für den Augenblick, sondern fürs Leben, nicht bloß zu flüchtiger Erregung, sondern zu bleibender Hingabe an den Herrn und zu ausdauernder Arbeit für sein Reich. Und, wie gesagt, auf den Konferenzen schloß er sein großes und warmes Herz auf zu wahrhaft brüderlicher Liebe und erweckte besonders die jungen Herzen zu inniger Gegenliebe. Und diese überdauerte und überwand auch die folgenden kühleren, bisweilen erkältenden Jahre. Fern war er von jeder pröpstlichen, langweiligen Feierlichkeit, fern auch von jener schulmeisterlichen Wichtigkeit und Schwachhaftigkeit, die immer nur belehren und nur sich allein hören will, welche so manchen Leiter von Versammlungen unleidlich macht.

Vielmehr mußte er jeden über sich selbst zu erheben und auch den Schüchternen zu ermutigen, sein Bestes zu geben. Dabei entwickelte er in den Pausen, bei den Mahlzeiten, in den späten Abendstunden einen köstlichen, frischen und fröhlichen Humor, der auch Witz und Scherz nicht verschmähte, sondern frei sprudeln ließ und ihn bei den anderen hervorlockte. Ja, es waren herrliche Tage, die Konferenztage in Theal, Wendau, Rappin u. s. w., zu welchen man schon in gehobener Stimmung, wie zu Festen, bisweilen weit über 100 Werst, fuhr, und von denen man nie ohne mehr oder weniger reichen Segen für Herz, Geist und Amt heimkehrte. Der Gedanke, diese Konferenzen zu erweitern durch Hinzuziehung von Schulmeistern und anderen esthnischen Gemeindegliedern, ging von Paul Carlblom aus und erwies sich auch als sehr fruchtbar. Denn auf diesen sogen. Schulmeisterkonferenzen wurden zunächst Männer aus dem Volke zum Kampfe gegen die herrnhutische Sektiererei herangezogen und zu demselben mit Mut und Waffen des Geistes ausgerüstet, und später durch Vorführung von Schulen und durch Probelectionen an ihnen auch pädagogisch weiter gebildet und zur Nachahmung und zum Wettstreit angespornt. Was für tüchtige und hochbegabte Männer aus dem Esthenvolke lernten wir da kennen, und in ihnen und um ihretwillen das Volk lieben, das damals noch nicht von der nachmaligen Modedrankheit, dem nationalen Schwindel, befallen war. Beide Arten von Konferenzen, sowohl die der Prediger wie die der Schulmeister, wurden durch mich auch in den fellsischen Sprengel verpflanzt. So darf ich wohl sagen, denn auf meinen Antrag und nach meinem Vorgange fanden beide Einrichtungen auch in diesem Sprengel Eingang. Und sie haben längere Zeit auch hier geblüht, obgleich ihnen ein Leiter wie Christiani abging, und haben auch Amtsbrüder aus anderen Sprengeln

angezogen. Gewiß sind sie auch von reichem Segen gewesen. Die Predigerkonferenzen dauern bis auf den heutigen Tag fort, die Schulmeisterkonferenzen aber sind, seit die Schulleitung den lutherischen Pastoren genommen worden, eingeschlafen, und außerdem durch ein ausdrückliches Verbot gehrt worden. Muß doch der Ackermann mit Ergebung bisweilen seine hoffnungsvollsten Saaten und schönsten Blüten bald durch Frost bald durch Dürre zerstört sehen. Es war eine schöne Zeit für den fellinischen Sprengel, welche ich in demselben erlebte. Er war damals reich an hochbegabten, angeregten und anregenden Persönlichkeiten. Unter ihnen ragten besonders hervor Paul Carlblom-Tarwast, im Scherze Bonifaz genannt, weil er in seiner früheren lettischen Pfarre, Ermes, einen geheimen, aber noch allgemein verbreiteten altheidnischen Götzendienst entdeckt, seine heiligen Haine niedergehauen, seine Opfer und sonstigen traditionellen Zeremonien ausgerottet hatte. In Tarwast aber war er wieder ein Hauptkämpfe gegen den herrnhutischen Aberglauben und geheimen Kultus, und verstand namentlich das esthnische Volk in den Kampf zu ziehen. Im Konsistorio war er seinerzeit der einzige Vertreter des kirchlichen Glaubens, ja des Glaubens überhaupt, ein Mann durch und durch, tapfer, frisch, klug, heiter und mir ein väterlicher Freund, und nachher ein warmliebender Bruder. Ihm folgt als nächster in der Reihe der nun schon verblaffenden Portraitbilder aus meiner ersten Amtszeit mein nächster Nachbar in Paistel, Valentin Holst in Fellin. Wunderbar begabt für die Kanzel, tief sich in die Schrift versenkend und die Perlen aus der Tiefe hervorholend und seinen Hörern, vorwiegend den Deutschen, in mächtiger, herzergreifender und gewinnender Rede darbietend, fast aufdrängend und die Herzen packend, wohl der gewaltigste Verkündiger des Kreuzes Christi, der mir im Leben

begegnet ist. Als ich ihn kennen lernte, stand er noch in frischer Manneskraft und Schönheit, auch im geselligen Leben ein Meister der Sprache und der heitersten Unterhaltung. Aber gerade damals nahm ihn der Herr zuerst in seine schwere und immer schwerer werdende Kreuzeschule, aus welcher er ihn erst nach Jahren entließ und ihm durch sein seliges Sterbepette das Zeugnis der Reise ausstellte. Neben ihm stehen eng verbunden als innige Freunde, welche zusammen sich gequält in pietistischer Frömmigkeitsübung, aber auch zusammen sich hindurch gerungen haben zur Glaubensfreudigkeit, Emil Hörschelmann-Oberpahlen und Eugenius Mickwitz sen.-Billistfer. Hörschelmann, eine Künstlernatur im Talar, besonders musikalisch hochbegabt, ein origineller, bei den Esthen sehr beliebter Komponist, tieffühlender Dichter, auch vortrefflicher esthnischer Prädikant, dabei ein ausgezeichnete Schulmann, der im ganzen Sprengel die Volksschule um viele Stufen höher gehoben hat, im praktischen Leben harmlos wie ein Kind, der immer wieder schmerzlich erstaunte, wenn er abermals von schlauen herrnhutischen Vorbetern sich belogen und betrogen sah, der seinen Kutscher, einen notorischen Säufer und Haserdieb, zum Aufseher beförderte, um ihn durchs Ehrgefühl zu bessern und zu retten, welches Experiment freilich total mißglückte, dem sein nächster Nachbar 12 junge Apfelstämme stahl und sie hundert Schritt davon in seinen Garten verpflanzte, dessen sicher, daß Hörschelmann sie nicht wiedererkennen werde. Ihn führte der Herr aus der Gefangenschaft herrnhutisch-pietistischer Selbstquälerei durch den kirchlichen Glauben zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Als fröhliches, freies Gotteskind habe ich ihn kennen und in kurzer Zeit auch lieben gelernt, und als solches ist er auch in noch jungen Jahren zu seinem himmlischen Vater eingegangen. Eugen Mickwitz dagegen ist viele

Jahre hindurch mein nächster Freund und Nachbar gewesen, mein Kampfes- und Leidensgenosse in schwerster Zeit geworden und mein Herzensbruder bis zu seinem Tode geblieben. Die Grundzüge seines Wesens waren unbestechliche Wahrhaftigkeit, herzliche Demut und kindlicher Glaube. Mir hat er sich in unzähligen Fällen als treuer Beichtvater und Freund erwiesen, dem ich nur darin zu wehren hatte, daß er sich selbst zu tief und mich zu hoch stellte. — Von meinen jüngeren Sprengelsbrüdern muß ich noch meines Nachfolgers in Paistel, Woldemar Hansen, Erwähnung thun. Anfänglich empfand ich eine gewisse Regung von Eifersucht ihm gegenüber, weil ich ihm meine erste Liebe hatte abtreten müssen. Sie wich aber bald einer aufrichtigen Achtung und Zuneigung. Er war ein reich beanlagter, vielseitig gebildeter Mann, trotz seines, von russischem Accent etwas angehauchten Esthnisch und seiner bisweilen etwas flüchtigen Präparation, ein trefflicher und gern gehörter Prädikant, ein vortrefflicher und unermüdlicher Förderer der Volksschule, besonders in seiner Stellung als Schulrevident. Auf Konferenzen und im sonstigen geselligen Verkehr war Hansen ein animal disputax, wirkte aber durch seinen Vorrat von Ideen, auch paradoxen, immer anregend und ermunternd, nicht erbitternd, weil selbst nicht bitter. Beiden Freunden habe ich die Grabrede halten und den Nekrolog schreiben müssen. Sie sind mir beide lange vorausgegangen. Meine jüngeren Amtsbrüder aber, welche unterdes freilich auch alte Männer geworden sind, Ferdinand Hörschelmann-Fellin-Land und Eugen Mickwitz, junior-Billistfer stehen noch im Amte, und werden aller Wahrscheinlichkeit nach mich überleben; ihnen könnten diese Zeilen zu Gesichte kommen, da widerstrebt es mir denn, ihnen mit Lob und Anerkennung, wie Fritz Reuter sagt, unter die Augen zu gehen. Daher enthalte ich mich jeden speziellen

Urteils. Aber das kann und muß ich mit Dank gegen den gütigen Herrn unserer Kirche, und gewiß mit ihrer Zustimmung, sagen, daß wir schöne und reiche Jahre miteinander, sowie mit den früher Heimgegangenen: Behse-Helmet, Speer-Groß-St. Johannis in brüderlicher Liebe, in gemeinsamer Liebe zur Kirche unseres Herrn, in gemeinschaftlicher Arbeit für sie auf den Gebieten der Seelen- und Gemeindepflege, der Liturgie und des Gesangbuches beider Nationalitäten verlebt, daß wir zu einander gestanden, und daß sie, meine Sprengelsbrüder, namentlich im Kampfe gegen den äußeren Feind, als eine feste Pylanz sich um mich geschart haben. Der Herr helfe uns, daß wir bis ans Ende unter seinem Banner bleiben, und uns dereinst unter seinen himmlischen Heerscharen wiederfinden.

Doch ich kehre zum Ende des ersten Abschnittes meiner pastoralen Thätigkeit, meiner Amtszeit in Paisfel, und zum Übergange, zu dem zweiten Abschnitte in Oberpahlen, zurück. Emil Hörschelmann war aus Oberpahlen nach Petersburg an die St. Annenkirche berufen, und war diesem Rufe gefolgt. Er empfahl mich als seinen Nachfolger den deutschen Eingepfarrten in Oberpahlen d. h. den Gutsbesitzern, welchen der Patronatsherr, der Besitzer des Gutes Schloß Oberpahlen, ein Fürst Gagarin, weil er selbst griechischer Konfession ist, das Recht der Wahl zugestanden hat, sich selbst nur die Votation vorbehaltend. Diese Herren beriefen mich zu meiner großen Überraschung. Ich lehnte aber ab, weil mir die Heimat meiner Kindheit und meine erste Gemeinde zu sehr ans Herz gewachsen war. Nach mir wurden noch mehrere andere: Willigerode von Carolen, und die Kandidaten Spindler (nachher Pastor in Deal), Holst (später Pastor zu Cannapäh) aufgefordert, lehnten aber alle ab, so daß der ältere oberpahlensche Kirchenvorsteher im Ärger ausgerufen

hatte: „Wir werden unsere Pfarre noch in den Zeitungen ausbieten müssen!“ Unterdessen war der Turnus der Vizebedienung in Oberpahlen, nachdem ich als der Jüngste schon gleich zuerst vikariert hatte, zum zweiten- und drittenmal an mich gekommen. Als ich bei dieser dritten Vizebedienung den esthnischen Gottesdienst gehalten hatte, und in der Sakristei auf den Beginn des deutschen wartete, erschien dort ein Herr, welcher sich mir als den jüngeren, bisher verreist gewesenen Kirchenvorsteher, von Lilienfeld, vorstellte, und mir sagte, er habe soeben meine esthnische Predigt gehört und sei durch sie zu der Überzeugung gekommen, ich sei der Mann, den der Herr zum Pastor dieser großen und schwierigen Gemeinde bestimmt habe, und er werde mich nicht eher loslassen, als bis er meine Zusage erlangt habe. Ich erwiderte darauf etwa: diese energisch ausgedrückte Absicht sei zwar sehr ehrenvoll für mich, aber es sei doch unmöglich, eine so wichtige und folgenschwere Entschliezung gleichsam zwischen Thür und Angel, zwischen den beiden Gottesdiensten, zu fassen, und bat ihn, sich zu Mittag auch auf dem Schlosse einzufinden, wohin ich eingeladen worden war. Dazu war er willig und unternahm nun dort einen regelrechten Sturm auf mich, und führte ihn mit großer Zähigkeit und herzlichem Eifer durch. Er führte etwa folgende Gründe gegen mich ins Feld: das Kirchspiel Oberpahlen sei ein ausgedehntes, stark bewohntes, wegen der Macht, welche Herrnhut in ihm habe, und wegen seiner verhältnismäßig auch großen deutschen Gemeinde, besonders schwieriges Arbeitsfeld. Auf einem solchen sei ein ganzer Mann, nicht ein unerfahrener Kandidat, nötig. Einen solchen Mann hätten die oberpahlenischen Eingepfarrten nach ihrer Überzeugung in mir gefunden, hätten darum auch mich zuerst berufen, und ich müßte es als eine Fügung Gottes erkennen,

daß keiner der von ihnen später ins Auge gefaßten Kandidaten ihrer Aufforderung gefolgt, vielmehr der Platz noch immer frei sei. Schon seien manche Unordnungen in der Gemeinde eingerissen, und würden, je länger desto mehr, überhandnehmen. Ich möge also der Führung und Fügung Gottes nicht widerstreben u. s. w. Seine Bitten und Vorstellungen blieben nicht ohne Eindruck auf mich, ich konnte mich aber doch nicht dazu entschließen, Paistel aufzugeben. Ich verfiel daher auf den Ausweg, den Eingepfarrten die Bedingung zu stellen, daß sie alle mich einstimmig wählen müßten — bei der ersten Wahl hatte einer von ihnen mich als Herrnhuter-Feind reprobiert — worin ich ein Zeichen von Gott erkennen, und mir die Sache dann weiter überlegen wolle. Herr von Liliensfeld war mit dieser bedingungsweisen Zusage wohl nicht recht zufrieden, mußte sich aber doch zufrieden geben. Er machte sich auch ohne Verzug daran, jene Bedingung zur Erfüllung zu bringen, und — nach 8 oder 14 Tagen hatte ich die von sämtlichen Eingepfarrten unterschriebene Wahl in Händen. Die von mir gestellte Bedingung war also erfüllt, und ich meinerseits mußte mich nun entscheiden, ob ich bleiben oder gehen wollte. Beides stand mir noch frei, da ich auch im Falle einstimmiger Wahl nur versprochen hatte, die Sache ernstlich „in Erwägung zu ziehen“. Das mußte nun geschehen und geschah auch. Aber die Entscheidung wurde mir bitter schwer, um so schwerer, als ich davon überzeugt war, daß der Herr seinen Diener nicht als truncus et lapis ansehe und behandle, und ihn nicht in gleichsam fatalistischer Weise, hier oder dorthin, ohne sein Zuthun stelle, sondern daß der Berufene selbst über Annahme oder Nichtannahme eines Rufes zu entscheiden habe, und zwar nicht nach momentaner Stimmung, sondern aus Gründen der Vernunft und des Gewissens. Zwei scharf zugespitzte Aus-

sprüche entgegengesetzter Tendenz machten mir die Entscheidung besonders schwer. Der witzige und spitziige August Berkholz zu St. Jakobi in Riga hatte gerade in jener Zeit einmal auf der Synode geäußert, gewiß berufe der Herr seine Diener, aber es sei doch merkwürdig, daß er sie immer nur auf bessere (d. h. einträglichere) Pfarren berufe. Damit hatte er schlagend eine scheinbar völlig dem Herrn gehorsame, aber innerlich doch selbstsüchtige, hinter frommer Redeweise sich versteckende, Gesinnung gezeigelt. Dagegen sagte mir einer der Paistelschen Eingepfarrten, ein neunzigjähriger Mann, direkt auf den Kopf zu: „Ein guter Hirte verläßt seine Herde nicht!“ Und ein esthnisches Gemeindeglied meinte, ich sei doch mit meiner Paistelschen Gemeinde „getraut“, nach der esthnischen, outrierten Bezeichnung für Introdution, stellte also einen Pfarrwechsel gewissermaßen einem Ehebruche gleich. Und gewiß nicht als der einzige bei der gewaltigen Macht, welche die Sprache auf die Vorstellungs- und Denkweise des Menschen ausübt. Daß aber Verhandlungen, welche bezweckten, mich von Paistel fort nach Oberpahlen hin zu ziehen, im Gange waren, war inzwischen wohl der ganzen Gemeinde bekannt geworden. Meiner Eigenliebe wollte es so erscheinen, als wenn das Bedauern über diese drohende Möglichkeit kein so gar lebhaftes und allgemeines sei, wie ich es mir gedacht hatte, besonders da mir die sehr philosophische aber auch sehr kühle Äußerung eines mir, wie ich geglaubt hatte, sehr ergebenen Kirchenvormundes hinterbracht wurde: Teine läheb, teine tuleb (der eine geht, ein anderer kommt)! Dabei konnte ich, trotz Berkholz spöttischer Bemerkung nicht umhin, in meiner, von mir nicht veranlaßten, zweimaligen Berufung einen Ruf und eine Führung des Herrn zu erkennen, welche mich auf ein größeres und schwierigeres Arbeitsfeld versehen wollte, sah auch darin keinen Widerspruch, daß ich dabei doch

der nüchternen verständigen Erwägung Raum gab, daß die damals sehr spärlichen Einkünfte der Paistelschen Pfarre, welche erst später durch reichlich taxierte Ablösung der Naturalleistungen in Geld wesentlich erhöht wurden, mir nur einen ebenso spärlichen Lebensunterhalt gewähren würden, als meinem Vater während seines ganzen Lebens. Indem ich dieses Moment nicht verschweige, setze ich mich freilich dem aus, daß man mir selbstsüchtige Berechnung schuld geben wird, und zwar schon in jungen Jahren, in welchen doch sonst eine ideale Lebensanschauung vorzuherrschen pflegt, ob schon ich auch bis in meine hohen Jahre hinein es nicht gelernt habe, meinen Vorteil zu berechnen und wahrzunehmen. Aber was wahr und mir erinnerlich ist, will ich nicht verschweigen, noch mit einem idealistischen Mäntelchen drapieren. Aber es ist auch ebenso wahr, daß mir diese verständige Betrachtung der praktischen Seite der Sache nicht leicht wurde. War doch Paistel die Heimat meiner Kindheit, der Ort, da ich meine Braut gefunden hatte, die Stätte unzähliger Erinnerungen und Beziehungen, die Paistelsche Gemeinde meine erste, meine Jugendliebe, sie hatte mich trotz meiner jugendlichen Schwächen, z. B. in der Sprache, in der Seelsorge, in der Gemeindeleitung — mit großer Liebe aufgenommen und vier Jahre lang getragen. Ernstere Konflikte waren nicht vorgekommen, Feindseligkeit, Undankbarkeit, welche mir später, und je später desto weniger erspart geblieben sind, und gerade nach dem Abschluß meiner amtlichen Thätigkeit mich überschüttet haben, hatte ich bis dahin eigentlich nicht erfahren. Bis dahin — späterhin wäre es freilich gewiß auch nicht so geblieben, wenn eben die erste Liebe sich abgekühlt oder gar in ihr Gegenteil sich verwandelt hätte. Aber damals wohnte und glühte sie eben noch in den Herzen, in meinem, und, wie ich glaubte und glaube, auch in den Herzen meiner lieben Paisteler.

Daher kostete es lange, schwere Kämpfe, viel Gebet und Flehen, bis ich mich zu dem Entschluß durchrang — die Berufung nach Oberpahlen doch anzunehmen. Diesen Entschluß teilte ich dann unverweilt dem Oberpahlenschen Kirchenvorsteher und durch ihn dem Kirchenkonvente mit, zu förderfamer Benachrichtigung des Patrons. Dieser war jedoch gerade auf Reisen, unbekannt wo? — und daher erfolgte die formelle Votation nicht unmittelbar darauf, sondern mit einiger Verzögerung. Aber sie erfolgte doch nach nicht allzu langer Zeit, und zwar in vortrefflicher, ernst christlicher, ja wahrhaft erbaulicher Fassung, denn mein Vorgänger hatte sie entworfen. Ich sandte sie dem Konsistorium zu, erklärte mich aber nur in dem Falle bereit, sie anzunehmen, wenn mir das Konsistorium die Erfüllung der ganz verkehrten Forderung des Kirchengesetzes, daß jeder an eine andere Pfarre Berufene sich einem Kolloquium vor dem Konsistorium unterwerfen müsse, erlasse. Verkehrt kann ich diese, sowie freilich viele andere Bestimmungen des Kirchengesetzes nur nennen, weil doch nicht gerade die schwächsten Pastoren, sondern im Gegenteil doch nur in irgend einer Weise hervorragende an eine zweite und weitere Pfarre berufen zu werden pflegen, und es daher doch verkehrt erscheint, gerade diese einer gewissen Nachprüfung zu unterwerfen. Einer solchen nun wollte ich mich eben nicht unterziehen. Und das damalige Konsistorium erwies sich als einsichtig und kulant, obgleich oder vielleicht gerade, weil es von sehr tüchtigen Juristen geleitet wurde. Es gestattete mir ohne weiteres, dieses sogen. Kolloquium bei meinem alten Freunde und Nachbar, Carlblom, abzumachen. Und der, der immer ein Feind gemachter Feierlichkeit und unnützer Förmlichkeit war, rechnete mir das nachbarliche Geplauder, das wir beim Mittagessen, beim Kaffee und der Zigarre geführt hatten, da wir doch auch

Amtliches und Theologisches verhandelt hätten, als recht eigentlich amicable's Kolloquium an, und berichtete auch in dem Sinne. Darauf hin wurde ich meines Amtes an der Paistelschen Gemeinde entbunden und als Pastor zu Oberpahlen bestätigt. So war denn der Würfel gefallen, über meine ganze irdische Zukunft entschieden! Jetzt schien es auch erst der Paistelschen Gemeinde recht zum Bewußtsein zu kommen, daß ich gewiß von ihr gehen wolle, nicht aber, daß das schon unabänderlich fest stehe, daher wurde ich jetzt mit Bitten, dringenden herzlichsten Bitten bestürmt, ich möge doch bleiben, jetzt, da es zu spät und alle ihre Bitten unerfüllbar waren. Der Bauer ist ja überhaupt langsam in seinem Denken, und besonders langsam in seinen Entschlüssen, und überdies war es seit Generationen nicht vorgekommen, daß ein Pastor Paistel verließ, die Leute hatten sich daher in diese Möglichkeit gar nicht hinein denken können. Noch weniger waren ihnen Gedanken über Schritte gekommen, welche sie etwa thun könnten, um mich vielleicht noch zu fesseln. Jetzt erst tauchten allerlei Pläne auf, welche aber bei der realistischen, bäuerlichen Denkweise meist nur darauf hinausliefen, wie sie die Pfarre verbessern könnten, weil sie nur von diesem Standpunkte aus die Sache zu betrachten vermochten. In ihren Plänen und Entwürfen verrieten sie zum Theil eine rührende Naivität. So hatten die Hofsknechte eines großen Kronsgutes, auf welchem eben erst die Knechtswirtschaft eingerichtet, und also dieser Stand der Hofsknechte oder Deputatisten ins Leben gerufen worden war, unter sich abgemacht, ein jeder von ihnen solle einen Rubel jährlich zu einer Zulage für mich zahlen und eröffnen mir diesen Beschluß durch eine Deputation. Als ich dieser für ihren guten Willen dankend, eröffnete, um einer Zulage willen könne ich mein schon gegebenes Wort nicht

zurücknehmen, gingen sie betrübt, aber kopfschüttelnd fort. So rückte denn der für meine Abschiedspredigt in Baistel festgesetzte Termin, der 11. Oktober, der 18. Sonntag nach Trinitatis 1853 heran. Zum Texte hatte ich Apostelgeschichte 20, 17 ff., Pauli Abschiedsrede an die Ältesten von Ephesus gewählt. Ich hütete mich wohl, das Thränenregister zu ziehen, aber doch ward, wie es im Texte heißt, „viel Weinens unter ihnen allen“, nicht am wenigsten bei mir selbst, denn tiefe Wehmut und lebhafter Abschiedsschmerz erfüllte mein Herz. Dafür, daß meine Abschiedspredigt einen lebhaften Eindruck auf die Gemeinde gemacht hatte, wurde mir nach Jahren ein eigentümlicher Beweis. Wohl über 20 Jahre waren vergangen, als ich gelegentlich durch das Baistelsche Kirchspiel reiste und vor einem Krüge anhielt, um mir eine Zigarre anzuzünden. Der Krüger erkannte mich, begrüßte mich mit Herzlichkeit und Nührung, kam auf meinen Abschied und meine Abschiedspredigt zu sprechen, und wußte den Text nicht bloß, sondern auch ganze Partien aus meiner Predigt zu citieren. Ich mußte mich recht vor diesem Schenkwirt schämen, denn er hatte viel mehr von dieser Predigt behalten, als ich selbst. So darf ich hoffen, daß manches der ausgestreuten Samenkörner, mir selbst unbewußt, hin und her aufgegangen sein wird. In der Woche nach meiner Abschiedspredigt kamen allmählich die vielen Fuhrn an, welche die Oberpahlenische Gemeinde mir zur Abholung meines Hausrates und meines Wirtschaftsinventars entgegengeschickt hatte. Und nun begann die Auflösung meines Hausstandes, und die bisher so trauten und behaglichen Räume wurden wüste und allmählich immer leerer und öder. Als die letzten Fuhrn abgegangen waren, gingen wir auf Bitten der Leute, welche sich zum Abschiede versammelt hatten, noch einmal in die Kirche, meine Frau

fungierte zum letztenmal als Organist, indem' sie das alte Flemmingsche Reiselied: „In allen meinen Thaten, laß ich den Höchsten raten“ — auf der Orgel begleitete, und ich sprach zum letztenmal zu meinen lieben Baistelern, nun nicht mehr als Pastor, sondern als scheidender Hausvater mit wehem Herzen und nassen Augen. Dann bestieg ich mit meiner Frau, unseren beiden kleinen Töchtern und meiner ältesten Schwester, unserer treuen Hausgenossin und Gehilfin, den Reisewagen, um der neuen Heimat entgegen zu reisen.

---

## VI. Mein Amtsantritt in Oberpahlen.

---

Die Zeit meiner Amtsführung in Paistel möchte ich mit der hellen, freundlichen Morgenfrühe vergleichen, in welcher der Arbeiter freudig und hoffnungsvoll sein Arbeitsgerät ergreift und die erste Hand anlegt, die in Oberpahlen der Mitte des Tages, in welcher er des Tages Last und Hitze zu tragen und zu wirken und zu schaffen hat, eben so lange es Tag ist, die Zeit meiner Emeritur dem Abend, welcher dem müden Arbeiter Kühlung und Stille und Ruhe verheißt, aber doch selten ganz erfüllt, was er verheißt. Den Übergang vom Morgen zum Mittag, der Mittmorgen (kesk homiku) ließ sich nicht gerade verheißungsvoll an: schon die Natur und sonstige äußere Umstände boten keine günstigen Auspizien. Es war ein trüber, nebeliger, später Oktobertag, als ich mit meiner Frau aufbrach, um durch den Urbrei, in welchem sich nach dem Ausdrücke des Reisenden Kohl die Ostseeprovinzen im Frühlinge und Herbst aufzulösen drohen, mich an den Ort unserer zukünftigen Heimat zu begeben. Wir wollten dort die letzte Hand an ihre Einrichtung zum Empfange der Unsrigen legen, welche am folgenden Tage nachfolgen sollten. Die frühe Dämmerung überraschte uns, ehe wir unser Ziel erreichten. Das erste Gebäude, das

uns vor dem Eintritte in Oberpahlen begrüßte, war die griechische Kirche. In Pajstel liegt eine solche fern von der lutherischen in einem Winkel des Kirchspiels, in Oberpahlen trat sie mir gleich beim Eingange auffällig entgegen. Die fette, schwarze Ackertrume, welche dem Kirchspiele und der ganzen Gegend angeblich den Namen Feldland (Pöltsamaa gleich Pöllumaa) gegeben haben soll, und auf dem Felde schön und erwünscht, aber auf der Straße weder das eine noch das andere ist, ließ die ganze Straße als einen glänzenden oder gleißenden Schmutzstreifen erscheinen. Nur in langsamem, mühseligem Schritte, wie bei einem Leichenzuge, konnten wir uns durch den spärlich beleuchteten Ort dem Pastorate nähern. Endlich lag dieses hinter einer galgenähnlichen, hohen Pforte und einem verfallenen Zaune, völlig dunkel, öde, verschlossen und wie tot vor uns da. Ich sprang aus dem Wagen und fand nur mit Mühe den Wächter auf, der als Hauswächter mir das Haus aufschließen sollte. Endlich erschien er mit einer Laterne, einem riesigen Schlüsselbunde und einer mächtigen Hellebarde bewaffnet. Eine solche müsse er zu Schutz und Trutz gegen die Pöltsamaa rööwliid (die oberpahlen'schen Räuber) tragen, sagte er, ein alter Felliner, zu erfreulicher Empfehlung für meine neue Gemeinde. Endlich wurde der richtige Schlüssel gefunden, die Hausthür geöffnet, und mit der düsteren Stalllaterne in ein wüstes, kaltes Chaos hineingeleuchtet. Denn ein solches bildeten unsere ungeordnet in den ungeheizten Zimmern unter ausgeschüttetem Stroh und Heu umherstehenden Möbel. Ich hatte also ganz vergeblich einen vollständigen Situationsplan aller Zimmer entworfen, mit genauer Angabe der Plätze für alle einzelnen Möbel, und ihn dem Küster mit der Bitte zugesandt, nach demselben sämtlichen Hausrat auspacken und aufstellen zu lassen. Er, ein gutes Kerlchen, aber ein recht ungewandter

Mensch, war damit nicht zurecht gekommen, sondern hatte alles hinstellen lassen, wie es eben kam. Also hatte ich nicht nur die letzte Hand anzulegen, wie ich gedacht, sondern von vorne anzufangen, konnte freilich damit erst am anderen Morgen beginnen. Zuvor war noch der Abend und die Nacht zu überstehen. Zu essen hatten wir nichts, als gefäuerte Milch und grobes Brot, welche uns der Wächter als Salz und Brot geschickt hatte, und schlafen mußten wir in einem halb geheizten Zimmer, in notdürftig zusammengestoppelten Betten. Das war der Empfang, der mir, dem einstimmig Gewählten und überdies wenigstens in dreien Familien persönlich bekannt Gewordenen, zu teil wurde. Später habe ich auch in Oberpahlen viel Anerkennung und Liebe gefunden, aber es fehlte in dem damaligen ganzen Kreise ganz merkwürdig an Initiative. Jedes Haus hatte erwartet, ein anderes werde für einen freundlichen Empfang sorgen, und so geschah gar nichts. Den üblen Eindruck dieses veräußerten Empfanges haben wir lange nicht, ja, eigentlich nie verwunden. Am anderen Tage freilich regnete es Salz- und Brotsendungen, aber nirgends erhob sich die Phantasie und Umsicht über den herkömmlichen gelben Kringel, und so sammelten sich denn in wenigen Stunden nicht weniger als 13 Exemplare davon an — was sollten wir nun mit diesem embarras de richesses anfangen? — Doch grübelten wir weder darüber, noch sonst über etwas, sondern machten uns beide mit aller Energie der Jugend an das Auspacken und Einkramen. Und noch im Laufe des Tages lichtete sich das Chaos, und konnten wir unsere nachkommenden Angehörigen in einem schon leidlich eingerichteten Hause empfangen, und als am darauffolgenden Sonnabend der Propst und seine beiden Assistenten zur Introduction eintrafen, fanden sie das Haus ganz behaglich und wohnlich. — Auf meine

Introduktion und namentlich den Inhalt meiner Introduktionspredigt komme ich später bei Gelegenheit des Abschnitts über Herrnhut zu sprechen, weil diese Predigt gleichsam mein Bekenntnis und Programm in Bezug auf die Brüdergemeinde enthielt. Ich gehe nun über zu dem Berichte über meine Wirksamkeit in Oberpahlen.

In diesem Berichte will ich aber keine streng chronologische Ordnung innehalten, er würde dadurch zu weitläufig und ermüdend werden. Ueberdies würde mir zu einer, wenn auch kürzeren, Chronik das ausdauernd und konsequent gesammelte Material fehlen. Ich will daher die Materien, welche mich in besonderer oder hervorragender Weise beschäftigt haben, zu Gruppen zusammengefaßt, nur in der Ordnung, in welcher sie an mich herantraten, meinen Lesern vorführen und dann jede einzelne Materie bis zu Ende durchführen.

---

## VII. Die Schulen.

---

Das ist ein Gegenstand, welcher mich von Anfang bis zu Ende, vom Tage nach meiner Introduction an bis in mein hohes Alter und meine letzte Amtszeit beschäftigt hat. Aber über Schulen zu berichten, ohne seine lieben Leser oder Zuhörer zu langweilen, ist schwer. Denn interessante Begebenheiten, große spannende Thaten gibt es auf diesem Gebiete selten oder nie zu berichten, den Preis erringt nur unablässige, unermüdlige, stille Thätigkeit, Bienenfleiß und zugleich eiserne Zähigkeit, sowie anspruchslose Treue im Kleinen und Kleinsten. Dafür aber das Interesse zu wecken und zu erhalten, ist schwer, unter Umständen sogar unmöglich: man wird eben nur zu leicht breit und langweilig. Davor aber fürchte ich mich eben wie vor Feuer. Denn alle Arten des Stiles sind erlaubt, sagt Matthias Claudius, nur der langweilige nicht, und diesem gerade fällt ein alter Mann nur zu leicht zum Opfer. Es muß aber doch gewagt werden.

In Baißtel hatte ich im Schulwesen, wie früher erzählt worden, eigentlich durchweg die Fundamente legen, ja meist erst graben müssen, in Oberpahlen fand ich sie schon gelegt. Mein lieber Vorgänger hatte auf diesem Gebiete mit Vorliebe und besonderer Begabung vorgearbeitet, wie er denn selbst ein geschickter Lehrer und Pädagoge war. Ich habe mich daher auf diesem Gebiete nicht als Anfangender und Begründender,

sondern nur als Fortsetzender und Ausbauender angesehen. Ich habe mich überhaupt vor dem intellektuellen und ethischen Fehler so mancher jungen Pastoren zu hüten gesucht, welche ihre Vorgänger und Vorarbeiter zu übergehen und zu übersehen lieben und weit zu überholen meinen, und alles in ihrem Kirchspiele von anno I ihrer Regierung zu datieren lieben. So habe ich es denn auch nicht übersehen noch vergessen, daß ich in den Gebietschulen schon eine ziemliche Befertigkeit, Kenntniß der neutestamentlichen biblischen Geschichte, bei den meisten Kindern das Auswendigwissen der 5 Hauptstücke, Anfänge im Kopfrechnen, bei manchen auch Versuche im Tafelrechnen und kalligraphischen Schreiben, in den meisten Schulen auch schon recht hübschen Gesang, ein- und zweistimmigen, reinen und gemäßigten, vorfand. Denn der Gesang war Hörtschelmanns starke Seite. Er war nicht bloß ein Liebhaber, sondern auch ein geübter Lehrer des Gesanges, hatte zu einem vortrefflichen Chorleiter seinen Küster und Organisten ausgebildet — und nicht bloß das, sondern er war auch ein origineller und Gehör und Herz gewinnender Komponist, als solcher ebenso liebenswürdig wie als Charakter. Sind doch seine Kompositionen trotz des abweichenden modernen Geschmacks noch weit verbreitet, freilich ohne daß die Leute in der Regel seinen Namen kannten. Mein Bestreben war hauptsächlich darauf gerichtet, den Unterrichtsstoff bis zu der für die Volksschulen notwendigen Grenze zu erweitern und zu vertiefen. Zunächst verlangte ich, und zwar mit eiserner Konsequenz, Verständnis des Gelesenen, das sich durch Wiedererzählen und Antworten auf gestellte Fragen dokumentieren mußte, allgemeine Schreibfertigkeit, kalligraphische und orthographische, und bei den vorgeschrittenen Schulen und Kindern auch das Schreiben von kleinen Aufsätzen, im Rechnen auf der Tafel wenigstens die 4 Spezies,

auch mit benannten Zahlen, und mit den Matadoren der Schule wurden fast immer auch Brüche und Regel de tri Rechnungen geleistet, mit allen aber das Kopfrechnen besonders eifrig getrieben. Vaterlandskunde, Geographie, mit Vorliebe; die biblische Geschichte Alten und Neuen Testaments mußte am Schnürchen gewußt und frisch erzählt werden, der Katechismus mußte mit Verständnis und Vermeidung der althergebrachten unsinnigen Verdrehungen des Textes aufgesagt, mit Verstand entweder selbständig oder mit Anlehnung an die von mir gehörten Katechesen katechisiert, und immer mußte von den Kindern nicht im Chor, sondern einzeln in abgerundeten Sätzen geantwortet werden. Einige Schulmeisterfrauen unterrichteten die Mädchen auch in weiblichen Arbeiten, und einige junge Schulmeister die Knaben im Exerzieren. Im Gesange mußte eine vorgeschriebene Anzahl Melodien einstimmig, und wenigstens eine kleine Zahl Lieder, geistliche und weltliche, mehrstimmig, unbedingt rein und sicher gesungen werden. Um das zu erreichen, wurde die Schulzeit aller Kinder von einem bis auf drei Winter, und in jedem Jahre von Martini bis zum Anfange des April, welche Termine früher galten, auf die Zeit vom 1. Oktober bis Ende April, auch wohl Anfang Mai ausgedehnt. Schulhäuser und Schulbezirke fand ich in ziemlich genügender Anzahl vor — einige Schulen stammten nachweislich schon aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts — nur 4 Gebiets- oder Dorfschulen wurden neu gegründet. Aber es waren die Schulhäuser fast durchweg unsagbar elend, oft so eng, daß die Schreibenden nicht bloß an den Tischen stehen, sondern auch an den Bänken hocken mußten, dunkel — für ca. 30 Kinder nur ein Fenster — feucht und kalt, so daß Reif- und Wassertropfen einem auf den Kopf fielen — so nachlässig gebaut, daß an einem im Herbst fertig gewordenen Schulhause im Winter

der frischgemauerte Schornstein einstürzte, sobald er durchs Heizen auftaute, und im Jahre darauf das ganze, unterdes vom Schwamm verzehrte Haus. Von diesen alten Erd- und Schmutzhöhlen steht schon lange nicht eine einzige mehr. Nur von zwei Schulhäusern ist noch ein Teil des alten Gebäudes vorhanden, ist aber fast ums Doppelte erweitert, alle übrigen, 14 an der Zahl, sind von Grund aus stattlich, geräumig und bequem ganz neu aufgebaut, mit behaglichen Wohnräumen für den Schulmeister, großen Klassen- und bisweilen sogar großen Schlafräumen versehen. Freilich äußerte einmal ein Pessimist, als ich ein neues Schulhaus betrachtete, und es als geräumig, hell und hübsch lobte, mit sorgenvollem Sinn und trauriger Stimme: „Ja, geräumig ist es wohl, hell und hübsch ist es auch, aber wer es bezahlen wird, das weiß kein Mensch!“ Aber es wurde doch auch bezahlt. Und zwar ebenso wie alle diese Neubauten ohne Streit und Zank, ohne Widerreden und Zwang. Diese Willigkeit und diesen Gehorsam gegen die Anordnungen der Lokalschulverwaltung anerkannte ich damals und anerkenne ich noch jetzt aufs Freudigste.

Als ich nach Oberpahlen kam, existierte keine Parochialschule. Unter meines Vorgängers, Hörschelmanns, Vorgänger, dem jüngeren Lemmler, hatten so manche Keime neuen Lebens zu sprießen begonnen. Er hatte namentlich, nachdem über ein halbes Jahrhundert öder Nationalismus von der Kanzel erschollen war und die Kirche verödet hatte, zuerst wieder das Evangelium Christi verkündet, und die Kirche aufs neue gefüllt, er hatte angefangen den Gesang zu pflegen, er hatte auch im Anfang der dreißiger Jahre eine kleine Parochialschule ins Leben gerufen, indem er den bisherigen Kirchspielschulmeister, welcher als Kantor in der Kirche und als Gehilfe in den Konfirmandenlehren fungiert hatte, und auskömmlich auf Land fundiert war, zum Parochiallehrer machte,

welcher in seiner Wohnung eine kleine höhere Knabenschule unter Leitung und Assistenz des Pastors hielt. Hörjchelmann aber machte ihn zum Hausvater und Lehrer der von ihm begründeten Waisenschule, von welcher später noch die Rede sein wird. Der Küster aber mußte die Parochialschule übernehmen. Als jedoch der deutsche Elementarlehrer, welcher die Elementarschule in seinem eigenen Privathause gehalten und zugleich als Organist gedient hatte, starb, büßte die Elementarschule zugleich ihren Lehrer und ihr Lokal ein. Da mußte sich Hörjchelmann denn nicht anders zu helfen, als daß er den Küster auch zum Organisten und zum deutschen Elementarlehrer machte, der im Küsterate die deutsche Jugend zur Not unterwies. Die esthnische Parochialschule mußte aber infolgedessen eingehen. So fand ich die Sache vor, so konnte und durfte sie aber nicht bleiben: keine Parochialschule, die Elementarschule in einem elenden, engen, feuchten, dunkeln Loche, von einer halben Manneskraft notdürftig versorgt, nur ärmlich vegetierend. Ich drang beim Konvente auf Einrichtung einer Parochialschule und erreichte sie auch. Nun galt es aber, auch für die Kinder deutscher Zunge einen Rat zu schaffen. Auf meine Anfrage beim Gouvernementsschuldirektor, es war damals noch der würdige Schröder, der Vater des Dichters und Indologen, wurde mir die Antwort, die Schulobrigkeit werde einen Elementarlehrer einsetzen, ihm den etatsmäßigen Kronsgelohalt, einige 80 Rubel, wenn ich nicht irre, und die Zinsen eines Legates, das Pastor Hupel zu diesem Zwecke gestiftet hatte, etwa 40 Rbl. jährlich, auszahlen, wenn der Ort für ein Quartier zu sorgen sich verpflichtete. Ich berief also die deutschen Familienväter zu mir, machte ihnen die Situation klar und bewog sie, sich durch ihre Unterschrift zu einem fortgehenden Jahresbeitrag zu verpflichten, dessen Ergebnis die Quartiermiete deckte und zu-

fammen mit dem Schulgelde auch dem Lehrer eine leidliche Existenz sicherte. Daß es gelungen war, in der nicht gerade ideal gerichteten deutschen Bevölkerung des Fleckens Interesse und sogar Opferwilligkeit für die Schulsache zu erwecken, zeigt folgender Vorfall. Ein Tischlermeister, welcher als Junggefelle, also nicht Interessierter, nicht zu der Beratung gezogen war, erschien tags darauf bei mir und unterzeichnete freiwillig einen jährlichen Beitrag. Als ich meine Bewunderung und Freude darüber aussprach, erklärte der geborene Berliner: „Ich zieh mir nie von nichts nich retour!“ Leider aber war der erste Seminarist, welcher uns zugeschiedt wurde, zwar ein geschickter Lehrer, liebte aber die Flasche, der zweite ein aufgeblasener Bauernjunge und liebte das Mädchen, der dritte ein esthnischer Agitator, der vierte erst ein anständiger, gebildeter junger Mann, der aber sehr bald zum Studium überging, dann ein ganz ehrenhafter Mann, aber überaus trockener Schulmeister, endlich wieder ein ordinärer esthnischer Agitator: kurz, es war eine ziemlich hunte Kette, und daher gerade kein Wunder, daß die Schule keinen großen Aufschwung nahm.

Unterdes war aber die Privatanstalt zu Karlshof bei Oberpahlen entstanden und auch schon wieder eingegangen. Infolgedessen regte sich jetzt unter den Deutschen des Ortes und der Umgegend der Wunsch, die Elementarschule zu einer höheren umgewandelt zu sehen, damit auch ärmeren deutschen Eltern, welche städtisches Schulgeld und namentlich städtische Pensionen nicht erschwingen können, ihren Kindern eine bessere, etwa Progymnasialbildung, geben könnten. Mehrere Väter und Mütter wandten sich an mich mit dahinzielenden Bitten, indem sie, sei es aus aufrichtiger Überzeugung, sei es in diplomatischer Berechnung, die Zuversicht aussprachen, die Sache werde schon gehen, wenn ich sie nur in die Hand

nähme. Dessen wollte ich mich auch nicht weigern, da meine Seele immer noch wegen des Eingehens der Karlshofer Anstalt trauerte, von der später auch noch die Rede sein wird. Die Umstände waren damals dieser kühnen Idee günstig, insofern als der damalige Kurator Saburow ein hochgebildeter Mann, ein wohlwollender Beamter und ein edler Charakter war, eine *anima candida*, wie Moriz Engelhardt ihn bezeichnete. Freilich erklärte er mir gleich von vornherein, daß er Geld nicht habe und nicht schaffen könne, aber sonst mir gern helfen wolle, worauf ich, immer noch recht jugendlich zuversichtlich, erwiderte, Geld erwarte und brauche ich auch nicht von ihm, das hoffe ich selbst zu beschaffen, sondern nur seinen Rat und seine Verwendung. So erlangte ich denn nach eingehenden, sachverständigen und durchaus entgegenkommenden persönlichen Verhandlungen die Konzession zur Erweiterung der Elementarschule zu einer „Stadtschule“ mit zwei Lehrern. Nun wurden in gutem Vertrauen geeignete Lehrer engagiert, auf meinen Namen und meine Gefahr ein hübsches Schulhaus in bester Gegend des Fleckens gebaut und die Schule in Gottes Namen eröffnet. Um Vertrauen zu ihr zu zeigen und zu erwirken, that ich einen meiner Söhne gleichfalls in dieselbe. Sie nahm auch einen ganz fröhlichen Anfang, versprach, sich durch sich selbst zu erhalten und sich weiter zu entwickeln. Da aber verließ Saburow Dorpat. Der Schuldirektor, nun nicht mehr Schröder, der von Anfang an sauer zu dem Unternehmen gesehen hatte, einmal weil es sich um eine deutsche Schule handelte, für welche er kein Interesse hatte — und doch trug der Mann selbst einen deutschen Namen! — dann aber auch, weil er nicht die erste Violine dabei spielte — stellte jetzt seine Zusage, die Elementarschule eingehen zu lassen, in Abrede, und eröffnete so einen Konkurrenzkampf gegen meine Stadtschule.

In diesem mußte natürlich die höhere als die teurere Schule unterliegen. Wir mußten sie schließen und die Lehrer entlassen. Mit dem Hause aber blieb ich sitzen und wäre damit gefährlich hereingefallen, denn es handelte sich um eine für meine Verhältnisse nicht zu tragende Schuldenlast, wenn nicht mein alter Freund und Kirchenvorsteher mich von diesem kurzen und gefährlichen Glücke, Hausbesitzer zu sein, befreit hätte, indem er das Haus übernahm. Aber die Stadtschule hatte ein Ende! Und bald in aller Stille ließ man die Elementarschule ihr nachfolgen, um ja der esthnischen Alexanderschule und der griechisch-russischen Kirchenschule nicht die geringste Konkurrenz zu machen. Wie und wo nun die deutschen Eltern ihre Kinder unterrichten lassen wollen, das ist eben ihre Sache.

Die Darstellung der tieftraurigen Schicksale des Privatgymnasiums in Karls Hof bei Oberpahlen schließt sich hier wohl am natürlichsten an. — Etwa im Jahre 1856 erfuhr man gerüchtweise, daß die einige Jahre vorher in Ruhde-Großhof bei Walk eröffnete private Lehr- und Erziehungsanstalt für Knaben von den Herren Gaidke und Bang, durch den Verkauf jenes Gutes genötigt sei, sich eine andere Heimstätte zu suchen. Da man von dieser Anstalt, namentlich von ihrem pädagogischen Leiter, Julius Gaidke, mancherlei Empfehlendes gehört hatte, entstand in mehreren Herren gleichzeitig der Gedanke, die Anstalt in diese Gegend, in welcher bisher die Erziehung von Knaben recht unbequem gewesen war, durch freundliches und erleichterndes Entgegenkommen zu ziehen. Es war die Zeit der Thronbesteigung Kaiser Alexanders II., eine Zeit des Aufatmens und Auflebens, eine Zeit freudiger Hoffnungen und frischer Bestrebungen. Das erwies sich auch bei diesem Anlaß. Es wurde eine Versammlung zur Besprechung dieses Planes ein-

berufen, und diese Versammlung war ganz elektrifiziert von dieser Idee, zeigte sich thaten- und opferbereit. „Zieht die Anstalt hierher, so bauen wir ihr ein Haus!“ hieß es. Auf dieser Grundlage sollte mit den Herren Gaiße, dem pädagogischen Leiter, und Bang, dem ökonomischen Leiter der Anstalt, verhandelt werden. Dazu wurde ich mit zwei anderen Herren abdelegiert. Wir reisten hin, verhandelten und erwogen den Plan allerseits und reiflich, und — schlossen ab. Nun begann sofort eine rührige Thätigkeit. Auf einer Versammlung wurde beschlossen, das Haus auf Aktien zu bauen, Aktien wurden gezeichnet und zwar in ausreichendem Maße, ein leitendes Komitee wurde gewählt, in welchem auch mir ein Platz angewiesen wurde, ein Bauplan zu einem großen und stattlichen Hause entworfen, ein hübscher Bauplatz am Flusse erworben, Material beschafft, der Bau begonnen und auch rechtzeitig beendet, das Haus bezogen und die Anstalt mit 18 Pensionären eröffnet. Ich mußte mich dazu verstehen, die Religionsstunden in der Prima für alle Zeit zu übernehmen, obgleich es mir nicht leicht wurde, mich so sehr zu binden, und mir die Stunden durch die Fahrt auf dem schlechten Wege viel Zeit kosteten. Aber bei Gaißes gewinnender Persönlichkeit und seiner überzeugten und darum überzeugenden Rede war es schwer, ihm zu widerstehen und eine Bitte abzuschlagen. Bei seinem durchaus männlichen Charakter und wahren und klaren Wesen übte er einen großen Einfluß auf seine ganze Umgebung aus. Insbesondere auch auf seine Lehrer. Diese liebten, ja verehrten ihn alle, bis auf einige besonders rohe oder verbissene Kerle. Diese schwerste Kunst für einen Anstaltsdirektor, wenn es eine Kunst ist, oder vielmehr diese wichtigste Gabe, auch nach Hollanders Urteil, die Gabe, mit den Lehrern richtig umzugehen, besaß Gaiße wohl in noch höherem Maße als Hol-

lander und Schmidt. Und auch die gleichwertige Gabe, die Herzen der Schüler zu gewinnen. Sie empfanden, klein und groß, ihm gegenüber nicht bloß Respekt, sondern etwas Höheres: Verehrung. Und doch bewegten sie sich auch wieder ganz frei in seiner Gegenwart, sprachen und scherzten unbefangen mit ihm, spielten und tollten ohne Scheu in seiner Gegenwart, und es war erquicklich zu beobachten, wie er mit freude- und liebeleuchtenden Augen „seine Jungen“ ansah, wenn sie spielten und lachten oder an den Festtagen der Anstalt, seinem oder der Anstalt Mutter, der Frau Bang, Geburtstage zu Martini oder Fastnacht fröhlich und manierlich tanzten. Von dieser Liebe und Verehrung erlebte ich ein schlagendes Beispiel. Ein Primaner, und zwar ein angesehenener und dabei ein liebenswürdiger und prächtiger Bursche, war von einem Lehrer ziemlich niederer Ordnung, offenbar ungerechterweise, zum Nachsitzen am Sonntage verurteilt. Das war ihm natürlich ärgerlich und ehrenrührig. Er fragte mich, zu dem er in einem Vertrauensverhältnisse stand, um Rat, ob er sich klagend an Gaicke wenden solle. Nun war dieser aber schon ernstlich leidend. Ich gab daher mein Botum dahin ab, daß der Direktor wahrscheinlich dem Schüler recht geben und schaffen, aber sich auch wahrscheinlich ärgern und aufregen werde. Der Jüngling wurde nachdenklich, und sagte dann schon wieder fröhlich lachend: „Daran habe ich gar nicht gedacht! Aber es ist ja richtig: ich werde ruhig nachsitzen, von so einem Kerl bestraft zu werden, ist ja auch keine Schande!“ Ich möchte fast behaupten: einen schlagenderen Beweis von selbstverleugnender Liebe konnte ein Schüler, namentlich ein Primaner, nicht geben. Bei Gaicke wurzelte aber die Liebe in einem herzlichen, wahrhaft kindlichen Glauben, den er schlicht und offen bekannte, auch während seiner letzten Krankheit, welche, wie er wohl

wußte, eine Krankheit zum Tode war. Mich überwältigte es fast, als er bei seiner letzten Kommunion, unwillkürlich zur Gewohnheit seiner Jugend zurückkehrend (er war der Sohn eines lettischen Schulmeisters oder Küsters), die Beichte mit lauter Stimme mitsprach. Mit voller Überzeugung und tief bewegtem Herzen hielt ich ihm die Beerdigungsrede über Ev. Joh. 1, 47: „Siehe ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist.“ Nach derselben trat ein alter Herr aus der Nachbarschaft auf mich zu und sagte mir mit nassen Augen: Ja, das war das rechte Wort, und auch das andere, daß Gaike keinen Feind hatte: Wer konnte ihm Feind sein?! Es war mir eine wehmütige Genugthuung, die Leiche meines teuren Freundes in Gemeinschaft mit einem tief ergriffenen Schüler für den Sarg anzukleiden, bei ihr die einsame Totenwache zu halten, und den Sarg ausshelfend aus einer mächtigen Esche zimmern zu lassen, welche etwa vor einem Jahre vor seinem ernstem, nachdenklichen Tode im Pastoratsgarten gefällt, wie mahnend, fast erschütternd, in gewaltigem Bogen gestürzt war. Gaike standen zum Teil recht tüchtige Kräfte zur Seite. Und doch entwickelte sich die Anstalt nur langsam und wollte nicht recht prosperieren. Das lag aber entschieden an den äußeren ungünstigen Umständen. Von Süden her hatte sie wenig Zuspruch, weil dort die Anstalten in Jellin und Birkenruh vorlagen, und gleichsam die Zuflüsse von dorthier auffingen, sie war daher, an der Grenze Esthlands gelegen, hauptsächlich auf dieses, als sein Hinterland, angewiesen. Aber schon der alte Schmidt hatte, die Glocke parodierend, gesagt:

Doch mit Esthlands Mächten  
Ist kein ew'ger Bund zu flechten!

Esthland gravitierte eben, von Reval abgesehen, mehr nach Petersburg hin. Dazu kam denn noch, daß die Lehrkräfte aus Deutschland, beim Überwuchern der Realien auch

dort immer spärlicher und in immer geringer werdender Qualität uns zuströmen, und von denjenigen Institutionen, welche Pension, Rang und auch höheren Gehalt bieten konnten, den Privatanstalten abspenstig gemacht wurden. Überhaupt warf schon damals die später hereinbrechende Zeit der „Reorganisation“ ihre langen, immer düsterer werdenden Schatten vor sich her. Zwar erlangte ich noch, nach zweimaliger, persönlicher Verhandlung, von dem damaligen humanen und frommen Kurator Bradke die Konzession für die Karlsruhische Anstalt, ihre Zöglinge bis zur Universität bringen zu dürfen, was auch wiederholt ohne Fehlschlag glückte — es fiel kein Karlsruher durch — aber die gehoffte günstige Wendung in der Frequenz trat dennoch nicht ein. Vielmehr wurde die Existenz der Anstalt selbst durch den tief und allgemein betrauernten Tod Gaides in Frage gestellt. Sein zuerst interimistischer und dann, auf Wunsch der Aktionäre, definitiver Nachfolger, der bisherige wissenschaftliche Lehrer, Ferrieri, obgleich ein sehr geschickter und lebendiger Lehrer, konnte, noch dazu durch häusliche Verhältnisse gelähmt, das immer näher rückende Verderben nicht abwenden, obgleich er wie ein Mann entbehrte und kämpfte. Aus Mangel an Zöglingen und insolgedessen auch an Mitteln mußte die Anstalt schließlich im Jahre 1874 eingehen. Schüler und Lehrer zerstreuten sich, teils trauernd, teils grollend, in alle Winde. Das stattliche Haus, viele Jahre hindurch die schöne Bildungsstätte für viele Knaben und Jünglinge, eine liebe aber wehmütige Erinnerung für viele Männer, eine Brunnenstube germanischen Geistes für einen weiten Kreis, stand stumm und öde da, eine Grabstätte vieler fröhlicher Hoffnungen, einer der vielen gebrochenen Türme einer hart belagerten Geistesfestung. Es kam unter den Hammer und wurde vom Vorstande der werdenden esthnischen Alexanderschule für einen

Spottpreis — noch nicht 2000 Rbl. — erstanden, während es 17 000 gekostet hatte. Diese esthnische Schule, welche ohne eigentlich abgegrenztes Programm das deutsche Privatgymnasium abgelöst und bisher bestanden hat, ist eben jetzt im Begriffe, einer sogen. Ackerbauerschule zweiter Ordnung mit russischer Unterrichtssprache Platz zu machen.

Doch ich muß nach diesem Exkurs über die deutschen Schulen, welche ich in meinem Kirchspiele theils ins Leben gerufen, theils bis zu ihrem traurigen Absterben gepflegt hatte, nochmals zu den esthnischen Schulen zurückkehren, indem ich über die Parochialschule und die Kleinkinderschule berichte, welche gleichsam den Abschluß des lokalen Volksschulwesens nach oben und nach unten hin bildeten. Von den ersten bescheidenen Anfängen der Parochialschule habe ich oben schon gesprochen. In diesem drohte sie stecken zu bleiben, und wäre es wohl auch, wenn wir nicht durch Gottes Führung dazu gebracht worden wären, für sie ein eigenes Haus und eine eigene Arbeitskraft zu gewinnen. Das ursprüngliche Bethaus und nachherige Waisenhaus wurde zur Parochialschule gemacht und allmählich immer weiter und weiter ausgebaut, bis es ein in der That stattliches und sehr geeignetes Gebäude wurde. Gleichzeitig ward auch ein eigener Parochiallehrer angestellt, während bis dahin der Küster nur nebenbei zugleich einige Knaben unterrichtet hatte. Die Schülerzahl wuchs von Jahr zu Jahr, bis auf 140 Kinder; neben der ursprünglich ausschließlichen Knabenanstalt entwickelte sich allmählich unter Leitung der sehr tüchtigen und gebiegenen Tochter des Parochiallehrers eine Mädchenschule, neben einer vorwiegend esthnischen auch eine ausschließlich deutsche Abteilung. Bei den fast jährlichen Schulrevisionen wurde unsere Parochialschule wiederholt für die beste, wenigstens zweitbeste im ganzen Sprengel erklärt. Kurz, die

Schule stand in schöner voller Blüte. Da traf sie im Spätherbst, im Oktober 1887 der Blitz! Ein sogen. Augenblitz fuhr über den First des Strohdaches hin und setzte es in einem Augenblicke in helle, hochauflobernde Flammen! Als ich durch den Garten, welcher das Pastorat von der Parochialschule trennt, voller Angst und Entsetzen rannte, habe ich erfahren, was es heißt, zu Gott schreien, ja, laut aufschreien! Und doch war es noch eine gnädige Fügung, daß das Unglück am Sonnabendabend geschah, zu welcher Zeit alle Konfirmanden, deren Lehrsaal unter einem und demselben Dache sich befand, und fast alle Schulkinder nach Hause entlassen waren. In der Nacht eines Wochentages wäre das Unglück entsetzlich, unabsehbar gewesen, denn dann waren zwischen 200 und 300 Kinder unter einem Dache, zum Teil in der oberen Etage, bei Holztreppen, versammelt. So aber verunglückte kein Kind und kein Erwachsener, und überdies gelang es der wackern Feuerwehr fast die Hälfte des Gebäudes siegreich gegen das Feuer zu verteidigen und zu erhalten. Was sollte nun geschehen? Ein Konvent wurde ohne Säumen ausgeschrieben und auf demselben ein Wiederaufbau beschloffen, aber, nach hartem Kampfe ein Wiederaufbau nur in verkleinertem Maßstabe, nur für Knaben. Die Mädchenschule sollte eingehen! Das war mir eine bittere Niederlage. Nur mit sehr geteilter Freude sah ich die rüstigen Vorbereitungen zum Bau: ein Plan wurde entworfen, Feldsteine gehoben und angeschleppt, Ziegel, Balken angeführt. Unterdes aber verbreitete sich im Lande das Gerücht, es werde eine radikale sogen. Reorganisation der Volksschule geplant, durch welche dieselbe aus einer kirchlichen in eine staatliche umgewandelt werden solle. Das Gerücht verdichtete sich immer mehr und wurde allmählich zur Gewißheit. Und diese Gewißheit brachte es mir

auch zur Klarheit, daß eine solche verstaatlichte, verweltlichte Schule nicht auf Kirchenboden, nicht auf Pastoratsgrunde, errichtet werden dürfe, und ferner, daß, wenn kein anderer, so ich doch, wenn es sein müßte auch ganz allein, eine solche Schädigung des Rechtes und Eigentums der Kirche verhindern müsse. Mein treuer Freund und Kirchenvorsteher ließ mich aber nicht allein, nahm vielmehr, nachdem er eingesehen, daß ich recht hatte, die ganze Sache auf sich allein: den Protest, das Odium und den materiellen Schaden für Abfuhr und beim Weiterverkauf des angeführten Materials. So endete die blühende, reich gesegnete oberpahlenische Parochialschule! Sie mußte der griechischen Parochial- und der Alexanderschule das Feld räumen. Jetzt erst, da letztere in eine Ackerbauschule mit russischer Unterrichtssprache umgewandelt werden soll, ist es im Werke, wieder eine lutherische Parochialschule einzurichten: der Herr segne und schütze sie!

Es erübrigt mir nur noch an diesem Orte, über meine letzte Einrichtung, die ich in gewissem Sinne meine Neuschöpfung nennen darf, über die Kleinkinderschule zu berichten. — Die Beobachtung, daß die Hofleute, namentlich die Deputatisten, d. h. Ackerknechte der Höfe, eine eigenartige Bevölkerungsklasse zu bilden begannen, welche von der Gemeinde als nicht mehr recht und ganz zu ihr gehörig angesehen, von dem Hofe aber als nur zufällig und vorübergehend auf ihn angewiesen, betrachtet wurde, und mithin weder auf der einen noch auf der andern Seite einen Halt und Rückhalt fanden, die Erwägung, daß eben in dieser Bevölkerungsklasse möglicherweise dem Lande eine große, soziale Gefahr erwüchse, die Erkenntnis, daß nur von seiten intelligenter und wohlwollender Gutsherren vorbeugende und abwehrende Maßregeln zu erhoffen seien — alle diese Gedanken drängten mich auf Abhilfe oder vielmehr Prophylaxis

zu finnen, soweit sie im Bereiche meines Einflusses lag. Als ein wirtschaftlich ethisches Mittel, um für das Alter der Knechtsbevölkerung zu sorgen, erschien mir die später zu besprechende Gründung von Knechtstassen, als prophylaktisch ethisches, für die Jugend einzutreten, die Errichtung von Kleinkinderschulen. Und zwar konnte man nicht ohne weiteres die Kleinkinder- oder Spielschule, wie sie in Deutschland üblich ist, hierher verpflanzen. Man mußte sie unseren Bedürfnissen und Verhältnissen anpassen, und nach diesen zum Theil umbilden. Ich wandte mich an meinen nächsten Nachbar und Freund, Herrn von Lilienfeld, setzte ihm meine Ideen auseinander und fragte ihn zum Schlusse, ob er bereit sei, wie schon sonst öfters, in einer guten Sache ein gutes Beispiel zu geben. Und er war dazu bereit und übernahm die nicht geringen Kosten für Erbauung, Erhaltung und Beheizung eines hübschen, hellen und warmen Hauses und den auskömmlichen Unterhalt einer Lehrerin. Eine solche wurde auch, wenn auch mit einiger Mühe, in der geschickten, sehr musikalischen und mit einer außerordentlich schönen Stimme begabten Tochter eines Schulmeisters gefunden, in Neval tüchtig ausgebildet und dann in ihr Amt eingeführt. Bei den Leuten wußte sie sich selbst günstig einzuführen, fand Verständnis und williges Entgegenkommen bei ihnen: sie schickten ihre Kinder ohne Zwang willig in die Schule. Bei der nächsten Schulrevision waren alle Zuhörer so entzückt von der Schule, der überaus geschickten Lehrerin, den frischen, zutraulichen Kindern und ihren allerliebsten Leistungen, daß die sonst mit Loben sehr sparsamen Schulrevidenten darin, in diesem einzigen Falle, des Guten fast zuviel thaten, soviel, daß ich sie bitten mußte, das junge Ding nicht eitel zu machen. Und der Kirchenvorsteher gab dem Institute das beste Zeugniß, indem er einem gegenwärtigen Baumeister laut

Maurach, eines livländischen Pastors Leben und Streben.

den Auftrag gab: „Machen Sie mir einen Bauplan zu eben solch einer Schule!“ — Nach einigen Jahren wurde noch eine dritte Kleinkinderschule gegründet. Dann aber kam die Sache ins Stocken, denn jene eben erwähnten Gerüchte von einer radikalen Umwandlung der Volksschule begannen umher zu schwirren — und da hatte denn niemand mehr Lust und Freudigkeit zu so bedeutenden Opfern. So wirkte denn diese Reorganisation nur desorganisierend. Über diese Reorganisation habe ich wiederholt auf der Synode und der dorpater Konferenz, welche auf meine Aufforderung und unter meinem Präsidium gerade über diesen Gegenstand mehrere Mal gehalten wurde, eingehend mich ausgesprochen, unterlasse es hier aber, weil eine eingehende Darlegung zu weit führen würde. Nur soviel will ich bemerken: Zuerst glaubte ich und mit mir die Mehrzahl der Konferenz, nicht der Synode, wir Pastoren müßten auf jede Mitarbeit und Mitwirkung an der umgestalteten Volksschule verzichten und uns von ihr entschieden und laut lossagen. Später aber kam ich und mit mir die Majorität der Pastorenschaft zu der Überzeugung, wir müßten die freilich schwere Selbstverleugnung üben, die Mitarbeit fortzusetzen resp. wieder aufzunehmen, weil wir als milites Christi nicht berechtigt seien, uns mit der Citadelle in die Luft zu sprengen, solange es noch Außenwerke zu verteidigen gäbe. Und so haben wohl alle Pastoren, auf die Beaufsichtigung und Leitung des Religionsunterrichtes beschränkt, sonst aber jeder gesetzlichen Befugnis entkleidet und der Oberleitung des Konsistoriums unterstellt, ihre alte Arbeit wieder aufgenommen. Aber unsere frühere Freudigkeit und fröhliche Hoffnung ist dahin!

Drucken lassen habe ich in Beziehung auf die Schule und angrenzende Gebiete 1856 im Inlande den Aufsatz: Nicht nur von der Stube aus! 1859 in der dorpater

theologischen Zeitschrift: Das livländische Volksschulwesen — allgemein orientierenden Inhalts. — 1873 bei Laakmann: Das erste esthnische Spruchbuch — im Verlage der reval-esthnischen Verlagskasse. Mehrfach aufgelegt. — 1877 ebendasselbst: Eine reval-esthnische biblische Geschichte. Wenigstens siebenmal aufgelegt. — Außerdem 1857 bei Breitkopf und Härtel in Leipzig: Zwölf altkirchliche mehrstimmige Gesänge — mit deutschem, esthnischem und lettischem Texte. — 1880: Begekost (esthnisch Teeroog), ein Soldatenbüchlein, das vom esthnischen Demagogen Jakobson giftig angegriffen wurde und auch sonst wenig Anerkennung gefunden hat.

Die Schule in der Gemeinde in Oberpahlen populär zu machen, trug wesentlich das Schul- oder Kinderfest bei. Das wurde Ende Mai oder Anfang Juni, nachdem alle Schulen geprüft worden waren, gefeiert. Der Platz, welchen der Besitzer des Gutes Neu-Oberpahlen freundlichst einräumte, war wie gemacht zu diesem Zwecke: ein fester, trockener, ganz ebener Rasenplatz, begrenzt von einem Wäldchen und zwei Alleen alter Bäume in der Nähe des klaren Flusses. Die Kosten für die zweimalige Speisung von 700 bis 800 Personen, Kindern und Erwachsenen, sowie für die Prämien, bestehend aus Bibeln, Neuen Testamenten, Gesang- und anderen Büchern, welche an die besten Schüler und Schülerinnen verteilt wurden, trugen ausschließlich die Gutsherren, und zwar mit der größten Willigkeit. An dem zum Feste ausgewählten Tage, einem Werkeltage, sammelten sich die Schulen zuerst in der Kirche; ein kurzer, entsprechender Gottesdienst wurde gehalten, die Prämien vor dem Altar verteilt, dann zog die ganze Kinderschar in geordnetem Zuge, jede Schule unter ihrer buntpfarbigen Fahne, unter Gesang von: O, daß ich tausend Zungen hätte — mit Possaunenbegleitung von der Kirche über die Brücke unter dem Gelcite von

Tausenden von Erwachsenen auf den Spielplatz. Dort erhielten die 21 Schulen in feststehender Reihenfolge ihre Plätze, jede um ihre Fahne geschart. Und nun begann das Wettzingen: jede Schule sang ein Lied, vierstimmig, und that dabei natürlich ihr Bestes. Ein Tusch gab das Signal zum Beginn des Mittagmahles. Meine Frau, welche, wie Reuter sagt, das Ganze kummandierte, meine Töchter und andere dafür erbetene Damen machten die Wirtinnen, indem sie die Suppe vorlegten; die Schulmeister und die Kirchenvormünder verteilten das Brot. Mit oder nach den Kindern speisten noch Alte, die Hunger oder Appetit hatten: ich selbst, die Bedienenden, deutsche Kinder, arme und reiche, es war offene Tafel. Nachdem sie aufgehoben, rief ein Signal zum Beginn der Spiele, welche zu arrangieren und in Gang zu bringen anfangs etwas schwer hielt, namentlich bei den schwerfälligen Jungen, doch bürgerten sich schwarzer Mann, Katz und Maus, Hasch hasch u. bald ein und wurden mit Lust gespielt. Die Erwachsenen, wohl ein paar tausend und darüber, schauten zu: die Männer, ihr Pfeifchen schmauchend, die Weiber plaudernd, freuten sich der Kinder, des schönen Wetters, der allgemeinen Fröhlichkeit, der Teilnahme ihres Pastors an ihr: denn ich spielte bis in die letzten Jahre mit, wozu nur einige alte Herrnhuter sauer sahen. Sehr goutiert wurde jeder Scherz, wenn ich z. B. im Dauerlauf eine lange Kette Knaben führend eine Gruppe Alter umkreiste oder durchbrach. Machte sich Ermüdung bemerkbar, rief ein Tusch die ganze Menge um den Tisch der Musikanten, von welchem herab zuerst ich, dann meist Kirchenvormünder oder auch Schulmeister, jeder nach eigener Auswahl, eine Geschichte erzählte, womöglich humoristischen Inhaltes. Ich wählte gern Grimmsche Märchen, Erzählungen aus Hebels Schatzkästlein und dergl., natürlich nicht etwa übersetzt, son-

bern recht und ganz esthonisiert, welche dann ein fröhliches Lachen, ja bisweilen, wenn recht gelungen, wahren Jubel erweckten. Von den Kirchenvormündern, einfachen Bauernwirten, wußten manche auch ganz vortrefflich, in beneidenswertem genuinem Esthnisch zu erzählen. Dann folgten wieder Spiele, Wettlaufen um kleine Preise und dergl., um 4 Uhr etwa der sehr beliebte Kaffee mit Weißbrot. Dazu lagerten sich die Schulen, durch einen abermaligen Tusch gerufen, wieder um ihre Fahnen. Danach noch Spiele und Erzählungen, etwa bis 6 Uhr. Dann sammelte ich zum Schluß die ganze Schar nochmals um mich, ich hielt eine kurze, ernstfreundliche Abschiedsansprache, ein Gebet, wozu die Versammlung niederkniete, und entließ sie endlich mit dem Maronischen Segen. Doch nochmals ordnete sich der Zug, um unter fliegenden Fahnen und unter successivem Gesange einer Schule nach der anderen, durch den angrenzenden Neu-Oberpahlen'schen Gutshof marschierend, dem Besitzer gleichsam durch ein Ständchen seinen Dank für den eingeräumten Spielplatz darzubringen. Auf dem nächsten Kreuzwege verabschiedeten sich die Kinder mit freundlichem Zurufe und fröhlichen Mienen von mir. Nur nach dem letzten Schulfeste, vor dem Eintritte der „Reorganisation“, kam der ganze Zug noch allendlich in den Hof des Pastorates, sagte mir durch den be-redeten Mund des ältesten Schulmeisters einen bewegten Dank und Abschiedsgruß, den ich aus ebenso tief bewegtem Herzen erwiderte. Noch jetzt muß ich unzählige Male, wenn ich den alten Spielplatz betrete, mit Wehmut der schönen Schulfeste gedenken, welche sich mit der Zeit, wie ich hoffte, zu wahren, echten Volksfesten ausgewachsen hätten.

---

## VIII. Herrnhut.

---

Die Arbeiter an Zions Mauern müssen allezeit neben der Kelle auch das Schwert führen, bauen und den Bau schützen. Aber bald tritt mehr die eine, bald mehr die andere Seite ihrer Thätigkeit hervor. Kelle und Schwert müssen auch für die Schule gehandhabt werden. Kampf gibt es da genug gegen die Trägheit der Kinder, die Stumpfheit der Eltern, den Geiz der Verwaltungen — aber die bauende Thätigkeit wiegt doch vor: in den Seelen der Kinder sollen die Fundamente des Wissens, der Erkenntnis, des Glaubens, des Bekenntnisses, der Heiligung gelegt werden, sie sollen erbaut werden auf den Eckstein, der gelegt ist, Jesus Christus. Aber der Sekte, der Spaltung, dem Abfalle gegenüber gibt es Kampf und Krieg, ehrlichen offenen Krieg mit Schwert und Schild, Schutz- und Trutzwaffe, aber geführt nach den Regeln der Strategie Jesu Christi von der Hand der Liebe, um Seelen zu retten. In der herrnhutischen Sekte hatte ich schon in meinen ersten Amtsjahren den inneren und von Innen her zerstörenden Feind der Kirche erkannt, und hatte daher schon entschieden und offen gegen ihn in Paistel Stellung genommen. Das wußten auch die Herrnhuter in Oberpahlen, und sahen mich insolgedessen nicht bloß als Gegner, sondern auch als Feind an, und als ihrem Feinde traten sie mir von Anfang an entgegen, offenbar von ihrem Diakonus instruiert, dem ich schon einmal als junger, streitbarer Kämpfer im tarwastischen Bethause,

das auch von paistelschen Gemeindegliedern besucht wurde, entgegengetreten war. Als nun meine Berufung nach Oberpahlen dort bekannt geworden war, beschloffen die Herrnhuter, zu dem Patron, dem Fürsten Gagarin, eine Deputation nach Petersburg zu schicken, um meine Vokation zu hintertreiben. Dieser Versuch aber wurde kurz und rund von ihm abgewiesen. Es sei seine Gewissenspflicht, der Gemeinde einen tüchtigen Mann zum Pastor zu geben, als solcher sei ich ihm von zuverlässigen und urteilsfähigen Männern einstimmig bezeichnet worden, darum habe er mich vuziert, und werde sein Wort nicht brechen. Seine Liebe zur lutherischen Kirche habe er schon früher bewiesen, indem er seinen Bauern alle Vorteile, welche die von ihr Abfallenden von irgend einer Seite her etwa erlangen sollten, von sich aus zu gewähren zugesagt, und sie dadurch vom Abfall zurückgehalten habe; seine Liebe zur lutherischen Gemeinde wolle er auch jetzt wieder bewähren, indem er ihr einen tüchtigen Pastor gebe. So waren sie freilich abgewiesen, mir aber war es klar, daß mich offene und heimliche Feindseligkeit, ein schwerer Kampf, zäher Widerstand, ja ein erbitterter Krieg erwartete. Ich hätte mich diesem allen noch entziehen können, indem ich die Vokation nicht annahm, streckte doch meine paistelsche Gemeinde seh nende, mich zurücklockende Arme nach mir aus, während die oberpahlenische mich teils zurückwies, teils sich ganz indifferent verhielt. Aber ein Zurücktreten meinerseits erschien mir jetzt wie ein Ungehörjam gegen des Herrn Führung, wie ein für unsere Kirche schmähhches Zurückweichen vor Herrnhuts Macht, wie eine unmännliche Feigheit. Ich ging also nach Oberpahlen, zog aber wie in den Krieg, nicht unbedacht, sondern mit wohl überlegtem Feldzugsplan, den ich in ernstem Gebete, aber auch mit erfahrenen Waffenbrüdern und Kampfgenossen entworfen hatte, über welchen ich später referieren werde.

Auf meine Introduktionspredigt hatte ich mich mit reiflicher Meditation und ernstlichem Gebet vorbereitet und mich namentlich dafür entschieden, mich über mein Verhältnis und mein zukünftiges Verhalten zu Herrnhut ruhig aber offen und klar auszusprechen. Denn es schien mir unklug und unaufrichtig zugleich, meine Überzeugung über diesen Hauptpunkt, über meine Stellung zu dem maßgebenden Teil meiner Gemeinde zu verschweigen, und so mich dem Vorwurfe entweder der Feigheit oder der absichtlichen Täuschung auszusetzen. Ich fühlte schon damals die Unstatthaftigkeit so geariteter Introduktionspredigten, wie ich sie später angehört habe, die ganz über das Kajuelle, was doch jede Introduction an sich hat, hinweggeht und irgend eine Predigt, die auch in jedem Jahre an diesem Sonntage hätte gehalten werden können, bietet. Ich habe bei solchen Anlässen an das von, wenn ich nicht irre Palmer als abschreckendes Beispiel ungeschickter Textwahl angeführte Exempel denken müssen, wie ein Pastor in alter Zeit eine Trauredede über die Textworte: Und Rebekka fiel vom Kamel — gehalten habe, weil er in seiner fortgehenden Bibelklärung gerade an diese Stelle kam. Ich hatte für den Tag, als das gerade einfallende Reformationsfest, den Text Hebräer 10, 19—25 gewählt. Seine Auslegung gab Anlaß zum Zeugnis vom Blute Jesu, unseres „Hohenpriesters“, zur Mahnung zum völligen Glauben an ihn, zum Halten am Bekenntnis der Hoffnung, zur Liebe und guten Werken, zur Warnung vor dem Verlassen unserer Versammlung d. h. der Kirche. Ich suchte also in der Theses den vollen Inhalt unseres lutherischen Sola fide, und in der Antithesis den klaren unumwundenen Gegensatz gegen die Irrlehren und Mißbräuche Herrnhuts zu bieten. Diese charakterisierte ich in aller Kürze als seelengefährliche und kirchenzerstörende Irrlehren, und erklärte, daß ich darum ihr Gegner sei und bleiben werde. Ich versprach

aber, ich werde sie nicht bekämpfen mit Hilfe des Ordnungsgerichtes oder anderer Behörden, obgleich sie auch vor diesen und dem weltlichen Gesetze schuldig seien, sondern nur mit den Waffen des Wortes Gottes. Diese aber würde ich brauchen in der Kirche, wie jetzt eben, ferner in der Lehre, in der Schule, in der Seelsorge, frei öffentlich und an jedem Orte und zu jeder Zeit. Und diese werden siegen, so wahr Gott und sein Wort die Wahrheit ist. Die Gemeinde war stupefiziert, denn diese „heilige Sache“ war noch nie so offen und öffentlich besprochen worden, aber Menschenfurcht und Unaufrichtigkeit ist mir nie vorgeworfen worden, und der nicht herrnhutische Teil der Gemeinde faßte Vertrauen zu mir. Wohl wußte ich, daß der selige Abmuth von Torma recht hatte, wenn er ein Jahr vorher schrieb: „In Livland hat die Brudersozietät eine unnatürliche Macht, eine unlautere, päpstliche, ja magische Gewalt. Wer sich mit Fleisch und Blut bespricht, und es mit der mächtigen Partei in allen Gemeinden nicht verderben will, der schweigt sein stille, um nicht verletzert und gehaßt zu werden.“ — Aber ich durfte nach meiner innigen Überzeugung diesem Kampfe nicht ausweichen, sondern ich nahm ihn mit dem getrostesten Mute der Jugend auf. Welch eine Macht aber Herrnhut gerade auch in meiner Gemeinde ausübte, zeigte eine Erfahrung, welche ich in meinen ersten Amtsjahren in Oberpahlen machte. Ein Kirchenvormund, natürlich ein Herrnhuter, war gestorben. Zu seinem Nachfolger schlug die Gemeindeverwaltung ebenso natürlich wieder einen Herrnhuter dem Kirchenvorstande zur Bestätigung vor. Natürlich sage ich, denn der Besitzer des Gutes war der berühmte Präsident von Samson, der Urheber der Bauernverordnung von 1818, Präsident des Konsistorii, ausgezeichnete Jurist, überhaupt ein hochgebildeter Mann und namentlich ein Liebhaber der Klassiker, wie er denn auch

scherzend sich rühmte, seine Morgenandacht nach dem Horaz zu halten. Bei alledem war er aber ein Beschützer und Gönner der Herrnhuter, und nichts weniger als kirchlich gesinnt. Sein Verwalter, ein schlauer, geriebener Kunde, der bei mäßigem Gehalte ein stattliches Vermögen hinterließ, stand bei seinem Herrn aber in hoher Gunst und Ehre. „Kallikula-Peter“ war Hauptvorbeter und Macher am wichtigsten der drei Bethäuser im Kirchspiele. Daher sollte denn auch natürlich ein Herrnhuter Kirchenvormund werden. Mir war es klar, daß es eine Kraftprobe galt. Ich vergewisserte mich also der Zustimmung und des Beistandes meiner Kirchenvorsteher, und nun schrieben wir der Gemeindeverwaltung, wir würden kein Glied der Brüdergemeinde als Kirchenbeamten der lutherischen Kirche bestätigen, sie sollten uns also einen Nichtherrnhuter vorschlagen. Die Gemeindeverwaltung d. h. Kallikula-Peter erbat sich den Rat seines Herrn. Dieser riet, beim Oberkirchenvorsteheramt zu klagen. Das geschah und hatte die Wirkung, daß dieses, unter dem Präsidium meines alten Gegners aber auch Freundes von Pöstel her, dem Landrat von Sivers-Guseküll, uns kurzer Hand befahl, den uns vorgeschlagenen Kandidaten der Gemeindeverwaltung zu bestätigen, da es in keinem Gesetze verboten sei, daß ein Glied der Brüdergemeinde Kirchenvormund der lutherischen Gemeinde würde. Ich war freilich fest entschlossen, in keinem Falle nachzugeben, beschloß aber zunächst den Weg privater Einwirkung zu versuchen, ehe ich weitere offizielle Schritte that. Ich bat also Ferdinand Walter, der zuerst den Kampf gegen Herrnhut auf dem Boden des Gesetzes eröffnet hatte, privatim dem Oberkirchenvorsteher Sivers ein Licht über die Sache aufzustecken. Das geschah, und der genannte Herr ließ insolgedessen mir gleichfalls privatim sagen, ich möge jene Entscheidung des Oberkirchenvorsteheramtes als nicht

erlassen ansehen, und sie ins Feuer werfen. Gleichzeitig erhielt die Gemeindeverwaltung ein Schreiben in schärfster Tonart, in welcher ihr bei Galgen und Rad befohlen wurde, einen Lutheraner und keinen Herrnhuter vorzustellen, da selbstverständlich nur ein Lutheraner ein Amt in der lutherischen Kirche bekleiden könne. Die erschreckte Gemeindeverwaltung bat mich nun, einen dem Kirchenvorstand genehmen, geeigneten Kandidaten namhaft zu machen. Das aber war nicht leicht. Denn als ich den Mann meiner Wahl zu mir rufen ließ und ihn fragte, ob er das Amt zu übernehmen bereit sei, erklärte er mir rund und nett, daß er das auf keinen Fall zu thun wage, denn, obgleich er schon Pächter und nicht mehr Fröner sei, könne und werde ihn der Verwalter, eben jener Vorbeter Peter, falls er Kirchenvormund würde, dermaßen mit Schikanen, dem esthnischen Kius, das noch viel mehr bedeutet als „Schikane“, verfolgen, daß er seines Lebens nicht werde froh werden können. Seine Sorge und Angst illustrierte der Mann noch in komischer aber sehr drastischer Weise, indem er, als er einen Mann aus seinem Gebiete an dem Fenster vorübergehen sah, förmlich sich hinhuckte, um von jenem nicht gesehen und erkannt zu werden, und mich ängstlich bat, sich ins Nebenzimmer flüchten zu dürfen. „Denn“, sagte er, „wenn der Mann aus unserem Gebiete mich bei Euch sieht, und das dem Peter hinterbringt, daß ich bei Euch gewesen bin, dann habe ich kein Leben d. h. keinen Frieden, kein Auskommen mehr.“ Ein Gemeindeglied riskierte es also nicht, bei seinem Pastor gesehen zu werden! Ich mußte also auf den Beistand dieses frommen und wackeren Mannes verzichten und mich mit einem jungen Menschen begnügen, der viel weniger geeignet aber mutiger war. Als dieser aber nach einigen Jahren in einem Nachbarkirchspiele sich angekauft hatte, dadurch der Kirchenvormundposten

wieder vakant geworden und unterdes der Präsident Samsen gestorben, Kallikula-Peter nicht mehr Verwalter, Herrnhut aber fast schon überwunden war, erklärte sich jener, mein erster Kandidat, gern bereit, das Amt anzunehmen, und hat es auch bis zu seinem Tode in Ehren bekleidet. Zu dem endlichen innerlichen Siege trugen freilich solche einzelne behördliche Erfolge wenig oder gar nicht bei. Sie befestigten allenfalls den Ruf, der mir vorausgegangen war: „Sellel Paista Kaarlil on terawad hambad!“ (Dieser paisteliche Karl hat scharfe Zähne.) Aber die machens ja freilich nicht, sondern nur das Wort Gottes — das scharfer schneidet, denn kein zweischneidiges Schwert, und als unscheinbarer Bachkiesel den Riesen Goliath fällt. Ein Riese Goliath war aber damals Herrnhut in der That, und erfüllte die Gemüther, wie schon obiges Beispiel zeigt, mit panischer Angst. Ferner aber nachfolgendes: Wenn ich in den ersten Jahren in der Konfirmandenlehre beim dritten Artikel auf Herrnhut kam, so wagten die Kinder kaum zu atmen, sahen sich nur scheu um oder vor sich nieder, und von antworten war nicht die Rede. Ebenso trat auch in der Kirche sofort Totenstille ein, sobald nur das Wort wendade selts (Brüdergemeinde) fiel. Meinem lieben Vorgänger Hörshelmann, der selbst ein großer Freund Herrnhuts gewesen war, dann aber, nach Walters Vorgange das Institut kirchlich umzugestalten und zu verwerten versucht, und durch Kollekten ein sogen. kirchliches Bethaus bei der Kirche zu stande gebracht hatte, das aber immer eine totgeborene Frucht blieb, erklärten im Jahre 1847 die Repräsentanten zweier Bethäuser, in Gegenwart des Diakonus geradezu, daß sie keine seinerseits beanspruchte Beaufsichtigung und Leitung der Bethäuser anzuerkennen willens wären, sondern mit allem, was in den Bethäusern geschieht, sich unter die ausschließliche Leitung des Diakonus

gestellt wissen wollten, worin der Diakonus sie unterstützte. Und er, Hirschelmann, konnte es nicht einmal erreichen, daß sie ihm die sogenannten „Stundenzettel“, d. h. Gottesdienstprogramme, welche der Diakonus allen Bethausvorständen an bestimmten Terminen zuschickte, mitgeteilt hätten, was vom Konsistorio ausdrücklich vorgeschrieben war, aber nur ausnahmsweise beobachtet wurde. Auf diesem Wege, meinte man im Konsistorium, solle und könne der Pastor die Bethäuser beaufsichtigen, während die Vorbeter ihn doch sans gêne belogen, oder ihm auch, wie oben angeführt, einfach und frech den Gehorsam verweigerten. Ich aber erklärte eben gleich bei meiner Introduction von der Kanzel herab, daß ich mit den herrnhutischen Bethäusern gar nichts zu thun haben wolle, es möchten also die Leiter der Bethäuser in ihnen thun und lassen, was sie wollten, und vor Gott und der Obrigkeit verantworten zu können vermeinten, sie möchten also meinewegen, wie ich nicht gerade kanzelmäßig exemplifizierte, sich auf den Kopf stellen oder Kuckerbälle schlagen. Ich werde aber dafür sorgen, daß ich alles Unerlaubte, was dort vorgenommen würde, erführe. Denn dazu werde ich die Kirchenvormünder und Schulmeister der betreffenden Gebiete verpflichten, und mir wohl Gehorsam erzwingen. Und was die blinden Blindenleiter dort etwa wider Gottes Wort und das Gesetz und die Ordnungen der lutherischen Kirche Streitendes vornehmen, werde ich vor die Gemeinde bringen. Denn diese müssen erfahren, welchen Geistes dieses Institut, das sich das Häuflein des Lammes nenne, und weß Geistes Kinder die Leute seien, die Hirten und Führer der Gemeinde zu sein beanspruchten. Diese Praxis, nur von der Kanzel herab alles Herrnhut Betreffende zu verhandeln, hielt ich auch konsequent inne. Dabei beleuchtete ich überall, wo der Text dazu Veranlassung gab, die Lehre und die Institutionen

Herrnhuts mit dem Lichte des Wortes Gottes, aber eben nur, wo der Text dazu die Veranlassung bot, um die Gemeinde nicht mit Polemik zu übersättigen. Ferner behandelte ich dieses Thema ausführlich und regelmäßig in den Konfirmandenlehren und gelegentlich bei den Schulprüfungen. Dadurch erreichte ich es in nicht gar zu langer Zeit, daß die Gemeinde mit dem Wesen und der Geschichte Herrnhuts befaunt wurde, ohne doch durch zu häufige Wiederholung das Interesse daran zu verlieren, und daß der Schleier des Geheimnisses, in welchen das Institut sich bisher gehüllt hatte, zerrissen wurde und den Reiz eines heiligen Mysteriums verlor, welcher keine geringe Wirkung auf die Menge ausgeübt hatte. So erlebte ich es denn nach wenigen Jahren, daß der Bann atemloser Angst von der Gemeinde genommen wurde, wenn dieses gar nicht mehr mysteriöse Thema in der Kirche von der Kanzel herab oder in den Prüfungen der Konfirmanden behandelt wurde, und daß diese und auch die Schulkinder unbefangen oder tapfer auf die betreffenden Fragen antworteten. Sie nahmen dabei ohne Scheu und Zögern bisher so sakrosankte Dinge und Ausdrücke in den Mund wie: die Brüdergemeinde, das Los, die Separation, die erste und zweite Stunde u. dergl., und wußten und wagten sie offen und direkt nach dem Maßstabe des Wortes Gottes zu messen, und auf Grund desselben zu verurteilen. — So, meine ich, hat sich auch in Oberpahlen die Richtigkeit der Prinzipien bewährt, welche das Synodalkomitee, zu welchem unter anderen Ferdinand Walter, Arnold Christiani, Emil Hörshelmann, Heinrich Kupffer, Woldemar Schulz, Theodosius Harnack gehörten, im Jahre 1852 aufgestellt und die Synode von 1852 fast einstimmig acceptiert hatte:

1. „Daß das herrnhutische Institut eine in Lehre und Leben krankhafte, unevangelische Erscheinung sei, und nach-

teilig in den Landeskirchen wirke, weil es die Gemeindeglieder zu unevangelischem Pharisäismus und unkirchlichem Separatismus verleite.

2. Daß die Synodalen sich deshalb in ihrem Gewissen vor Gott und den Gemeinden zu einem möglichst öffentlichen Zeugnis auf Grund göttlichen Wortes und gemäß dem Bekenntnis der Kirche in thetischer und antithetischer Weise aufgefordert sähen.

3. Daß sie sich zu ernstlichem täglichem Gebete vor dem Herrn vereinigen wollen, ihn anflehend, daß er sie mit seinem Geiste in solchem Kampfe erleuchten und stärken, seine Kirche bauen und einigen, und alte verirrte und verblendete Gemeindeglieder zur Erkenntnis der Wahrheit, zur aufrichtigen Liebe für ihre Kirche und zu dankbarem Preise für seine in ihr geschenkten Guadenschätze führen möge.“

Ebenso haben sich auch in Oberpahlen die Bedingungen, welche jenes Komitee auf eben jener entscheidenden Synode von 1852 zu einem rechten und erfolgreichen Kampfe aufstellte, als richtig bewährt, nämlich:

1. „Daß diejenigen, welche gegen das Institut öffentlich zeugen, auch klar erkannt haben und dessen gewiß geworden sein müßten, daß es sich hierbei nicht bloß um Beseitigung von Mißbräuchen, sondern des ganzen Institutes handele, welches als solches prinzipiell von der lutherischen Kirche unterschieden sei und die zur evangelischen Freiheit in Christo berufenen Gemeinden unter ein hartes Joch gefangen genommen habe, das es ihnen noch dazu süß zu machen weiß. Anders fehle es solchen Kämpfen sowohl an wahrer Berechtigung, als an rechtem Zeugen- und Leidensmuth.“

2. Daß dieses Zeugnis, soll es anders Frucht bringen, geschehe in der Kraft der vollen evangelischen Wahrheit und

des rechten lebendigen Glaubens, der fest gegründet ist im Wort und verwachsen mit der Kirche und ihrem guten Bekenntnisse. Denn es stehe hier nicht Ansicht gegen Ansicht, noch gelte es bloß, einzelne Verirrte zu gewinnen, oder die untergrabene seelsorgerische Stellung des Pastors wieder aufzurichten, sondern wahre und falsche Gemeinden Christi ständen sich hier gegenüber. Das Institut habe dem Volke die Kirche und der Kirche das Volk genommen. Es handle sich um die Existenz der Kirche, diese müsse wieder in und mit dem rechten Glauben in den Herzen des Volkes auf-  
erbaut werden. Darum müsse man kämpfen mit dem erprobten Bekenntnisse der Kirche für die Kirche.

3. Werde gezeugt und gekämpft, nicht aus theologischer Rechthaberei oder Freude an der Polemik, auch nicht einmal um selbst die Frucht der Arbeit zu sehen und zu ernten, sondern auf Hoffnung, darum in der selbstverleugnenden Liebe, die nicht das ihre sucht, und sich nicht scheut, um Christi und der durch ihn erkaufte Seelen willen selbst ein Fegopfer der Leute zu werden. Die Welt kämpft, weil sie haßt, die Kirche Christi, weil sie liebt. Auch verwilderten im Kriege gar leicht die Sitten, und die widerwärtigen Erfahrungen, der eigensinnige Widerspruch, das unverbesserliche Lügenwesen verbitterten leicht das Herz. Um so mehr will der Kampf geführt sein in der aus dem Glauben geborenen Liebe, die alles glaubet, duldet und hoffet. Er sei durchdrungen von Jeremias Schmerz über die Gefangenen des Volkes, die nicht bestanden sind in der Freiheit der Kinder Gottes, sondern sich haben in die Fesseln des Institutes schlagen lassen; er sei getragen von der Liebe, welche gesalbt vom Geiste des Gebetes die irregeleiteten Seelen dem Herrn täglich ans Herz legt. Dann werde auch das Volk am ehesten zur Besinnung kommen; die noch einigermaßen Unbefangenen würden

bald inne werden, daß der Kampf eine Sache des Gewissens, ein Werk der Liebe sei, und würden dieser Stimme Gehör geben und sich wieder der verkannten Kirche zuwenden.“

Allen diesen strategischen und taktischen Regeln im geistlichen Kriege der Kirche gegen Herrnhut hatte ich auf der Synode von Herzen zugestimmt, und befolgte sie nun aus voller, lebendiger Überzeugung in meiner herrnhutisch infizierten oberpahlenischen Gemeinde nach bestem Vermögen. Freilich und natürlich begnügte ich mich eben nach den auf jener Synode ausgesprochenen Grundsätzen nicht etwa damit, möglichst oft die polemische Pauke zu rühren, sondern, wie eben erwähnt, nur wenn der Text oder Vorfälle in der Gemeinde mich dazu nötigten. Dann freilich stimmte ich die Pojaune meines Zeugnisses auf einen möglichst deutlichen hellen Ton.

Freilich beschränkte ich mich nicht darauf, zunächst die Kirchendiener, Kirchenvormünder und Schulmeister, durch wiederholte Konferenzen mit ihnen, auf welchen die herrnhutische Sache im Lichte des Wortes Gottes und der Geschichte besprochen wurde, wie ich es ja von Christiani und Carlblom gelernt, und durch sie auch noch andere hervorragende Gemeindeglieder zu thätiger Teilnahme am Kampfe der Kirche aus eigener, freier Glaubensüberzeugung anzuregen und auszurüsten. Auch nicht damit begnügte ich mich, für die Schulen und an ihnen zu arbeiten, wie ich das in dem Abschnitte vom Schulwesen ausführlicher berichtet habe, sondern ich suchte die Herzen der Kinder durch ein stetes, gelassenes und stets möglichst freundliches Wesen und Bezeigen zu gewinnen, obgleich mir das viel weniger gegeben war, als manchem anderen, wie z. B. meinem seligen Sohne, der die Kinderherzen mit magnetischer Gewalt anzog. Auch beschränkte ich mich nicht darauf, für das materielle Interesse der Schulen durch Einwirkung auf die Gutsherren

Waurach, eines isländischen Pastors Leben und Streben. 13

und Gemeinden mit aller Zähigkeit und Konsequenz zu sorgen, indem ich dahin wirkte, daß sie das ihnen an Gehältern, Heizungs- und Beleuchtungsmaterial zukommende auch wirklich erhielten, sondern mein Sinnen und Trachten ging darauf aus, der Gemeinde die Kirche auf positivem Wege ausbauend und neu schaffend, lieb und teuer zu machen. Einmal durch Mehrung der Gottesdienste. Ich drang und sah darauf, daß in den Schulhäusern überall und immer sonntägliche Andachten gehalten wurden und gestattete den dazu befähigten Männern auch das freie Wort im Gebet. Die Hauptfeste wurden durch Einrichtung liturgischer Matutinen und Vespereu ausgezeichnet, für welche ich eine besondere Vorliebe hatte, und welche die Gemeinde auch sehr lieb gewann. Und zwar die esthnische namentlich die Weihnachtsabendvespern, an welchen die überreich mit Lichtern und Tannenbäumen und Kränzen, Transparenten zc. geschmückte Kirche von Tausenden von Erwachsenen und Kindern fast gefährlich gefüllt und überfüllt war, und geliebt ist. Die deutsche Gemeinde ihrerseits hat den Sylvesterabendpredigt- und Kommuniongottesdienst, wie er besonders durch Valentin Holst allgemein üblich und mir speziell unvergeßlich geworden ist, in ebenso geschmückter Kirche lieb gewonnen und behalten. Nicht nur die Gottesdienste an den alten Festtagen und ihre Vorfeiern wurden vermehrt, sondern auch die Zahl der Feste selbst, namentlich in der langen, spärlich mit ihnen bedachten, festlosen Hälfte des Kirchenjahres. So verpflanzte ich auch nach Oberpahlen die Feier des sogen. Gottesackerfestes, welches, wie ich schon früher bemerkte, vom seligen Altmuth in Torma, von mir schon in Paistel eingeführt worden war, und nun Tausende und Abertausende von früheren und gegenwärtigen Gemeindegliedern in unabsehbaren Scharen versammelt. Ähnlicher Weise ist das Bibel- und Missionsfest, welches

in Oberpahlen meines Wissens zuerst zusammen und im Freien gefeiert wurde, zu einem kirchlichen Volksfeste geworden. Jetzt freilich sind ja solche Feste der lutherischen Kirche gänzlich verboten, entsprechend der oft an hoher Stelle wiederholten Behauptung, in Rußland herrsche Religionsfreiheit. Vom Schulfeste war schon im Abschnitte von den Schulen die Rede. Zur Hebung und Ausschmückung des Gottesdienstes wurde auch vom mehrstimmigen Gesange ausgiebiger Gebrauch gemacht. Diesen hatte schon mein Vorgänger in Oberpahlen begründet. Ich pflegte und verbreitete ihn, indem ich den von Hörschelmann zum Musiker und Dirigenten ausgebildeten Küster bei Gründung und vieljähriger Leitung eines Kirchenchores durch meine Autorität stützte und anfeuerte, und indem ich allmählich alle Gebietschulmeister zu solcher Pflege des Gesanges brachte, so daß sie tourweise mit ihren Gebietschören als Kirchenchor dienen konnten, wie das jahrelang durchgeführt wurde. Auch die rhythmische Singweise, welche ich in Schule und Kirche heimisch machte, stärkte im Gegensatz zu den herrnhutischen weichlichen, sentimentalen Melodien und Harmonien den Sinn für lutherische, kräftige Sangesweise und dadurch überhaupt für alles Kirchliche.

Als bedeutsam und wirksam in dem Kampfe der lutherischen Kirche gegen die herrnhutische Sekte muß und darf ich wohl auch meine liturgischen Bestrebungen, von denen an einem anderen Orte eingehender die Rede sein wird, ansehen. Singen diese doch überhaupt darauf aus, die in der Zeit des Rationalismus völlig verflachte und unlutherisch entartete Liturgie, welche in der Agende von 1832 einen glücklichen und gesegneten ersten Schritt zur Rückkehr zum altkirchlichen Urquell gethan hatte, auf dieser heilsamen rückläufigen Bewegung weiterzuführen und zu fördern. Da in jener Periode auf liturgischem Gebiete, weder auf offiziellem Wege, durch das

Konfistorium, noch auch auf halboffiziellem, durch die Synode, etwas zu erreichen war, so ging ich zunächst auf eigene Hand vor. Und zwar richtete ich mein Bestreben hauptsächlich darauf, die Gemeinde zum Mithandeln im Gottesdienste heranzuziehen durch Mitsingen in zahlreichen Responsorien und durch Mitsprechen im Credo, statt des mechanischen und gedankenlosen herrnhutischen gelegentlichen Seufzens und Stöhnens. Ferner bewährte sich auch in Oberpahlen, was ich schon in Baistel erfahren hatte, nämlich, daß die Gemeinde durch ihre Beihilfe zum Ausbau und zur Ausschmückung der kirchlichen Gebäude und würdiger Ausstattung mit kirchlichen Geräten erzogen und geführt wird zur Hochschätzung und Liebe der unsichtbaren Kirche, ihrer geistlichen Mutter. Es ist doch billig und natürlich, daß die Gemeinde es lernt, die Kirche, welche sie bisher nur als Bettlerin in unschönen und unwürdigen Lumpen, in verfallener, unsauberer Hütte gesehen hat, auch als die Königsbraut in würdigem Hause, in gebührender Ausstattung, in ehrendem Schmucke zu erblicken, und daß sie, die Gemeinde, dazu erzogen und angeleitet wird, auch an ihrem Teile zu solcher bräutlichen Ausstattung beizutragen. Ich führe nun in folgendem das Hauptjächlichste von dem an, was während meiner Amtszeit in Oberpahlen an Bauten, Aus- und Umbauten, Ausschmückung und Anschaffungen für die Kirche und mit ihr Zusammenhängendes geschehen ist. Einmal um zu zeigen, daß unsere livländischen Gemeinden auch auf diesem Gebiete etwas leisten können, wenn sie angeregt und geleitet werden, dann aber auch, weil ein gewisser ästhetisch schaffenslustiger Zug zu meinem Wesen gehört. Ich nahm auch einen Anlauf, womöglich für unser ganzes Land in dieser Beziehung anregend zu wirken, indem ich 1883 auf der Synode einen auch gedruckten Vortrag über kirchliche Kunst hielt. In

ihm machte ich den Vorschlag, einen Verein für kirchliche Kunst zu gründen, welcher auch viel Beifall fand, den ich aber fallen ließ, als ich erfuhr, daß mein verehrter Lehrer und Freund Harnack sich mit einem ähnlichen Gedanken trüge. Harnack führte zwar seinen Gedanken aus, ohne die Vereinsform zu wählen, leider aber geriet die Sache nach kurzer Wirksamkeit ins Stocken. Ich muß also diesen Gedanken zu den vielen tauben Blüten meines Lebens zählen. Aber keine tauben Blüten waren meine Bestrebungen für kirchliche Bauten und Anschaffungen in meiner eigenen Gemeinde, sondern sie haben, wie ich meine, eine stattliche Reihe von Früchten getragen. Diese waren zugleich Früchte des aufsprössenden kirchlichen Sinnes und Samenkörner zu seiner Weiterverbreitung. Ich beachte bei Aufzählung derselben nicht die chronologische Reihenfolge, da es auf dieselbe ja nicht ankommt. Der häßliche und schadhafte Turm wurde in seiner ursprünglichen lustigen Zierlichkeit wieder hergestellt, die Bretterlage der Kirche mit weißgestrichenem Zinkblech sauber beschlagen, die Orgel und die Seitenschöre ganz neu und geschmackvoll nach dem Vorbilde der Chöre der Sebalduskirche in Nürnberg hergestellt. Die bisher genannten Bauten wurden auf Konventsbeschluß, via repartitionis, ausgeführt. Zu den noch weiter anzuführenden wurden die Mittel durch Kollekten, Verlosungen und freiwillige Gaben einzelner Gemeindeglieder, deutscher und esthnischer, allmählich und im Laufe der Jahre beschafft. Eine neue stattliche Orgel wurde in Reval von Normann gebaut, ebenso ein neuer Altar und eine neue Kanzel in rein gotischem Geschmacke von einem Tischlermeister des Ortes, die Fenster zu gotischen Spitzbögen ausgedrochen. Die beiden Gottesäcker, der esthnische wie der deutsche, wurden erweitert, eingezäunt, bepflanzt, geordnet, mit je einem Wächterhause, der esthnische mit einer stilvollen

Grabkapelle versehen. Ganz neu wurde auf Beschluß und Kosten des Konvents die Küsterwohnung, ein geräumiger Konfirmandensaal nebst Wohnung für den Kirchspielschulmeister gebaut, das Pastorat, welches bisher kalt, unwohnlich und enge gewesen, wurde geräumig und bequem ausgebaut, sowie sämtliche Nebengebäude zweckmäßig hergestellt. An kirchlichen Geräten wurde eine ganze Menge angeschafft durch Einzeldarbringungen oder expresse Sammlungen. Und zwar eine sehr große Weintanne nebst großem Ciborium für die esthnische Gemeinde im Rokokogeschmack, eine kleinere für die deutsche in gotischem Stile aus Wien, für sie auch ein Kelch nebst Patene und Ciborium, und zwar alle diese Geräte aus solidem Silber. Ein Besteck zu Krankenkommunionen aus einer Komposition. Zwei Altarleuchter aus bronziertem Zinkguß aus Dorpat, vier Kronleuchter aus Messingblech in Nürnberg geschmiedet, ein silbernes, mehr solides als geschmackvolles Taufbecken, ein bronzierter Taufstein aus Zinkguß in Dorpat gegossen, ein zu Bingen in der Rheinprovinz angefertigtes gemaltes Glasfenster, ein ähnliches auf Zeug gemaltes, beide im Schiff der Kirche. Endlich wurde eine ganze Anzahl von Paramenten, Altar- und Kanzelbekleidungen in mehreren, wenn auch nicht genau den liturgischen, Farben, Altar-, Kelch- und Leichendecken, Fußteppiche angeschafft. Mein seliger Sohn überkam dieses Interesse für Ausstattungs- und Ausschmückung der Kirche und dessen, was mit ihr zusammenhängt: ein neues Kreuzifix, ein neuer stattlicher Leichwagen wurde auf seine Anregung beschafft. Aber die Erfüllung seines Lieblingswunsches erlebte er nicht mehr, die neue Glocke, für welche er mit großem Eifer gestrebt und gesammelt hatte, und die er in Gatschina gießen ließ, um die früher in Reval gegossene, gänzlich mißglückte zu ersetzen, hörte sein leibliches Ohr nicht mehr. Er konnte sich ihres

schönen, vollen und ernststen Klanges nicht mehr freuen: sie erklang erst nach seinem Tode, und zwar nur einmal, um dann, während des durch die hereinschneidenden kirchlichen Wirren und Unruhen verursachten Interdiktes auf lange Zeit zu verstummen. Ist es meinem seligen Sohne doch mit der Glocke so gegangen, wie mir mit einem seit Jahrzehnten gehegten Plane und unentwegt verfolgten Ziele, dessen Erfüllung mein leibliches Auge auch nicht mehr erblicken wird. Das ist der Ausbau der alten, für die immer stärker heranwachsende und den Gottesdienst, Gott sei Dank! — fleißig besuchende esthnische Gemeinde lange nicht mehr ausreichenden, oder der Bau einer ganz neuen Kirche. Schon vor Jahrzehnten wurde in Übereinstimmung mit den damaligen Repräsentanten der esthnischen Gemeinde, den Kirchenvorwündern, die Erhöhung gewisser Accidenszahlungen beschlossen, und, ohne daß sich Unzufriedenheit geäußert hätte, auch ausgeführt, zur Begründung und fortgehenden Mehrung einer Kirchenbaukasse. Diese ist im Laufe der Jahre auf ca. 12000 Rbl. herangewachsen, und wird vom Kirchenvorsteher verwaltet. Aber die erweiterte oder neugebaute Kirche wird mein leibliches Auge aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr erblicken. Wie der Kirchturm in Paistel erst nach meinem Fortgange von dort, so wird die neue Kirche in Oberpahlen erst nach meinem Scheiden aus diesem Leben sich erheben. Ist das doch auch das allgemeine menschliche Schicksal, daß wir, zu unserer heilsamen Demütigung, so manches heißersehnte und mit aller Kraft erstrebte Ziel doch nicht erreichen. Ich bin aber der Meinung, daß diese Bestrebungen zum Ausbau und zur Ausschmückung der sichtbaren Kirche, und die, wenn auch nur teilweisen Erfolge dabei, wohl dazu beigetragen haben, die Liebe zur unsichtbaren zu wecken, das kirchliche Bewußtsein zu stärken,

und so der Kirche zum Siege über die Sekte zu verhelfen. Endlich muß ich als noch eine Hilfsmacht, und zwar eine sehr wirksame, welche mir half, den Kampf gegen Herrnhut siegreich zu Ende zu führen, die kirchliche Armenpflege anführen, welche ich 1856 ins Leben rief, und auf welche ich später noch einmal zurückkommen werde. Denn in ihr erbrachte die Kirche den thatsächlichen Beweis, daß sie sich auch der leiblich Armen und Elenden erbarmte, die Kirche nicht aber der Aristokratie und Plutokratie in der Brüdergemeinde, welche sich nie um die Armen gekümmert hatte, sondern so wie sie aus den Reichen und Angesehenen des Volkes bestand, so auch nur solchen nachging, und sie umwarb. Auf wie unterhöhltem Boden der Herrschersithron Herrnhuts stand, das sollte sich in der letzten Katastrophe erweisen, wenn man den laut- und klagelosen Zusammenbruch des Instituts in sich selbst überhaupt eine Katastrophe nennen kann. Es ging damit folgendermaßen zu: Ferdinand Walter gab als Generalsuperintendent durch die Präpste allen Pastoren den Auftrag, zu konstatieren, von wem, d. h. auf weissen Kosten die Bethäuser gebaut seien, welche die Herrnhuter faktisch gegenwärtig, d. h. zur Zeit jenes Ausschreibens inne hatten und leiteten, also festzustellen, wem sie gehörten. Zu dieser prinzipiell wichtigen, ja entscheidenden Frage des Generalsuperintendenten hatte der fellingische Propst Carlblom gleichsam gelegentlich den Auftrag hinzugefügt, die Bethausvorsteher zu befragen, ob sie in dem laufenden Jahre die üblichen Stundenzetteln empfangen hätten. Wie es bei mir Brauch und Gewohnheit war, citierte ich von der Kanzel herab die Bethausvorsteher zu mir ins Pastorat, da ich ihnen eine obrigkeitliche Eröffnung zu machen habe. Zugleich bat ich auch den einen, nahe wohnenden Kirchenvorsteher dieser Versammlung als Zeuge beizuwohnen. Denselben legte ich nun

zuerst die Frage des Generalsuperintendenten vor. Diese wurde, wie es zu erwarten gewesen, dahin beantwortet, die Brüdergemeinde habe alle drei im Kirchspiele befindlichen Bethäuser auf ihre Kosten gebaut, und sie gehörten daher auch ihr. Doch war der Ton der Antworten nicht gerade zuversichtlich, noch weniger frei und offen. Das bestärkte mich in meinem Gedanken, eine bezügliche Enquete durch die Gemeindegerrichte zu veranstalten, denn den Pastor zu befragen, gehörte bei den Herrnhutern zur Gewohnheit, ja gewissermaßen zu ihrer offiziellen Praxis, diese Praxis aber auch auf Behörden, wenn auch zunächst die niedrigsten, anzuwenden, hatte doch seine Bedenken. Ich erwiderte daher den Leuten, ich habe diese Antwort von ihnen ja erwartet, aber ich müßte, um den kirchlichen Vorgesetzten eine ganz zuverlässige und allerseits bezeugte Antwort geben zu können, eine Untersuchung durch die betreffenden Gemeindegerrichte veranlassen, welche nötigenfalls durch das Kirchspielsgericht kontrolliert und durch beeidigte Zeugen korrigiert werden könnte. Sie sollten sich daher die Sache und die von ihnen abzugebenden Aussagen bis dahin wohl überlegen, die vom Propste gestellte Frage, welche ich ihnen nun vorlegte, könnten sie dagegen gleich und mit voller Sicherheit beantworten, da sie ja genau wüßten, ob sie Stundenzettel empfangen hätten oder nicht. Sie beantworteten dieselbe denn auch mit Einstimmigkeit und großer Sicherheit dahin, sie hätten keine Stundenzettel in diesem Jahre empfangen. Ich schrieb darauf ein Protokoll nieder, welches von mir, dem Kirchenvorsteher und sämtlichen Anwesenden unterschrieben wurde. Hierauf schieden wir friedlich und freundschaftlich. Aber nicht auf lange, denn nach ein paar Tagen erschienen dieselben alten Herren in corpore wieder bei mir, aber in sichtlich befangener und gedrückter Stimmung. Als ich sie nun fragte, was

mir sobald wieder die Ehre ihres Besuches verschaffe, kam die Antwort nur sehr zögernd, unter vielem Räuspfern und Klagen über die sündliche Schwäche der Menschen, auch der Kinder Gottes, mit vielen Umschweifen und Windungen heraus, des Inhalts, sie hätten bei ihrer letzten Anwesenheit nicht die Wahrheit gesagt, denn sie müßten jetzt gestehen, daß sie auch in diesem Jahre die üblichen Stundenzettel vom Diakonus empfangen hätten. Ich entgegnete ihnen, daß ich mich gar nicht darüber wundere, daß sie gelogen hätten, denn daran sei ich ja schon gewöhnt, aber daß sie jetzt ausnahmsweise die Wahrheit geständen, das wundere mich, und wie das zugehe, müßten sie mir nun auch erklären. Wieder unter viel Stöhnen und Seufzen, sich windend und drehend, gestanden sie dann, sie seien damals von mir zum Diakonus gefahren, um ihm Bericht über die Fragen und Antworten zu erstatten. Er aber habe verlangt und es ihnen als Pflicht auferlegt, daß sie die Wahrheit bekennen müßten. „So“ — sagte ich — „also weil ihr glaubtet, der Diakonus fordere eine Lüge, logt ihr, und nun da er als wahrheitsliebender Mann die Wahrheit fordert, sagt ihr sie? Unsere Vorgesetzten müssen aber auch die Wahrheit erfahren. Zum Glück ist das vorige Protokoll noch nicht abgegangen, das muß nun also fortgesetzt werden“. — Das geschah denn auch vor ihren Augen, etwa in den Worten: „Wir Unterzeichnete bekennen, daß wir an dem und dem Tage vor dem Pastor und Kirchenvorsteher gelogen haben, nun aber gestehen“ 2c. Sie unterschrieben wieder mit manchem Seufzer dieses Protokoll gleichfalls. Damit waren wir aber noch nicht auseinander, wie der Hahn zum Regenwurme sagte, sondern ich erklärte ihnen nun noch, daß ich nach meiner öffentlich abgegebenen Erklärung und meiner seitherigen festen Praxis die Sache vor die Gemeinde bringen müsse, damit sie erführe, wie die Männer, welche ihr

die tiefere Wahrheit zu lehren sich vermessen, es mit der Wahrheit hielten. Sie möchten also am nächsten Sonntag in die Kirche kommen, um mich zu kontrollieren. Das hörten sie wieder mit manchem Seufzer. Ich bezweifle aber, daß auch nur einer von ihnen in die Kirche gekommen sein wird. Als ich nun dort den versprochenen Bericht erstattete, wurde derselbe mit merklichen Zeichen des Erstaunens und der Entrüstung vernommen, und, wie ich nach manchen Anzeichen und mir gegenüber gethanenen Äußerungen schließen kann, hat diese in corpore und ex officio bewiesene Lügenhaftigkeit dem Faß den Boden ausgestoßen, oder vielmehr dem Institute den Boden unter den Füßen fortgezogen. Bald liefen denn auch die gemeindeggerichtlichen Protokolle ein. Sie lauteten übereinstimmend, schlagend und geradezu brillant. Alle Zeugen, an ihrer Spitze dieselben Bethausvorsteher, die vor mir behauptet hatten, die Bethäuser seien von Herrnhut erbaut und gehörten Herrnhut, sagten dort aus, diese Bethäuser seien nicht von der Brüdergemeinde erbaut, sondern aus meist von den Gutsherren geschenkt, von Freiwilligen, Herrnhutern und Nichtherrnhutern, angeführten Balken erbaut. Die Barkosten seien durch freiwillige Kollekten, an denen gleichfalls alle Glieder des Gebietes sich beteiligt hätten, beschafft. Within gehörten die Bethäuser keineswegs der Brüdergemeinde, sondern den betreffenden Gebieten. Diese einstimmigen Zeugnisse, sowie das Resümee der Gemeindegerrichte dokumentierten klarlich, daß die bisherige Herrschaft Herrnhuts gebrochen war, denn in früherer Zeit wären so offene Zeugnisse undenkbar gewesen, wenn auch vielleicht esthnischer Kadodus (Neid), der den Herrnhutern nichts Apartes gönnen mochte, hierbei mitspielte. Diese Protokolle sandte ich dem Generalsuperintendenten mit meinem Sentiment ein. Nach einiger Zeit erfolgte in Grundlage dieser Akten die

Verfügung des Konsistoriums des Inhaltes: da es aktmäßig erwiesen sei, daß die drei Bethäuser zu Mångimåe, Kalana und Nuttigfer nicht von der Brüdergemeinde erbaut und auch nicht ihr Eigentum, sondern das der lutherischen Gesamtgemeinde, also lutherischer Kirchenbesitz seien, so werde ich hiermit angewiesen, diese Bethäuser unter meine Aufsicht und Leitung zu nehmen. Hierauf berief ich — zum letztenmal — die herrnhutischen Vorstände von der Kanzel herab zu mir, teilte ihnen den Inhalt des Konsistorialbefehles mit, erläuterte ihnen denselben, und wies ihnen aus demselben nach, daß fürderhin das herrnhutische Institut in Oberpahlen nicht mehr existiere. Ich war auf einen Sturm des Unwillens, auf heftige Vorwürfe und Angriffe oder auf schmerzliche Klagen oder doch tiefe Trauer und Wehmut gefaßt — aber nichts von alledem: man nahm die Mitteilung, wohl innerlich verdroffen, vielleicht erbittert, aber doch ganz still und ruhig hin! Und als ich fortfahrend sagte, ich habe nun die Männer zu bestimmen, welche fernerhin die Andachten nach Anleitung obrigkeitlich approbierter Bücher zu leiten hätten, frage aber zunächst bei ihnen, den bisherigen Beststundenleitern, an, wer von ihnen etwa dazu bereit sei, fernerhin kirchliche, nicht herrnhutische Andachten zu leiten, indem ich mich an jeden einzelnen wandte, erklärte sich etwa die Hälfte bereit dazu, während der Rest einfach, ohne weitere Erörterung ablehnte. Als ich darauf nun die Versammlung mit der expressen Erklärung, daß nun Herrnhut mit all seinen Separatstunden und sonstigen Einrichtungen in Oberpahlen aufgehoben sei und aufhöre, die lutherischen Vorleser aber, die gegenwärtigen sowohl wie die noch zu ernennenden, dafür zu sorgen hätten, daß das Wort Gottes fernerhin in reiner Auslegung in diesen Häusern dem Volke geboten werde, nahm Kallikula-Peter noch einmal das Wort,

indem er in sehr galligem Tone fragte, wer ihm denn die 25 Rubel ersetzen werde, welche er zum Bau des kirchlichen Bethauses (jener mißglückten Imitation Hörshelmanns) gespendet habe? Ich antwortete mit der Gegenfrage: „Habt Ihr dieses Geld geschenkt oder geliehen? Mir oder dem verstorbenen Pastor? Und habt Ihr vielleicht einen Schuldschein? Freilich“, fuhr ich fort, „ist es hart für einen armen Mann, 25 Rbl. einzubüßen, darum sei ich bereit, 25 Rbl. für Kallikula-Peter von der Kanzel herab zusammen zu kollektieren, ob er das wünsche?“ Seine Kollegen, welche ihn wegen seines Hochmutes und seiner Herrschsucht auch nicht mochten und die Ironie in meinem Vorschlage sehr goutierten, schmunzelten behaglich ironisch, denn alle wußten, daß er als früherer Speicheraufseher (livländisch: Kleetenkerl) und gegenwärtiger Müller ein reicher Mann war. Der Getroffene aber antwortete giftig: „Nein, das wünsche ich nicht!“ worauf ich mit den Worten die Verhandlung abschloß: „Ja, dann kann ich Euch nicht helfen, Ihr müßt dann schon diesen schweren Schlag ertragen!“ — Und damit gingen wir recht gelassen auseinander.

Auch die Gemeinde nahm die Mitteilung, daß es keine herrnhutischen Bethäuser und keine herrnhutischen Institutionen mehr im oberpahlenischen Kirchspiele gäbe, zwar mit Interesse, aber ohne irgend merkliche Erregung auf. Das war das Ende Herrnhuts in Oberpahlen! Nicht tragisch, nicht effektiv, aber für mich doch tief traurig. Mir drängte sich, nachdem die Vorbeter mein Sprechzimmer verlassen hatten, der Gedanke auf: So nehmen sie den Sturz ihres nationalen Institutes, des Kleinodes ihres Herzens, ihres religiösen Mysteriums auf! Ihr letzter Gedanke dabei ist das Geld, und ihre einzige Klage dabei erhebt sich nicht über den Verlust von 25 Rbl.! Was ist das für ein Volk! Aber als ich ruhiger geworden war,

mußte ich meine Eisthen gegen mich selbst in Schutz nehmen. Falsch geschlossen! sagte ich mir, — gerade umgekehrt liegt die Sache. Herrnhut ist eben nicht mehr das nationale Institut für den frei und selbständig gewordenen Eisthen, nicht mehr das Kleinod des Herzens für das kirchlich entwickelte Volk, nicht mehr das Mysterium für lutherisch unterwiesene und durch Gottes Wort erleuchtete Seelen. Gerade diese Theilnahmlosigkeit und völlige Gemütsruhe beim Falle Herrnhuts ist der schlagende Beweis für die Berechtigung des Kampfes der lutherischen Kirche gegen die herrnhutische Sekte, und zugleich ihr überzeugendes Siegesbülletin. Also nicht sentimental trauern über den gefallenen Feind, sondern unverzagt dem brutal hereinschneidenden, neuen Feinde entgegen gehen, und zugleich die Mauern Zions bessern und seine Thürme hoch und fest machen — das gilt es jetzt!

---

## IX. Meine liturgischen Vorarbeiten und die Vollendung der emendierten Agende.

---

Auf der Synode von 1853 wurde ich vom fellingischen Sprengel in das erste, auf Harnacks Anregung im Jahre 1849 gebildete liturgische Komitee, in Emil Hörschelmanns Stelle gewählt. So wurde ich sein Nachfolger nicht bloß als Pastor zu Oberpahlen, sondern auch als Schullehrer, und nun auch als Glied des liturgischen Komitees. Harnack hatte es verstanden, selbst für die Liturgik begeistert, auch die Synode für sie zu gewinnen und fortzureißen. Das galt insbesondere auch in Bezug auf die Glieder des Komitees, welches ganz den Stempel seines Geistes trug. Gelang es ihm doch auch, die älteren Männer in demselben zu gewinnen. Aber wenn mich meine damalige Beobachtung und meine gegenwärtige Erinnerung nicht täuscht, so war sein Einfluß auf diesem seinem eignen Gebiete ein übermächtiger: wir Glieder jenes ersten Komitees überließen ihm die produktive Arbeit ganz oder fast ganz und begnügten uns damit, seine Arbeiten in dem Bewußtsein, daß er uns weit über Hauptes Länge überragte, mit äußerster Bescheidenheit zu beurteilen oder vielmehr ihrer uns zu freuen. Harnack blieb aber nicht lange mehr nach meinem Eintritt Präses des liturgischen Komitees, da er bald darauf nach Erlangen berufen wurde.

Sein Nachfolger im Präsidium wurde Christiani, konnte ihn aber keineswegs ersetzen. Denn einmal lag damals Christianis Blütezeit und der Höhepunkt seiner Wirksamkeit als Führer und Rufer im Streite gegen Herrnhut schon hinter ihm, und dann fühlte er sich nicht so wie Harnack von der ganzen Synode getragen und vom liturgischen Komitee wie von einer festgeschlossenen Phalanx umgeben. Vielmehr war diese Phalanx durchbrochen, indem die antiliturgische, antilutherische, mehr oder weniger unionistisch, ja, sogar reformiert tingierte Richtung, deren Haupt Ferdinand Walter war, im Komitee auch zur Vertretung gelangte, indem der Wolmarische Sprengel den Magister Braunschweig in dasselbe wählte, und dieser in Bierhuff einen begeisterten und dabei hochbegabten Sekundanten gewann. Das liturgische Komitee hatte sich von da ab gegen unablässige, oft recht gehässige Angriffe zu wehren, bei denen es sich bald um sehr wichtige prinzipielle Fragen z. B. ob das Abendmahl oder die Predigt das Zentrum und den Höhepunkt des Gottesdienstes bilde, bald aber auch um rechte Minutien handelte z. B. die sogen. Rückenwendungsfrage, nämlich um die Frage, ob und wann der Liturg sich dem Altar zu und wann er sich von ihm abzuwenden habe. Es wurde durch diese Kontroverse die liturgische Frage zur Parteisache, und kam ein gereizter, bitterer Ton in die mündliche und schriftliche Diskussion; uns Liturgikern wurde einseitige, ja bornierte Vertretung veralteter Ideen und Formeln vorgeworfen und wir antworteten mit dem Vorwurfe, unsere Gegner verständen von der Sache sehr wenig, oder hätten doch absolut kein Sensorium für das liturgisch Richtige und Schöne, oder seien wenigstens in einer einseitigen Vorliebe für die Agende von 1832 befangen. Schon dieser unablässig und immer wieder erneuerte, mit Leidenschaft, ja Bitterkeit geführte Streit lähmte die bisherige Schaffensfreudigkeit. Ihr

wurden aber die Sehnen völlig durchschnitten durch einen verhängnisvollen Irrtum, der im Komitee selbst und namentlich bei unserem Präses Platz gegriffen hatte. Das war die Meinung, wir könnten und dürften von den Ergebnissen unserer Forschung und Arbeit nichts, gar nichts praktisch verwerten, sondern wir hätten nur für die dereinstige mythische Generalsynode d. h. also für den Papierkorb schätzbares Material zu liefern. So explizierte mir Christiani die kirchengesetzliche Sachlage, als ich die Frage aufwarf, ob nicht eines oder das andere sich einführen ließe. Und die anderen Kollegen stimmten ihm zu, meine jugendliche Naivität belächelnd. Und ich, in meines Nichts durchbohrendem Gefühle, vergaß des weisen Busch weltkluge Lebensregel:

Bescheidenheit ist eine Zier,

Doch weiter kommt man ohne ihr! —

vergaß das schlagende Gegenargument, daß doch soeben der Introitus, etwas absolut Neues, vom Generalkonfistorium genehmigt und eingeführt worden war. Ich schwieg also errötend, und es blieb bei dem Axiom, wir könnten nur für die Generalsynode arbeiten, und ein solcher trostloser Ausblick auf eine aschgraue Zukunft lähmt natürlich jede Arbeitslust und jeden Schaffensdrang.

Und so schloß das liturgische Komitee allmählich ein, und die ganze liturgische Bewegung verlief im Sande. Oder vielmehr: sie verschwand von der Bildfläche der Synode, aber sie senkte sich in die Tiefe, wie die Gewässer des Himmels sich in die Tiefe senken, um sich dort zu sammeln, und als belebende und erfrischende Quellen wieder hervorzubrechen. Damals war doch vielen Pastoren das Auge für die schlichte Schönheit des altlutherischen Gottesdienstes geöffnet, und das Herz für sie erwärmt worden; wir studierten ihn und entdeckten immer neue Schätze in ihm. Diese Schätze Maurach, eines livländischen Pastors Leben und Streben.

aber konnten wir nicht in Büchern und alten und fremden Agenden vergraben bleiben lassen: zum Studieren kam nach dem Vorbilde Löhes und anderer das Probieren. So entstanden hin und her im Lande liturgische Versuchsfelder, z. B. in der Universitätskirche und der Kirche zu Oberpahlen, aber auch andernwärts. Jeder suchte seinen Weg nach seiner Erkenntnis und seinem Vermögen, und tastete sich auf demselben vorwärts, so gut und so weit er es vermochte. Man begann etwa damit, sich nach alten Vorbildern Formulare für die liturgischen Akte anzulegen, welche ja in der Agende von 1832 ganz besonders ärmlich und dürre ausgefallen sind — ich erinnere z. B. an die Formulare für die Konfirmation, für die Beerdigung etc. Die Berechtigung dazu werden selbst Fanatiker für das Gesetz kaum bestreiten können, falls nur die wesentlichen, im Kirchengesetz markierten Punkte beibehalten werden. Oder man erlaubte sich sogar einzelne Neuerungen und Bereicherungen am Hauptgottesdienste, indem man z. B. Sammlungen von reicheren und gesalbteren Kollekten, Kirchengebeten und dergl. veranstaltete und gebrauchte. Auch das dürfte kaum vom Standpunkte des Kirchengesetzes aus zu verurteilen sein. Bedenklicher könnte es freilich erscheinen, neue und mehr Responsorien einzufügen, das Kirchengebet von der Kanzel an den Altar zu verlegen u. dergl. Aber auch das, sowie die früher genannten Änderungen dürften kein Verwerfungs- oder gar Verdammungsurteil verdienen, sofern sie nur Weiterbauten auf den alten Fundamenten und nach einem richtigen Bauplan, nicht Neubauten auf anderen Fundamenten und nach fremden Plänen darstellen. Freilich gehört dazu pastoraler Takt, sowie ein genügendes Maß von Ansehen und Vertrauen, das der Pastor bei seiner Gemeinde haben muß. Und das hat offenbar denjenigen Pastoren, welche als Avantageure auf liturgischem Gebiete

vorgegangen sind, nicht gefehlt, denn meines Wissens ist nirgend Unzufriedenheit in der Gemeinde entstanden, weil eben die Erweiterungen und Bereicherungen in der Liturgie wirklich Verbesserungen derselben waren und den empfundenen Bedürfnissen in den Gemeinden entgegenkamen. In meiner Gemeinde wenigstens, das weiß ich und kann ich bezeugen, hat sich bei keiner Gelegenheit auch nur die geringste Unzufriedenheit geregt. Ging doch auch mein Bestreben hauptsächlich dahin, die Gemeinde zur Mitthätigkeit am Gottesdienst zu erziehen und heranzuziehen, und das wurde von ihr mit Freuden aufgenommen und mit Frische ausgeführt, wie das Mitsingen in den alten wie in den neuen Responsorien, welche in kürzester Frist eingeübt wurden, namentlich bei den Responsorien, in welchen die Gemeinde das Kirchengebet mitbetet, das Mitsprechen des Credo u. s. w. Ich stellte mir allmählich eine vollständige Privatagende in deutscher und esthnischer Sprache für alle liturgischen Akte und auch für den Hauptgottesdienst zusammen und brauchte sie jahrelang, natürlich ohne sie für vollkommen und unabänderlich zu halten. Ebenso natürlich behandelte ich diese Modifikationen an der Liturgie keineswegs als ein Geheimnis, sondern besprach sie vielfach mit den Amtsbrüdern, welche ein Interesse und Verständnis für die Sache verrieten, namentlich im eigenen Sprengel. Diese hatten auch an Bibelfesten und bei anderen Anlässen Gelegenheit, sie in meiner Kirche kennen zu lernen, und beurteilten sie durchweg mehr oder weniger günstig. Dasselbe war auch der Fall mit den Änderungen, welche Ferdinand Hörjchelmann in der Univerſitätskirche vorgenommen hatte, welche begreiflicherweise viel mehr ins Publikum drangen.

Einen starken Schritt vorwärts machte die Sache dadurch, daß der damals neu installierte jellinische Propst mich aufforderte, der Sprengelsynode einen erläuternden und recht-

fertigenden Vortrag über diese Materie zu halten. Ich sagte zu, war aber in jener Zeit so mit Arbeiten überhäuft, daß ich meinen Vortrag nicht niederschreiben konnte, sondern ihn frei halten mußte. Er regte eine sehr lebhaftc Debatte an, fand aber im wesentlichen bei allen Sprengelsbrüdern Zustimmung und wurde ich infolgedessen beauftragt, ihn weiter ausgearbeitet auf der Provinzialsynode von 1883 zu wiederholen. Zur Erfüllung dieses Auftrages arbeitete ich während eines stillen Aufenthaltes am rigaschen Strande in demselben Sommer einen Vortrag für die Synode aus. Es war eine Arbeit, welche mir soviel Freude machte, wie kaum eine andere, auf wissenschaftlichem Grunde mit praktischer Spitze. Ich hielt den Vortrag auf der Synode von 1883 unter der Bezeichnung: Zur Revision der Ordnung des Hauptgottesdienstes. Ich kritisierte die Ordnung des Hauptgottesdienstes, wie sie die Agende von 1832 gibt, indem ich sie als im wesentlichen gut, aber doch noch in manchen nicht unwichtigen Stücken als der Revision und Korrektur bedürftig bezeichnete. Der Kritik aller übrigen Teile der Agende enthielt ich mich als zu weit führend, obgleich sie insgesammt noch weit unter der Ordnung des Hauptgottesdienstes stehen, ja, zum Teil wirklich unter aller Kritik sind, und darum nicht bloß einer Revision, sondern einer totalen Umarbeitung und durchweg einer Vervollständigung und Bereicherung bedürftig seien. Ich schloß meinen Vortrag mit dem Antrage: „Die Synode wolle ein Komitee erwählen, welches die Agende zu emendieren und seine Arbeit, wenn sie vollendet, der Synode vorzulegen habe. Die Synode aber möge — alsdann in Grundlage des § 140 des Kirchengesetzes, welcher besagt: Änderungen in den liturgischen Bestimmungen werden nicht anders als mit Genehmigung der Oberbehörde zugelassen — das Konsistorium um Gestattung der Ingebrauchnahme der emen-

dierten Agende ersuchen.“ Zu meiner großen Überraschung wurden diese meine Vorschläge ganz ohne Widerspruch, ja ohne Diskussion einmütig von der ganzen Synode angenommen. Doch wurde mir auch zugleich ein Vermutstropfen in den Freudenbecher geträpelt, indem gleich nach gefasstem Beschlusse einer meiner ältesten Freunde, Propst W. Schneider, auf mich zutrat und mir sagte: „Hör', in Bezug auf das Kirchengesetz bist Du aber schief gewickelt: nicht das Konfistorium ist berechtigt, Änderungen in der Liturgie zu genehmigen, sondern auf Vorstellung des Generalkonfistoriums der Minister des Inneren.“ „Wie so,“ erwiderte ich, „ich habe doch Paragraph 140 des Kirchengesetzes, den ich wörtlich citiert habe, für mich.“ „D ja,“ entgegnete er bedächtig und sicher, „aber Paragraph 672 der Instruktion lautet sehr anders, nämlich: Sollten in der Folge einige Abänderungen in den liturgischen Vorschriften für notwendig erachtet werden, so haben darüber die resp. Konfistorien, nach vorläufiger Beratung in den evang.-luth. Synoden, durch das Generalkonfistorium an das Ministerium der inneren Angelegenheiten Vorstellung zu machen.“ — So wird also in diesem Paragraphen der Instruktion der Ausdruck „Oberbehörde“ interpretiert. „Bist Du Deiner Sache ganz sicher?“ „Ganz sicher!“ Ich dachte einen Augenblick nach: Wurde dieser scheinbare oder wirkliche Widerspruch im Kirchengesetze jetzt in die Diskussion geworfen, so wurde nicht bloß der eben gefasste Beschluß vielleicht hinfällig, sondern auch die ganze Sache in Verwirrung gebracht und ihr Fortgang zweifelhaft gemacht. Überdies war nicht ich, der ich ja bona fide meinen Antrag gestellt hatte, noch auch die Synode zum Wächter des Gesetzes bestellt, sondern das Konfistorium, das ja auch nach meinem Antrage über die Angelegenheit zu befinden hatte. Ich sagte mir also innerlich: *Vogue la galère!*

und fragte nur meinen alten Freund: „Kannst Du schweigen?“ Mit seinem unerlöschlichen Phlegma antwortete er: „Das kann ich schon!“ „Gut, dann schweige!“ „Schön!“ — sagte er schmunzelnd und schwieg! So wurden denn am Nachmittage desselben Tages in den acht Sprengeln die acht Glieder des Komitees gewählt, und zwar für Dorpat Professor Ferdinand Hörshelmann, für Werro H. H. Willigerode, für Bernau E. W. Schneider, für Fellin C. Maurach, für Wolmar G. Kügler, für Wenden G. Bierhuff, für Walk H. Kupffer, für Riga C. Schlau. Am Abend desselben Tages konstituierte sich das Komitee, indem es mich zum Präses, Ferd. Hörshelmann zum Protokollführer und überdies Harnack zu seinem Ehrenpräsidenten wählte. Später wurde übrigens, um Hörshelmann ungehinderte Beteiligung an der Diskussion zu ermöglichen, auf meinen Antrag die Protokollführung H. Bidder-Lais angetragen und von ihm dienstwillig angenommen. Wir machten uns nun sofort rüstig und freudig an die Arbeit, indem wir beschlossen, im Anschlusse an meinen soeben gehaltenen Synodalvortrag, zuerst den Hauptgottesdienst zu bearbeiten, dann uns an die Nebengottesdienste und die liturgischen Akte zu machen. Und zwar geschah es in der Weise, daß zunächst einzelne Komiteeglieder, gewöhnlich ihrer je zwei, es übernahmen, bestimmte Abschnitte, z. B. die Introiten, Kollekten, Kirchengebete und später die Taufe, Konfirmation, Trauung etc. als Vorlagen für das Komitee zu bearbeiten. Diese Vorarbeiten zirkulierten dann und wurden dabei mit Kritiken und Bemerkungen bedacht, und in ihnen oft arg zerzaust, denn es sollte und durfte keine andere Rücksicht gelten, als die auf die Sache, dann wurden sie im Plenum besprochen, entweder für brauchbar befunden, korrigiert, abschließend formuliert, und zwar meist durch das dazu gewählte Redaktionskomitee, aus Professor

Hörschelmann und mir bestehend, oder aber reprobiert und dann von einem oder ein paar anderen, entweder gewählten oder sich freiwillig anbietenden Konzipienten umgemacht und abermals der Kritik des Komitees unterworfen. So wurde jede Partie, jedes Stück der Agende mehrfach und sorgfältig durchgearbeitet und bis ins einzelste hinein kritisiert und gefeilt. Auf diese Weise konnte wohl kein unreifes, ungefeiltes Produkt Ausnahme finden. Es wurde auch die Arbeit nicht buntscheckig, wie man bei der Vielheit der Mitarbeiter, auch nicht zweifarbig, wie man bei der zwiefachen Färbung hätte erwarten können, welche das Komitee in seinen zwei Richtungen zeigte, der lutherischen, den alten Agenden zugewandten, und der modern gefärbten, die Agende von 1832 bevorzugenden. Vielmehr überwog erstere, je länger desto mehr, nicht bloß an Zahl, sondern auch an Produktivität und allmählich gewinnendem und umbildendem Einflusse. Dazu kam denn auch die Mit- und Einwirkung des Altmeisters Harnack, als des spiritus rector, nicht bloß durch seine Druckwerke, welche wir neben Kliefoth, Hoffmeister, Löhe, der bayerischen und polnischen Agende hauptsächlich benutzten, sondern auch durch seinen persönlichen Rat und gelegentliche Entscheidung. Er bewies dabei, wie er, der anerkannte und berühmte Gelehrte, sich von uns, seinen namenlosen Schülern, meistern und korrigieren ließ, die größte, liebenswürdigste und eine wahrhaft christliche Demut. So können wir wohl sagen, daß das ganze Werk aus einem Gusse, aus einem Geiste geflossen ist. Es war für dasselbe eine günstige Fügung Gottes, daß die von mir im Auftrage des Komitees an die livländischen Amtsbrüder nicht bloß, sondern auch an die anderen Konsistorialbezirke erlassene Aufforderung, ihre Vorschläge, Wünsche, Ausstellungen in liturgischer Beziehung dem Komitee mitzuteilen, so wenig befolgt wurde. War das

nun eine Folge eines Mangel an Interesse, oder war es eine richtige Selbstbecheidung, welche sich nicht immer und überall, auch nicht bei Pastoren, namentlich auf anderen Gebieten, findet, auf welchen sich fast ein jeder etwas, und meist sehr viel, zutraut, z. B. auf dem Gebiete der Gesangbücher — kurz, das alte, recht platte aber sehr wahre, Sprichwort von den vielen Köchen, die den Brei verderben, kam in unserm Falle glücklicherweise nicht in Anwendung. So wurde die große Arbeit im Laufe zweier Jahre, bei großem Fleiße, dessen wir uns nach Lessing wohl rühmen dürfen, beendet.

Auf der Jubelsynode in Dorpat im Jahre 1884, konnte ich der Synode die Anzeige machen, daß die neu revidierte, umgearbeitete Ordnung des Hauptgottesdienstes fertig vorliege, und konnte an die Synode folgende Fragen richten:

1. Acceptiert die Synode die vom liturgischen Komitee revidierte Gottesdienstordnung?

2. Will die Synode an das livländische Konsistorium das Gesuch richten, in Grundlage des § 140 des Kirchengesetzes den fakultativen Gebrauch der von uns revidierten Agende zu gestatten?

3. Wünscht die Synode, daß wir unsere Arbeit in demselben Sinne und Geiste fortsetzen und mit des Herrn Hilfe auch vollenden sollen?

Jener unter 1 notierte Vorschlag war nicht ganz so exorbitant, nicht ein Kaufen eines Schweines im Sack, wie ihn ein Gegner desselben stark unzeremoniös und unästhetisch bezeichnete, denn auf meine Bitte hatte unser damaliger unvergeßlicher Generalsuperintendent, Heinrich Girgensohn, selbst ein vortrefflicher Liturge, voller Weihe und Würde, mit einer schönen, klangvollen Stimme begabt, eine echt bischöfliche Erscheinung, und ein warmer Freund der emendierten Agende,

sich entschlossen, den Festgottesdienst am Eröffnungstage der Jubelsynode nach der von uns proponierten Liturgie zu halten. Es hatte also die ganze Synode einen Eindruck von derselben durch eigene Anschauung und Anhörung gewonnen, und derselbe war, wie es schien, ein allgemein günstiger, ja hinreichender und imponierender gewesen. So sprachen sich denn weitans die meisten Redner auf der Synode für jene Proposition ad 1 aus, der Generalsuperintendent an der Spitze. Mein vielmaliger Opponent im Komitee, Bierhuff, trat warm und wirksam für unser gemeinsames Werk ein, indem er darauf hinwies, daß zwischen mir und ihm eine ganze Skala von liturgischen Schattierungen läge, und doch hätten wir uns zu einem uns alle befriedigenden Resultate einigen können, so sollten es nun unsere Auftraggeber auch thun. Ich als altgeübter synodaler Parlamentarier, der da die Wirksamkeit des Humors zu schätzen weiß, trat gegen den Vorschlag sub 2 und mithin für den sub 1 in der Weise ein, daß ich darauf hinwies, daß „wir Glieder des liturgischen Komitees durch unsere Erwählung in dasselbe von unseren Sprengeln als Liturgen Nr. 1 anerkannt worden seien. Werde nun ein Komitee, das über uns zu Gericht sitzen solle, gewählt, so könne dieses allenfalls aus Liturgen Nr. 2 bestehen. Wir aber seien weder auf den Kopf noch auf's Maul gefallen, wir würden uns also verteidigen und unserer Haut wehren. In dem daraus sich entwickelnden Kampfe müßten dann noch weitere Personen die Kampfrichter abgeben. Das könnten aber nur Liturgen dritter Ordnung sein, und so würde also schließlich Nr. 3 über Nr. 1 und Nr. 2 richten, und — so den Ausschlag geben“. — War es nun der Humor einer- oder das Pathos andererseits, die freudig gehobene Jubiläumsstimmung der Synode oder die Autorität unseres Ehrenpräsidenten und einer großen Zahl der Komiteeglieder neben

ihm, die ein so ungewöhnliches Resultat bewirkten: kurz, die Synode lehnte einen Antrag auf Einsetzung einer Revisionskommission, und ebenso den Antrag auf nochmalige Überweisung an die Sprengelsynoden ab, und bejahte mit großer Majorität jene oben angeführten von mir gestellten drei Fragen. Es hatte also die Synode sich zunächst für die von uns revidierte Gottesdienstordnung erklärt, ferner das Konsistorium um Gestattung der fakultativen Ingebrauchnahme derselben gebeten, und endlich das Komitee beauftragt, seine Arbeit in demselben Sinne und Geiste fortzusetzen. Einen so glatten Verlauf, zu so glänzendem Resultate führend, hat in meiner 43jährigen synodalen Praxis kein anderer Gegenstand von ähnlicher Wichtigkeit genommen, mit Ausnahme des deutschen Gesangbuches, wie wir später sehen werden. Ist es doch die Regel, daß jeder Pastor sich in jeder pastoralen Angelegenheit ein Urteil, und ein maßgebendes, zutraut, daß daher an jeder Arbeit von allen Seiten her scharfe, und, leider Gottes! oft recht unverständige Kritik geübt wird, denn merkwürdigerweise halten sich sehr oft die unproduktivsten, sterilsten Geister gerade für die schärfsten, und spielen sich als solche in ihrem von oben herab erschallenden, richtenden und vernichtenden Urteile auf. Sie sind die Arbeitsaufseher, die Arbeiter eben nur untergeordnete Arbeiter, sie die Meister, die Produzenten nur untergeordnete Handlanger, sie die Richter, diese die Angeklagten und zu Verurteilenden. Sitzen sie nun noch dazu auf irgend einem Sessel im Sprengel oder auf der Synode oder einer kirchlichen Behörde, so sprechen sie erst recht ex cathedra, und der arme produktive Arbeiter fühlt sich wie der an den Baum, als Zielscheibe für alle scharfen und stumpfen, kritischen und verurteilenden Pfeile gebundene Gefangene. Diese Spezies schien in diesem, wie auch in jenem früheren ähnlich günstigen Falle (mit dem 1881 gedruckten

deutschen Gesangbuche), ganz ausgestorben, nicht bloß auf der Synode, sondern auch in der Welt des Druckes, als die revidierte Ordnung des Hauptgottesdienstes im Auftrage der livländischen Synode noch 1885 im Druck erschien. Sie wurde nicht angegriffen, sondern fast nur günstig beurteilt.

Aber der läuternde, zugleich aber auch festigende Sturm sollte ihr nicht erspart bleiben. Er kam nur von ganz anderer Seite. Unser Generalsuperintendent richtete im Auftrage der Synode an das livländische Konsistorium das Gesuch, in Grundlage des § 140 des Kirchengesetzes den fakultativen Gebrauch der revidierten Agende zu gestatten. Merkwürdigerweise hatten die Konsistorialen von der weltlichen Bank, so tüchtige Juristen auch auf derselben saßen, ebenso wie ich den § 672 der Instruktion übersehen — und so konnte uns der Generalsuperintendent auf der Synode von 1885 mitteilen, daß das livländische Konsistorium die fakultative Ingebrauchnahme der revidierten Agende gestattet habe, und diesen seinen Beschluß auch demnächst gedruckt sämtlichen livländischen Pastoren zugehen lassen werde. Das sollte aber ganz anders kommen. Auf der livländischen Subelsynode war nämlich eine große Anzahl petersburger Pastoren zugegen gewesen, hatten dem nach der revidierten Agende abgehaltenen Festgottesdienste mit Erbauung, ja mit Begeisterung beigewohnt, hatten sich, gleich nachdem die Agende im Druck erschienen war, näher mit derselben bekannt gemacht, sie freudig aufgenommen und auf einem Pastoralabende, nachdem das livländische Konsistorium die Erlaubnis ausgesprochen, daß sie in seinem Bezirke in Gebrauch genommen werden dürfe, den Beschluß gefaßt, auch ihrerseits von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen. Jedoch erhielt einer von ihnen den Auftrag, dem damaligen Präsidenten des Generalkonsistoriums von dieser Abmachung Mitteilung zu machen. Das geschah.

Aber diese Mitteilung rief auf beiden Seiten das höchste Erstaunen hervor. Der Präsident der höchsten lutherischen Kirchenbehörde erwies sich als auf der Höhe seiner Stellung stehend, denn er kannte jenen fatalen, fast allerseits übersehenen § 672, und fragte daher höchst erstaunt und entrüstet, wie die Fama geht, mit sehr unparlamentarischem Ausdrucke, ob das livländische Konsistorium verrückt geworden sei, da es ganz wider das Gesetz, cf. § 672, weit über seine Kompetenz gegangen sei. Der Delegat der Pastorenschaft der Residenz erwies sich aber als auch auf der Höhe seiner Stellung stehend, indem er, mit diplomatischer Gewandtheit einlenkend, sagte, er kenne den Sachverhalt nicht genau, wisse namentlich nicht, ob jener oder ein ähnlicher Befehl des livländischen Konsistorii schriftlich erlassen sei, oder ob die Sache nicht vielleicht auf einem bloßen *on dit* beruhe — und beschwichtigte so den ersten Sturm. Daß aber ein solcher sich erhob, erfuhr ein Freund eines der livländischen Konsistorialen, benachrichtigte ihn ohne Verzug, und dieser verlor keine Zeit, sondern inhibierte per Telegraph den Erlaß jenes ominös zu werden drohenden Befehles, und veranlaßte eine nochmalige gründliche Erwägung der Sache in gremio consistorii. Das Resultat derselben war denn natürlich, daß jener übereilte Beschluß eine totgeborene Frucht blieb, und nie das Licht des Tages erblickt hat. Ebenso natürlich war es aber auch, daß die liturgisch gerichteten und gereiften Pastoren bei dem begonnenen Gebrauche der revidierten Agende blieben, und so wird sie faktisch schon Jahre hindurch in einer großen Anzahl von Gemeinden gebraucht, und zwar nicht bloß in Livland. Ob es nun aber ebenso natürlich ist, daß dieses agendarische Intermezzo nach des Generalsuperintendenten Girgensohns Tode von oben her konsequent ignoriert, und die Agende von 1832 als allein zu Recht be-

stehend in ihrer unverhüllten Nahlheit, selbst mit Verleugnung des doch hochobrigkeitlich gestatteten Introitus bei allen offiziellen Anlässen in Livland krampfhaft gebraucht wurde — das dürfte doch sehr fraglich, wenn nicht zweifelhaft oder gar pietätlos erscheinen. Unterdessen aber hatte sich der Präsident des Generalkonfistoriums unser Buch kommen lassen und es fleißig und mit innerlichem Interesse studiert, und war zu der Überzeugung, daß es ein vortreffliches Werk, und zu dem Entschlusse gelangt, es nicht bloß der lutherischen Kirche Livlands, sondern des ganzen russischen Reiches zu gute kommen zu lassen. Auf seinen Betrieb erging dann ein Befehl des Generalkonfistoriums an sämtliche lutherische Konfistorien und Synoden des Reiches, ein Gutachten über unsere Arbeit der genannten erlauchten Behörde einzusenden. Das geschah auch im Laufe der nächsten Jahre. Und diese Vota lauteten insgesammt günstig, ja zum Teil mit Begeisterung zustimmend, höchstens mit unwesentlichen Ausstellungen.

Einzig und allein das St. Petersburger Konfistorium erklärte sich gegen jede Änderung der Agende von 1832, und führte als letzten, mithin wohl Ausschlag gebenden, Grund folgenden an: „Unsere Gottesdienstordnung, sowie diejenigen der hauptsächlichlichen Amtshandlungen sind den Gemeinden, d. h. den St. Petersburger, zugänglich gemacht durch eine Beilage, die dem Gesangbuch (dem St. Petersburger) angefügt ist. Würden dieselben nun geändert, so müßte für die Gemeinde doch ein besonderer Leitfaden gedruckt werden, was nicht unerhebliche Kosten verursachen würde.“ — Ob diese zarte Rücksicht auf den Geldbeutel der reichen Residenzgemeinden einen Ausschlag gebenden oder auch nur in Betracht kommenden Grund gegen die Wiederherstellung der alten Herrlichkeit, Schönheit und Schriftmäßigkeit des lutherischen Gottesdienstes abgeben darf und kann, dürfte aber doch fraglich erscheinen.

So hatte denn unsere „livländische Agende“, wie sie kurz bezeichnet wird, ungesuchterweise hochobrigkeitliche Vertretung gefunden. Aber sie erfuhr auf ihrem, wenn nicht raschen und lauten Siegeslaufe, so doch stillem Siegesgange eine Behinderung von seiten des Komitees der St. Petersburger Synode. Denn wenn dasselbe auch unserer Arbeit im ganzen und großen ein so gutes Zeugnis und warmes Lob erteilt hatte, wie oben angeführt, so nannte es sie doch nur „den Entwurf einer Agende, welcher noch mancherlei, sowohl sprachliche als liturgische Gebrechen anhafteten“. Von diesen sie zu säubern, hatte sich das genannte Komitee, unter Führung des Pastors Muethel zu St. Kunen, an die Arbeit gemacht, und eine schier endlose Reihe von Ausstellungen zusammengestellt. Ich habe ihrer nicht weniger als 1880 gezählt. Dabei stieg denn Muethel freilich herab bis zu angeblichen Mängeln in der Orthographie, Interpunktion und Stilistik, was doch eigentlich einem Synodalkomitee gegenüber, in welchem doch auch litterarisch nicht mehr unbekanntere Männer saßen, weder bescheiden noch höflich war. Dennoch anerkannte das livländische, liturgische Komitee gern den großen Fleiß und regen Eifer, mit welchem Muethel sich der liturgischen Arbeit widmete, und erklärte sich bereit, durch ein Subkomitee, bestehend aus Hörshelmann, Willigerode und mir, das ganze Buch nochmals mit ihm durchzuarbeiten, und wo erforderlich, zu komplettieren und zu corrigieren, da er von vornherein bekannte, daß er in allen wesentlichen und wichtigen Punkten mit den Livländern übereinstimme. Das bestätigte sich auch bei der gemeinsamen Arbeit, nur verleugnete sich bei Muethel nicht ein gewisser moderner Zug des Geschmacks, dem wir Livländer vielleicht hin und wieder zuviel nachgegeben haben. Nur eine Differenz blieb zwischen uns bestehen. Und zwar im Abendmahlsakte. Aus dem-

selben wollte Muethel mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit die Bezeichnung der zu weihenden Elemente mit dem Kreuzeszeichen ausgeschieden, die Einsetzungsworte in Gebetsworte eingeraht, den *verbis testamenti* ein Weihegebet nachgesetzt und diesem das Vaterunser endlich angegeschlossen sehen, während wir zwar dagegen auch nichts Prinzipielles einzuwenden hatten, aber doch die früher fixierte Form der Konsekration vorzogen und hauptsächlich der Sache keine so ungeheure Bedeutung beilegten, noch auch mit solcher Leidenschaft sie vertraten wie er. Es war wohl die Frucht der unablässigen persönlichen Bemühungen Muethels, sowie seiner mehrfachen Streit- und Lehrschriften über diesen Punkt, daß die Sache wiederholt nicht bloß im Schoße des Generalkonfistoriums verhandelt, Gutachten der theologischen Fakultät eingefordert, ja, nach dem nicht gerade germanischen Grundsatz, daß die Chefs in allen Dingen am besten beschlagen sein müssen, alle Generalsuperintendenten Rußlands persönlich in Petersburg zur Beratung dieses Gegenstandes versammelt wurden und ihre Botschaft abgeben mußten. Jedenfalls aber war das Resultat, zu welchem die Sache in gegenwärtigem Stadium gediehen ist, für ihn, den in seinen Bemühungen und Hoffnungen gescheiterten armen Mann, ein niederschmetterndes: das Generalkonfistorium ist, wie aus sicherer Quelle verlautet, im Abendmahlsakt fast ganz zu der ursprünglichen livländischen Formulierung zurückgekehrt und hat in ihr den Abendmahlsakt, die ganze übrige Agende aber in der zwischen dem livländischen und dem Petersburger Subkomitee vereinbarten Fassung dem Ministerio zur Bestätigung vorge-schlagen.

Diese ministerielle Bestätigung ist nun inzwischen am 19. März 1897 wirklich erfolgt. Und zwar, wie die Nord-livländische (ehemals Neue Dörptsche) Zeitung, nach dem

St. Petersburger Sonntagsblatt, meldet, „ohne jede Abänderung“. Die Drucklegung erfolgte und die Einführung der neuen Agende, zunächst in deutscher Sprache in den deutschen Gemeinden angeordnet, und wohl auch überall durchgeführt. Gott sei Dank! — Den Dank aber der Kirche votiert der Redakteur des Sonntagsblattes dem Herrn Pastor Muethel allein, „da er den hervorragendsten Anteil an der Arbeit gehabt habe“, das Generalkonfistorium dem Pastor Muethel, dem Baron Urkül und dreien Petersburger Musikern, ohne des livländischen Komitees und der livländischen Agende mit einem Worte Erwähnung zu thun, was ein wunderlicher, wenigstens historischer Defekt sein dürfte. Schlimmer aber ist es, daß das Generalkonfistorium unsere Arbeit, die livländische Agende, mehrfach abgeändert und abgeschwächt hat, ohne uns zu fragen. Dieses Verfahren dürfte doch ein allzu väterliches d. h. stiefväterliches, über das geistige Eigentumsrecht der Stiefföhne sich hinwegsetzendes sein!

---

## X. Das reval-esthnische Gesangbuch.

---

Der § 37 des Protokolles der livländischen Provinzialsynode von 1854 lautet: „Der pernausche Sprengel erklärte sich für die Nothwendigkeit einer Revision des reval-esthnischen Gesangbuches, zu welchem Zwecke eine Kommission zu ernennen sei. Ihm stimmten die anderen reval-esthnischen Sprengel bei. Die Synode ersuchte darauf seine Magnificenz, den Generalsuperintendenten, damit die proponierte Revision in Gemeinschaft mit den Ministerien Döls und Revals (d. h. Esthlands) vorbereitet werde, in Relation mit Döls und Esthland durch die dortigen auf den Synoden versammelten Ministerien zu treten, sobald das für Livland zu diesem Behufe erwählte Komitee Sr. Magnificenz die nötige Vorlage gemacht haben werde. Die Synode beschloß die Wahl von drei Komiteemitgliedern für obigen Zweck, und wurden dazu erwählt: Propst Carlblom, Propst Willigerode und Pastor Schulz aus Pernau.“

Ich kann nicht umhin, diesen Paragraphen in extenso anzuführen, da er den Ausgangspunkt einer Angelegenheit angibt, welche soviel und solange meine ganze Energie und Arbeitskraft in Anspruch genommen hat, mir soviel Not und Herzeleid gemacht, aber auch soviel Genüge und Freude gewährt hat, wie kaum eine andere. Dieser Paragraph ist auf Maurach, eines livländischen Pastors Leben und Streben.

Jahre hinaus die einzige Notiz, welche das Protokoll von dem reval-esthnischen Gesangbuche nimmt. Das deutet auf eine übermäßige Bescheidenheit der esthnischen Amtsbrüder Livlands hin, welche sich gewissermaßen als Synodalen zweiter Klasse fühlen, und deshalb sich scheuen, die Synode mit ihren Spezialangelegenheiten zu behelligen. Erst das Protokoll vom 18. August 1859, also nach einem Intervall von 5 Jahren, enthält die nachstehende kurze Notiz über diesen Gegenstand: „Pastor Maurach, als Redakteur des umzuarbeitenden reval-esthnischen Gesangbuches, zeigt an, daß die Fests Hälfte desselben fast vollendet sei und hoffentlich noch im Laufe dieses Jahres im Druck erscheinen werde.“ Extra acta synodi war also mancherlei geschehen, denn ich tauche plötzlich als Redakteur des zu emendierenden Gesangbuches auf, obgleich ich vorher gar nicht einmal als Glied des Komitees genannt worden, und ich melde die Beendigung eines Teiles der Arbeit, obgleich von dem Beginne und Fortgange derselben früher im Protokoll gar nicht die Rede gewesen war. So wenig reichen die offiziellen Akten der Synode als Quellen für ihre Geschichtsschreibung aus. So muß ich denn diese und alle folgenden Lücken in der Geschichte der Gesangbuchsemendation aus meiner Erinnerung und meinen Notizen ergänzen, werde das aber mit aller Sorgfalt thun.

Also die 1854 von der Synode ernannte dreigliedrige Kommission sollte durch den Generalsuperintendenten mit den Ministerien Sßels und „Revals“ — soll heißen Esthlands — in Relation treten und ihm dazu die nötige Vorlage machen. Das war auch im Herbst desselben Jahres geschehen, und zwar war der beherrschende Gedanke dieser Vorlage der, daß das Gesangbuch im wesentlichen unalteriert bleiben und nur durch einen weiteren Anhang zu dem schon vorhandenen ersten vermehrt werden sollte. Diesen Beschluß

teilten die drei Komiteeglieder auf einer freien Konferenz zu Fellin uns zahlreich versammelten reval-esthnischen Pastoren Livlands mit. Sie fanden mit ihm aber wenig Beifall. Vielmehr wurde dieser Gedanke als eine halbe Maßregel, als Züchtung eines zweiten Überbeines zum schon vorhandenen ersten — den kaunid waimulikud laulud — eines orthodoxen zum herrnhutischen, nicht die Beschaffung eines einheitlichen Gesangbuches, sondern dreier disparater, nur äußerlich zusammengestellter Liederbücher — kurz, als ein gar nicht anzunehmender Vorschlag von der ganzen Konferenz zurückgewiesen. An der Debatte über diesen Gegenstand beteiligte ich mich mit dem ganzen Feuer der Jugend und inniger Überzeugung, so daß ich gewissermaßen als der Führer der Opposition hervortrat, und den ungewöhnlichen Erfolg hatte, nicht bloß die ganze Versammlung sondern auch die angegriffenen Komiteeglieder selbst, wohl die damals angesehensten Amtsbrüder reval-esthnischer Zunge, zu gewinnen. Sie traten zu kurzer, separater Beratung zusammen und erklärten dann, daß sie ihren Plan zurückzögen, und ferner, daß sie mich durch Kooptation als viertes Glied in das Komitee aufnahmen, zur Strafe dafür, „daß ich dasselbe angegriffen und überwunden habe“. Das war freilich die liebenswürdigste Strafe und ehrenvollste Anerkennung der Berechtigung meiner Opposition. So bin ich eigentlich per nefas oder wenigstens in formloserweise in das Gesangbuchkomitee gekommen: war das vielleicht ein omen oder numen für meinen einstmaligen Abgang aus demselben? Die damalige Synodalleitung verlangte aber kaum Korrektur dieser Irregularität, denn sie kümmerte sich nicht um solche Formalitäten. Aus diesem geschichtlichen Gange erwuchs mir aber, weil ich den „neuen Kurs“ angegeben hatte, nun auch die Aufgabe und Verpflichtung, diesen Kurs zu dirigieren

und überhaupt die Sache zu betreiben, namentlich aber auch in den anderen Konsistorialbezirken in dieselbe Bahn zu lenken. Dazu bot sich die erste Gelegenheit, als vier esthländische Pastoren die livländische Synode besuchten. Es gelang mir, sie für diese Idee zu gewinnen, und einen von ihnen, Hasselblatt-Karusen dazu zu bestimmen, den bezüglichen Antrag und den ihn motivierenden Vortrag für die nächste esthländische Synode zu übernehmen. Zu dieser reiste ich selbst nach Reval, um ihm zu sekundieren und die schon von der livländischen Synode als wünschens- und erstrebenswerte Gemeinschaft in der Arbeit eventuell gleich faktisch zu beginnen. Hasselblatts Vortrag war sehr geschickt und auch wirkungsvoll. Zwar gelang es natürlich nicht, alle Konservative à outrance zu gewinnen, diesen war und blieb es vielmehr ein Sakrilegium, auch nur einen Buchstaben an dem heiligen Buche, „dem teuren Erbe der Väter“, zu ändern. Aber trotz ihres Sträubens und Seufzens stimmte doch schließlich die Majorität auf der esthländischen Synode im Prinzip für eine Revision des Gesangbuches, wobei freilich der Grad und Umfang einer solchen unbestimmt blieb, und für Wahl eines Komitees zu diesem Zwecke, welches in Gemeinschaft mit dem entsprechenden livländischen arbeiten sollte, trotz aller Ach's und Weh's der alten urkonservativen Herren. Aber schon damals wurde der für die Praxis bedeutsame Fehler begangen, daß die beiden Landschaften sich nicht über eine gleiche Zahl von Komiteegliedern einigte. So kam es denn, daß, nachdem wir auf meinen Vorschlag einen Livländer, ganz aus eigenem Antriebe, Karl Knüpper-Klein-Marien, der uns als Gast auf unserer Synode als hervorragende Persönlichkeit und liebenswürdiger Charakter lieb geworden war, unsererseits kooptiert hatten, und nachdem Schulz als Generalsuperintendent nach Esthland herübergewandert war, sechs esth-

ländische Komiteeglieder dreien livländischen gegenüberstanden. Die Mißlichkeit dieser großen Zahl zeigte sich gleich auf der ersten gemeinsamen Sitzung, und die Unzuträglichkeit der verschiedenen Verteilung auch gleich darauf. Auf jener ersten Sitzung gingen wir ohne Leitung, ohne Vorbereitung, ohne festen Plan sogleich frisch mit Nr. 1, „Wie soll ich dich empfangen“ — an, um uns allmählich in die Arbeit hinein, und, wenns Glück gut war, auch endlich durch sie hindurch zu bohren. Aber, o weh! Sofort waren die Grammatiker und Sprachkenner *κατ' ἐξοχήν* in wütende Debatten geraten über sprachliche, grammatische, dialektische und eheu! — auch orthographische Streitfragen, die Ästhetiker über Reim und Alliteration, Auswahl und Anordnung; 7 bis 8 Stunden lang hatte man heiß und wacker gekämpft, und das Resultat war: 5 Strophen dieser Nr. 1 hatte man glücklich absolviert! Das war die Frucht 8stündiger Arbeit von 9 Männern! Allgemeine Depression und Ratlosigkeit! Abends beim Zubettgehen hörte man hin und her die fragenden Stoßseufzer: „So geht es nicht! Was soll werden?“ Aber keine Antwort. Und die mußte doch gefunden oder die Arbeit aufgegeben werden. Ich meinerseits sinnierte und grübelte auch die halbe Nacht und fand dann endlich eine Antwort, welche wenigstens einige Aussicht auf einen Ausweg gewährte. Es kam darauf an, 1. die Arbeit zu organisieren, 2. die übergroße Zahl der Mitarbeiter auf ein richtiges Maß zu reduzieren, 3. die unfruchtbaren mündlichen Debatten im Plenum möglichst abzuschneiden und durch sorgfältige, stille Vorarbeit zu ersetzen, 4. die Parität zwischen den beiden Provinzen zu wahren, resp. wieder herzustellen. Ich machte daher am anderen Morgen folgende Vorschläge: 1. ein dazu Erwählter trifft die Auswahl der aufzunehmenden Lieder, 2. in der Anordnung schließen wir uns dem dörrpt-esthniischen

Gesangbuche an, 3. die Summe der Lieder wird successive, gruppenweise immer von je zweien, einem Tiroländer und einem Esthländer, gemeinsam bearbeitet, und zirkuliert dann bei den anderen Komiteegliedern. Diese zwei Arbeiter haben die bisher fehlenden Lieder neu zu bearbeiten, die alten, wo sie dogmatisch oder sprachlich falsch sind, zu corrigieren, 5. zu Bildung eines Kollegiums, das durch Abstimmung zum Abschluß kommen kann, einigen sich die beiden Arbeiter über ein drittes, gewissermaßen schiedsrichterliches Mitglied. Diese Vorschläge wurden insgesamt angenommen, die Auswahl der Lieder, ein Zeichen fast übermäßigen Vertrauens in meinen Takt und Geschmac, wurde mir übertragen, zunächst die Bearbeitung der Festlieder, welche wie im dörrpt-esthnischen, von Christiani bearbeiteten Gesangbuche an der Spitze stehen sollten, beschloffen und in folgender Weise verteilt: den Weihnachtszyklus übernahm ich und Ferdinand Hörschelmann-Koisch, den Osterszyklus Schulz-Bernau und Hasselblatt-Karusen, den Pfingstzyklus Willigerode-Dorpat und Grohmann-Turgel. So führte diese erste Sitzung, die anfänglich ganz fruchtlos verlaufen zu wollen schien, doch zu wichtigen, organisierenden Resultaten. Die Auswahl hatte ich in aller Stille eigentlich schon getroffen, und konnte daher ohne Verzug meine Liste in Zirkulation setzen. Und da ergab sich denn das mich selbst angenehm überraschende Resultat, daß meine Auswahl fast einstimmig angenommen und nur hin und wieder unbedeutend erweitert wurde. Dieselbe Erfahrung machte ich im späteren gemeinsamen Komitee. Ohne Verzug machte ich mich dann an die Bearbeitung der Lieder des Weihnachtszyklus. Mit den alten Liedern verfuhr ich grundsätzlich, nach meiner Überzeugung sehr schonend, die neuzuübersetzenden machten mir anfänglich sehr viel Mühe, denn ich hatte bisher überhaupt nur ein esthnisches Lied zu stande gebracht. Ich tüftelte

tagelang an einem einzelnen Liede. Aber schließlich gelang es doch und bald merkte ich, daß ich Fortschritte machte, so daß ich später unter Umständen bis drei Nummern an einem Tage zu stande brachte. So vollendete ich denn auch meinen Weihnachtscyklus in nicht gar zu langer Zeit. Ich vollendete, kam und muß ich sagen, denn mein Zwillingemitarbeiter erklärte mir, er bringe nichts zu stande, ich möge ohne ihn arbeiten, was mich um so mehr überraschte, als die Glieder der Hürschelmannschen Familie sonst alle mehr oder weniger für poetisch-musikalisch beanlagt galten und es auch waren. So kam denn gleich die erste Sitzung eines verengerten Komitees nicht programmäßig zu stande: statt des esthländischen Komiteegliedes, das dem Programm gemäß produktiv arbeiten sollte, trat ein anderer Esthländer, der sich von vorn herein für produktionsunfähig erklärte, Propst Gebhardt-St. Johannis, der Vater des berühmten Historienmalers, ein. Wir beide wählten uns zum Obmann Karl Knüpfner-Klein-St. Marien. Nach unserem Zusammentritt debattierten wir zunächst über einige Vorfragen, so namentlich über die poetische Form des Kirchenliedes, ob als solche der Reim bleiben oder die Alliteration eintreten oder das Silbenmaß hinreichen solle. Zu letzterem war Gebhardt, übrigens ein liebenswürdiger, freundlicher alter Herr, geneigt, und von einer souveränen Verachtung des Reimes erfüllt, welchen er für etwas dem Genius der esthnischen Sprache Widersprechendes erklärte, wogegen ich ihm u. a. zwei sehr verschiedenen Gebieten entnommene Gegenbeispiele anführte. Einerseits das unleugbare historische Faktum, daß das Kirchenlied in den verschiedensten Idiomen immer den Reim zur Form der poetisch gebundenen Rede gewählt habe, so im Lateinischen der mittelalterlichen Kirche statt des Hexameters oder anderer klassischen Metren, so im Deutschen statt der auch ihm wie

dem esthnischen ursprünglich eignenden Alliteration. Andererseits die ebenso kaum bestrittene Thatsache, daß der Reim auch dem esthnischen Volke geläufig und lieb geworden sei. Dafür konnte ich einen Vers, den ich auf eben dieser Reise an die Thür eines Kruges mit Kreide angeschrieben gefunden hatte, anführen:

Kes ei salli  
Körtfi tralli,  
Rufik selga  
Ukfest wälja!

Deutsch etwa: Wer den Krug nicht leidet,  
Seinen Spasß uns neidet:  
Püffe in den Nacken,  
Mag hinaus sich packen!

Dies argumentum ad hominem, wenn auch als Scherz vorgebracht und aufgenommen, demonstrierte doch meinen Satz schlagend, und wir einigten uns dahin: der Reim bleibt, kann aber nach Kräften und Anlagen, auch nach der Natur des Liedes, durch die Alliteration bereichert und gestützt werden, darf aber den Sinn und das Verständnis nicht beeinträchtigen. Auch über andere prinzipielle Fragen einigten wir uns leicht, sowie auch ferner meine neuen Uebersetzungen oder Bearbeitungen meist mit Beifall aufgenommen und auch zum Abschluß gebracht wurden. Denn die an dem einen Tage beanstandeten oder getadelten Strophen arbeitete ich zum anderen Tage um, indem ich dazu um 4 oder 5 Uhr früh aufstand, obgleich wir bisweilen bis 10 Uhr abends gemeinsam gearbeitet hatten. Also bisher arbeitete die von mir entworfene Maschine noch ganz gut.

Aber nun gingen wir an die alten Lieder. Und da klappte uns der Dissenfus halb unleugbar und unüberbrückbar entgegen. Unabänderliche Losung und Parole meiner beiden,

lieben esthländischen Kollegen war: „Es bleibe beim Alten!“ — selbst in den im ganzen recht seltenen Fällen, in welchem ich im Interesse eines besseren Sinnes, größerer Klarheit, richtigerer Sprache meist nur leichte Änderungen, ausnahmsweise auch wohl Umdichtungen einzelner Strophen vorschlug. Und da sie eben immer zwei gegen einen waren, wurde ich regelmäßig überstimmt. Ein paar Tage lang ließ ich das geduldig so hingehen. Aber dann wurde es mir klar, und ich erklärte es meinen Kollegen, daß es so nicht fortgehen dürfe, weil das jedenfalls gegen die Intentionen der Mehrheit der livländischen Synode sein würde, da sie ein homogenes, nicht aus zwei ganz disparaten Elementen, einem alten und einem neuen, zusammengeschweißtes Gesangbuch wünsche. Auf diesem Wege aber könne nur, so behauptete ich, ein solches zu stande kommen, da meine livländischen Kollegen so überbürdete Männer und so klein an Zahl seien, daß sie nie oder fast nie Obmänner würden sein können. Daher der esthländische Ultrakonservatismus stets in der Majorität, zwei gegen eins sein würde, und unsere reformfreundliche Richtung gar nicht zur Perzeption käme. Der von mir selbst in Ermangelung eines besseren proponierte Organismus habe sich also nicht bewährt, müsse mithin entweder von uns selbst oder von den Synoden durch einen besseren ersetzt werden. Zu dieser besseren Organisation gehört unter anderem unbedingt, daß wir einen Mann unter der Bezeichnung „Redakteur“ oder „Präsident“ an unsere Spitze stellen, welcher die ganze Arbeit zu leiten und auch größere Befugnisse zu erhalten habe, denn ein Kumpf ohne Kopf ist eben ein cadaver oder truncus. Meine beiden lieben Kollegen waren, namentlich im Beginn meiner Auseinandersetzung, ziemlich erschreckt oder doch betreten. Der eine von ihnen, Knüppfer, ein hervorragend klarer Kopf und dabei ein loyaler Charakter, erwiderte:

„Wenn ich mich an die beiden Synoden wendete, werde die livländische mir zustimmen, die Fortsetzung der Arbeit in meinem Sinne beschließen, und dann würden die Livländer sie auch leisten und sie in nicht gar zu langer Zeit durchführen, davon sei er überzeugt. Die esthländische Synode aber werde, bei der Beschaffenheit ihrer Majorität, davon sei er ebenso überzeugt, krampfhaft an dem alten, ganz unverändert zu erhaltenden Gesangbuche trotz seiner Elendigkeit, bleiben und nichts thun.<sup>1)</sup> Dann gingen aber die beiden Provinzen auseinander. Und wenn die Livländer ihr Buch fertig gemacht hätten, so würde Esthland sich entweder die livländische Arbeit zu nutze machen und das Buch acceptieren, oder, was bei Beschaffenheit der Majorität das Wahrscheinlichere wäre, es verwerfen, und dann hätte und behielte das ohnehin kleine Volk reval-esthnischen Idioms zwei verschiedene Gesangbücher. Das müsse nach seiner innigen Überzeugung durchaus vermieden werden, und dazu scheine ihm auch meine Idee, dem Komitee in einem Manne eine leitende einheitliche Spitze und diesem erweiterte Befugnisse zu geben, durchaus geeignet. Namentlich müßte dieser, etwa Redakteur zu benennende, Mann in Bezug auf die alten Lieder die letzte entscheidende Stimme haben, natürlich unter Beachtung der Vota der übrigen Komiteeglieder.“ — So lautete etwa Knüppfers Botum, welchem auch Gebhardt zustimmte. Ich konstatierte darauf hin unsere Übereinstimmung im Prinzip, nun komme es aber darauf an, daß wir auch in der Personenfrage uns einigten, und fragte, an wen sie etwa als Redakteur dächten. „Natürlich an Dich,“ entgegnete Knüppfer, „wenn Du diese gewaltige Arbeit übernehmen willst.“ Um

---

<sup>1)</sup> Fast prophetisch gesprochen! Aber auch die livländische Synode zu günstig beurteilt.

der so überaus wichtigen und mir am Herzen liegenden Sache willen, lautete meine Antwort: „Ja! Aber freilich nur unter der Bedingung, daß alle Komiteeglieder beider Provinzen mich einstimmig wählen!“ Und die faktische Antwort meiner Kollegen war die, daß sie mir insgesamt schriftlich ihre Stimme zum leitenden Redakteur des Gesangbuchkomitees gaben. Ich fand also damals, als ganz junger Mann, als ich auf hymnologischem Gebiete noch gar nichts geleistet hatte, und allenfalls anfing, leistungsfähig zu werden, mehr Vertrauen, als in meinem Alter, nachdem unter meiner Leitung das Gesangbuch zu dreien Malen umgearbeitet und doch wohl successive immer verbessert worden war, und über anderthalbhundert von mir übersetzte Lieder aufgenommen hatte: es ist das wohl ein psychologisch merkwürdiges Faktum, das durch den ferneren Verlauf der Angelegenheit noch näher beleuchtet werden wird. Nachdem ich so als Redakteur an die Spitze der Arbeit gestellt worden war, bemühte ich mich mit allem Fleiß und aller Energie, sie in Fluß zu bringen und im Fluße zu erhalten, was nicht leicht war, denn immer wieder, bald hier bald dorten, allerorten, traten Stockungen ein, welche durch mahnende Anfragen und freundliche Bitten überwunden werden mußten. Für Bearbeitung der neuen Lieder suchte ich allüberall nach neuen helfenden Kräften: wo ich nur von einem dichterischen Talente Kunde bekam, oder selbst ein im Verborgenen blühendes poetisches Weischen entdeckte, bat ich freundlich und dringend um Mitarbeit, erhielt aber oft gar keine, bisweilen eine höflich-, manchmal aber auch eine grob ablehnende Antwort. Es gelang mir nur drei Hilfsarbeiter außer den drei produktiv arbeitenden Komiteegliedern zu gewinnen: die Pastoren Hörjhelmann zu Fellin, den späteren Professor, Meyer-Carolan, später in Tewe, und den Armen-schullehrer Kentmann in Reval. Sie lieferten aber auch

immer nur einzelne Lieder in bescheidener Anzahl, welche für das Bedürfnis noch lange nicht ausreichten. Was blieb mir anders übrig, als selbst vor den Riß zu treten, wenn ich nicht die ganze Arbeit stocken, oder so und so viele, vielleicht der schönsten deutschen Lieder, ausfallen lassen wollte? So ist es gekommen, daß weitaus der größere Teil der neu aufzunehmenden Lieder, 161 an Zahl — von mir übersezt worden sind. Es war nicht Schriftstellerkizel, obgleich mir die Bearbeitung unserer schönen Kirchenlieder für das Eithenvolk je länger desto mehr Freude machte, auch nicht Eitelkeit, denn meine Auctorität ist ja bis auf den heutigen Tag Pastoren wie Gemeinden unbekannt geblieben, namentlich ihr Umfang, sondern die dringende und zwingende Notwendigkeit, die bittere Not. Die alten Lieder wurden mit äußerster Zartheit angefaßt: nur eine sehr kleine Zahl wirklich unerträglicher, süßlicher, sentimental, oft auch wirklich sinnloser, herrnhutischer Lieder wurde ausgeschlossen. Konnte man, durfte man in einem lutherischen, kirchlichen Gesangbuche Lieder dulden, wie z. B. Nr. 345: *Sinu armu rindus magama etc.* in wörtlicher, prosaischer Übersezung: An der Brust der Gnaden schlafen, und dennoch immer hungern, das kann nicht angehen; wenn du aber nachlässig bist und nicht ordentlich saugen willst: sieh! dann gedeihst du nicht! Deines Jesu Brüste fließen und treiben Gnade heraus, deinen Glaubensmund erwartet er: er füllt ihn gewiß, und säugt dich reichlich; die Gnade hilft, wenn der Glaube hofft *ic. ic.* Wahrhaft ekelhaft! Oder Nr. 266 B. 8: *Surma elu elage, Wasikad, mailma tallis etc.* wörtlich übersezt: Ein Todesleben lebt ihr Kälber im Stalle der Welt! Macht nur was ihr wollt: uns ist ein anderes Leben teuer: unser eigenes Leben verlieren wir, hierher sterbend erlangen wir Leben. — Man wandelt hier fast auf messerschneidenscharfer Grenze

zwischen Unsinn und Widersinn. Oder endlich Nr. 213 das berühmte Pörgu laul, Höllelied, in welchem die Höllequalen aufs genaueste und ausführlichste, meist nach freier Phantasie, geschildert werden. 3. B. B. 10. Diejenigen, welche Tage und Nächte hindurch saufen und pauken und prassen und Gottes spotten, die prügeln sich dort einander, reißen sich mit den Zähnen und nagen sich wie Hunde. Und B. 16 und 17: All dein Gebein und dein Fleisch ist schwarz, schlecht und verfault und stinkt greulich, ein schlechter Geschmack, Galle und Bitterkeit ersticken dich schrecklich. Wohl reißen dich die Teufel und werfen dich von einem Platz zum andern, wohl röstet das Feuer deine Sehnen, Knochen und Fleisch, und des Bösen Grimm reißt alles auseinander. — Doch ich denke, diese Proben werden genügen! Und doch gibt es nicht bloß herrnhutische Gemeindeglieder in einigen entlegenen Waldwinkeln — sondern incredibile dictu! — auch noch sogar Pastoren, welche dieses Höllelied dem Gesangbuche erhalten resp. wieder hergestellt wissen wollen! Der weitaus größte Teil der alten, auch der pietistisch=herrnhutischen Lieder wurde also, wie gesagt, beibehalten und auch nur in den dringendsten Fällen mit äußerster Schonung corrigiert, so daß die Verehrer des Alten, Hergebrachten wohl eigentlich keinen Grund zur Unzufriedenheit, wenigstens nach meiner Meinung, hatten.

So konnte ich der Synode von 1859 anzeigen, daß die Festschäfte des Gesangbuches fast vollendet sei, und hoffentlich noch im Laufe dieses Jahres im Druck erscheinen werde — und auf der Synode von 1863, daß die ganze Arbeit beendigt sei, und das Komitee beschlossen habe, das Buch nach erlangter Erlaubnis zu kirchlicher Benutzung als private Arbeit drucken zu lassen, damit es sich selbst in seiner Brauchbarkeit bewähren und Bahn brechen möge. Das geschah denn

auch, und 1864 erschien in Dorpat bei Karow das Eesti Marahwa Uus Laulo-Ramat, des Esthenvolkes neues Gesangbuch, kurzweg auch „das Maurach'sche“ Gesangbuch genannt. Es wurde wohlwollend aufgenommen, „ging gut“ und wurde in einigen Gemeinden, z. B. in der oberpahlen'schen, ohne irgend welchen Widerspruch in kirchlichen Gebrauch genommen und massenhaft gekauft. So schien die Sache auf gutem Wege und in bestem Gange: das gemeinsame Komitee hatte gemeinsam ein Buch ausgearbeitet, dasselbe wurde von den Gemeinden willig aufgenommen und sein Gebrauch obrigkeitlich gestattet. Aber es kam doch sehr anders. Auf der esthländischen Synode hatten die Laudatores aevi peracti die Majorität und setzten (cf. § 17) den Beschluß durch, „es solle die alte Nummerierung bleiben, ein Anhang von sachgemäß geordneten neuen Liedern hinzugefügt, und mit dem Drucke, behufs nochmaliger gründlicher Revision, wobei Konfistorialrat Gebhardt völlig freie Hand habe, auszuscheiden und neu aufzunehmen — nicht geeilt werden“. — Die livländische Synode von 1867 beauftragte dagegen im § 33 ihre Komiteemitglieder, „dieses Gesangbuch, wie gehörig, zum Drucke zu bringen, in der sichern Überzeugung, daß die beiden Schwesterprovinzen nach nunmehr vollendeter Arbeit keinem anderen leitenden Grundgedanken folgen werden, als dem, dem Bedürfnisse und geistlichen Wohle der Gemeinden zu genügen und hierin den Einigungspunkt ihres „Handelns“ zu finden“. — Das war schön gesagt, wenn auch nicht mit wenig Worten und hatte etwa den Sinn: „Ihr livländischen Komiteeglieder seht zu, wie ihr ein Kompromiß mit euren esthländischen Kollegen zu stande bringt, aber schafft ein neues gemeinsames Gesangbuch und zwar bald!“ — Das war aber nicht leicht, zumal durch Neuwahlen ein anderer, Livland und der Erneuerung des

Gesangbuches feindlicher, Geist unter die esthländischen Komiteeglieder gekommen war. Das wurde mir in den stark erregten Debatten auf der nächsten Komiteesitzung klar, und ich sah keinen anderen Ausweg zu alsbaldiger Erreichung eines neuen, einheitlichen Gesangbuches und zugleich Erhaltung der Gemeinschaft mit der „Schwesterprovinz“, als folgenden, den ich in einer improvisierten Separatsitzung mit meinen livländischen Kollegen, damals F. Hörschelmann-Fellin und E. Sokolowski-Fennern, diesen machte, und welchem sie zustimmten: 1. Die alten Lieder bleiben insgesamt, und zwar 2. in der Form, welche ihnen die Esthländer durch ein von ihnen allein zu wählendes esthländisches Komiteeglied geben wird (d. h. also fast völlig ungebessert). 3. Die neuen, 1864 aufgenommenen Lieder bleiben aber auch. 4. Das so zusammengesetzte Gesangbuch behält die Anordnung des 1864 herausgegebenen und wird 5. ohne Vorzug als ein Livland und Esthland gemeinsamer Besitz gedruckt. Ich glaube wohl sagen zu dürfen, daß es ein Akt nicht geringer Selbstverleugnung war, daß gerade ich diese Propositionen stellte, denn ich warf damit mit einem Schlage meine ganze nicht geringe Arbeit an den alten Liedern hin, verzichtete auf jede wesentliche Besserung derselben und überwand meinen dogmatischen, ästhetischen und fast physischen Ekel, welchen ich vor manchen von ihnen empfand. Und das alles, um doch eine, wenn auch mangelhafte, Revision des Gesangbuches zu erreichen, und dabei die Einheit mit Esthland zu wahren. Es gelang mir zuerst, wie gesagt, meine livländischen Kollegen für meine Vorschläge zu gewinnen, und dann vereint mit ihnen auch die Zustimmung der esthländischen zu erreichen. So kam das 1869 in Neval erschienene Gesangbuch zu stande. Dasselbe brach sich in fast allen livländischen Gemeinden, mit einer einzigen Ausnahme, soviel ich weiß, Bahn, und auch in den meisten esthländischen, und

wird ja bis auf den heutigen Tag noch gebraucht, so sehr auch seine Mängel von manchem, z. B. von mir von Anfang an, jetzt aber wohl von allen erkannt und gefühlt werden. Daß mir diese Mängel klar bewußt waren und von mir aufs lebhafteste empfunden wurden, ist ja begreiflich, da sie meinen ursprünglichen Ideen zuwider liefen, und meiner Arbeit durch das Übergewicht der konservativen esthländischen Herren obtrudiert waren.

Ich war und blieb aber entschlossen zu einem nochmaligen, zu gelegener Zeit zu unternehmenden Versuche einer in ihren Prinzipien klaren und konsequent durchzuführenden Emendation dieses mit mir verwachsenen Buches. Aber ebenso klar war es mir auch, daß die Sache Zeit zum Reifen haben und eine jüngere Generation heranwachsen mußte, um sie richtig würdigen zu können. Also mußte man jahre-, vielleicht jahrzehnte lang warten. Überdies war ich in den folgenden Jahren, abgesehen von der regelmäßigen, naturgemäß immer wachsenden, pastoralen Arbeit auch durch manche Extraarbeiten in Anspruch genommen: durch Abfassung meines Spruchbuches, meiner biblischen Geschichte, meiner Mitarbeit an dem deutschen Gesangbuche, an der Agende in deutscher und esthnischer Sprache, an der Gründung einer Anzahl von gemeinnützigen Kassen. Aber das Ziel einer fundamentalen und konsequenten Emendation des reval-esthnischen Gesangbuches verlor ich nicht aus dem Auge und nicht aus dem Sinne. Endlich schien mir die Zeit für eine solche gekommen, die Idee und die Generation genügend für einander gereift zu sein. Überdies hatte ich bereits das 62. Lebensjahr erreicht, durfte also nicht lange mehr zögern, wenn ich noch mitarbeiten wollte. Nachdem ich mich also mit den betreffenden drei livländischen Sprengeln durch Besuchen ihrer Sprengelsynoden oder Konferenzen in

persönlichen Konnex gesetzt und die Stimmung meist günstig gefunden hatte, hielt ich auf der livländischen Provinzialsynode von 1887 den grundlegenden Vortrag. Derselbe schlug auch durch, es wurde auf meinen Vorschlag ein nur dreigliedriges Komitee, bestehend aus mir als Präses, Eisen-schmidt-Dorpat und Holst-Mudern gewählt und als leitende Hauptpunkte für dasselbe aufgestellt:

1. Eine neue Bearbeitung des reval-esthnischen Gesangbuches.
2. Ausscheidung der ganz untauglichen Lieder.
3. Aufnahme neuer guter Lieder.
4. Korrektur der vorhandenen Lieder, nicht bloß in dogmatischer und sprachlicher Beziehung (wie bisher), sondern auch in ästhetischer und poetischer Hinsicht. Außerdem wurde noch eine ganze Reihe von spezielleren Bestimmungen getroffen und dem Komitee aufgetragen, mit Esthland, das auch schon seinerseits ein Komitee gewählt hatte, und mit Dösel in Relation zu treten.

In Erfüllung dieses Auftrages schrieb ich eine gemeinsame Sitzung nach Reval im Juni 1889 aus. Dösel verzichtete wegen zu großer Entfernung auf persönliche Teilnahme, aus Livland waren alle Komiteeglieder, aus Esthland nicht bloß diese, sondern auch der esthländische Generalsuperintendent und der als esthnischer Dichter bekannte Propst Malm als Gäste erschienen. Ich machte folgende Vorschläge: 1. Das zu bildende gemeinsame Komitee auf vier Glieder zu reduzieren, weil ein achtgliederiges Komitee ein zu schwerfälliger Arbeitsapparat sei. 2. Den Dr. Hurt-St. Petersburg, den anerkannt autoritativen Kenner der esthnischen Sprache, um die letzte Durchsicht des herzustellenden Buches in sprachlicher Beziehung zu bitten, um die sonst vorauszu sehenden, Maura ch, eines livländischen Pastors Leben und Streben. 16

aber nicht abzusehenden sprachlichen Streitigkeiten durch seine Autorität abzuschneiden. 3. Malm um seine Mitarbeit als Glied der Kommission zu bitten. Auf meine Vorschläge sub. 1 und 2 ging die Versammlung ein, indem Eijensmidt und Gebhardt jun. als Komiteeglieder ausschieden, und Hurt um seine Mitarbeit gebeten werden sollte. Malm aber erklärte, als Komiteeglied nicht arbeiten zu können, aber die inhaltliche Schlußredaktion wolle er übernehmen; das Komitee solle ihm das Material liefern, und er wolle diesem dann die Schlußfassung geben. Von mir im Namen der livländischen Synode befragt, in welcher Weise er denn diese Befugnis, wenn sie ihm erteilt werde, ausüben wolle, wie er z. B. die alten Lieder zu behandeln gedenke, antwortete er, er wolle sie noch weniger forrigieren, als es 1869 geschehen, und versprach womöglich bis zum Herbst desselben Jahres eine Anzahl abschließlich bearbeiteter Lieder als Probe seiner Behandlungsweise vorzulegen, welche Erklärungen ich meiner Synode zu übermitteln übernahm. Ferner reservierte ich der livländischen Synode das gleiche Eigentumsrecht an dem herzustellenden Buche, wie der esthländischen und machte endlich die auf der livländischen Synode von 1887 festgestellten, oben angegebenen Hauptpunkte den Esthländern bekannt. Der livländischen Synode teilte ich denn also auf ihre Aufforderung im Jahre 1889 mit, daß Propst Malm zwar die Mitarbeit im Komitee ablehne, die inhaltliche Schlußredaktion aber übernehmen, mithin also die Arbeit ganz selbständig nach eigenem Ermessen machen, und namentlich die alten Lieder so ziemlich intakt lassen wolle. Daraufhin erklärte die livländische Synode im September 1889, daß sie sich an die präponderierende Stellung, welche bisher dem Propst Malm zugedacht war, nicht mehr gebunden erachten könne. In diesem Beschlusse konnte sie durch die 1894 von Malm nachträglich heraus-

gegebenen 100 waimuliku laulu (100 geistliche Lieder) nur bestärkt werden. Inzwischen aber trat das viergliedrige gemeinsame Komitee, bestehend aus den Esthländern Mookwik-Kreuz und Kentmann jun.-Goldbeck, den Livländern Holst-Mudern und mir, den es zu seinem Präses erwählte, im Februar 1890 zu seiner ersten, und im Juli ej. a. zu seiner zweiten Sitzung in meinem Hause zusammen. In Grundlage der 1887 von der livländischen Synode festgestellten, oben mitgetheilten Hauptpunkte, begann und führte sie ihre Arbeit fort. Und zwar mit so gutem Erfolge, daß sie die ca. 100 Lieder des Weihnachts- und Osterscyklus in diesen zwei Sessionen absolvierte. Ich kann uns auch das Zeugnis geben, daß wir in brüderlicher, ungetrübter Einmütigkeit, mit Freudigkeit und gutem Erfolge zusammen arbeiteten, und mit gutem Grunde hoffen durften, die ganze Arbeit in ein paar Jahren zu vollenden und so zu dem gewünschten Ziele, einem beiden Provinzen gemeinsamen, guten reval-esthniischen Gesangbuche zu gelangen. Da traf uns Livländer denn höchst überraschend die Mitteilung des esthländischen Generalsuperintendenten, welche uns im August 1891 aus seinem Schreiben auf der Synode vorgelesen wurde, des Inhaltes, daß „die beiden esthländischen Glieder aus dem Komitee ausgetreten seien, die Synode aber keine neuen Kräfte gefunden habe, die bereit gewesen wären, im Komitee mitzuarbeiten, und daß daher die ganze Arbeit dem Herrn Propst Malin allein übertragen worden sei, und daß die livländische Synode aufgefordert werde, sich mit diesen Änderungen einverstanden zu erklären“. — Die esthländische Synode erklärte sich also für außer stande, die zugesagte Mitarbeit aus Mangel an geeigneten oder willigen Kräften zu leisten, und forderte die livländische Synode kurzweg auf, ihrem am 10. September 1889 gefaßten und erklärten Beschluß zuwider, die ganze

Arbeit dem Propste Malm allein auch ihrerseits zu übertragen. Das war doch in der That eine starke Zumutung. Die livländische Synode beschloß darum und dagegen, nach eingehender Diskussion im August 1891:

1. „Die Emendation des reval-esthnischen Gesangbuches zunächst auch ohne die Hilfe Esthlands nach den früher mit Esthland vereinbarten Grundsätzen rüstig fortzusetzen;

2. wählte die Synode, da sie sich durch den Ausfall der esthländischen Komiteeglieder hierzu gezwungen sah, zwei neue Glieder in das Komitee, und vermehrte dasselbe noch durch die Wahl eines Gliedes aus Djel, welches letztere als neuer Sprengel in den Bestand der Synode eingetreten war. Bei Anwesenheit von vier Gliedern soll das Komitee beschlußfähig sein. Gewählt wurden die Pastoren Mickwitz-Billißter, Lipp-Nüggen und Ederberg-Carmel und 1892 Bidder-Lais in R. Holsts Stelle zu meinen Mitarbeitern;

3. beschloß die Synode, Pastor Dr. Hurt zu bitten, sich auch jetzt nicht von der Superrevision des zu emendierenden Gesangbuches zurückzuziehen. Sollte aber Pastor Dr. Hurt zum Bedauern der Synode die Arbeit nicht mehr übernehmen können, so erklären sich die Synodalen bereit, einem von ihm zu proponierenden Stellvertreter diese Arbeit anzuvertrauen.“

Auf Grund dieses Synodalbeschlusses griff nun das, wie oben bemerkt, verstärkte livländische Komitee, nachdem Hurt als seinen ihm ebenbürtigen Stellvertreter, als entscheidende Autorität auf sprachlichem Gebiete, den Pastor Bergmann-Paistel empfohlen hatte, und nachdem von mir die später vom Komitee geprüfte und gebilligte Auswahl der aufzunehmenden Lieder getroffen worden war, das Werk mit frischem, freudigem Eifer und rüstiger Arbeitskraft an. Die im Gesangbuche von 1869 schon vorhandenen Lieder zirkul-

lierten in bestimmten, nicht allzu großen Partien zuerst bei den Komiteegliedern, dann bei den Kritikern, d. h. jenen Pastoren, welche sich zu kritischer Mitarbeit freiwillig erboten hatten. Diese, deren Anzahl bis auf 14 stieg, fixierten ein jeder seine Ausstellungen, Wünsche und Vorschläge schriftlich. Dieses kritische Material lief bei mir, als dem Präses, zusammen, wurde von mir geordnet, resümiert und dem Komitee auf seiner nächsten Sitzung vorgelegt. Von diesem wurde dann nach mündlicher Besprechung und Beratung das Resultat der zwölf- und mehrfachen kritischen Bearbeitungen gezogen und schriftlich fixiert. Für die neuaufzunehmenden, von mir vorgeschlagenen und vom Komitee acceptierten deutschen Lieder forderte ich Bearbeiter auf, oder empfing auch die spontan gelieferten Bearbeitungen, um auch diese Neubearbeitungen wiederum dem Komitee vorzulegen. Und da muß ich denn der jetzigen Generation das Zeugnis geben, daß sie viel williger und freudiger zu dieser Arbeit sich erwies, als die vorhergehende. Während ich für das im Jahre 1869 erschienene Buch, außer den vier produktiven Komiteegliedern, wie früher angeführt, nur drei Hilfsarbeiter zu gewinnen vermochte, so bekam ich bei dieser neuen Bearbeitung und abermaligen Bereicherung von keinem der aufgeforderten Hilfsarbeiter, buchstäblich von keinem einzigen, einen Korb, vielmehr folgten sie alle willig meiner Aufforderung und Bitte. So litten wir durchaus keinen Mangel an frischem Material. Es lagen vielmehr für manche, entweder besonders schwierige oder besonders schöne und darum vorzugsweise beliebte Lieder bis zu 5 selbständigen Bearbeitungen dem Komitee zur Auswahl vor. Es lieferten zu dieser Neubearbeitung des Gesangbuches Beiträge 13 Pastoren, 5 Laien und sogar 2 Frauen. Es darf also wohl gesagt werden, daß die ganze lutherische Kirche reval-esthniischer Zunge nicht bloß zur Mitarbeit aufgefordert wurde, teils

durch an die Gesamtheit gerichtete, teils durch spezielle Aufforderung, sondern auch faktisch, teils kritisch, teils produktiv mitarbeitete. Von einigen Seiten kamen freilich auch poetische Produkte ans Licht, welche wir nicht brauchen konnten, und auch unsere besten Mitarbeiter, sowie auch Komiteeglieder selbst, mußten es sich gefallen lassen, und ließen es sich gefallen, daß manche, ja sogar viele Lieder von ihnen, die ihnen eben weniger gut geraten waren, auch nicht aufgenommen wurden. So arbeitete das Komitee rüstig und freudig fort und beendete seine Arbeit im Juni 1894, und ich konnte daher auf der Synode von 1894 mitteilen, daß das revidierte Gesangbuch, 595 Nummern enthaltend, fertig vorliege, daß aber das Komitee eine nochmalige Superrevision, nicht nur der Sprache, sondern auch dem Inhalte nach, vorzunehmen beschlossen habe. Der Präses synodi sprach dann dem Komitee, insonderheit mir als dessen Präses, den üblichen „wärmsten Dank für die große und schwere Arbeit, die nun zu Ende gebracht sei“, aus, beschloß den Druck der fertiggestellten livländischen Arbeit in 500 Exemplaren auf Kosten der Synode, um sie aller Welt, insbesondere auch den esthländischen Amtsbrüdern zur Kenntnismahme und Beurteilung zugänglich zu machen, und forderte die esthländische Synode auf, positive Vorschläge in betreff des neuen Gesangbuches zu machen und zu verlautbaren. Der livländische Generalsuperintendent fühlte sich aber überdies gedrungen, die esthländische Synode von 1885 zu besuchen und dieselbe spontan, von sich aus, dringend und in beweglichen Worten um ihre Beihilfe bei der (schon geleisteten) Arbeit zu bitten. Diese ließ sich denn auch erbitten, und erwählte eine Kommission und zwar von nicht weniger als 8 Gliedern, und diese Kommission ließ dann ihre positiven Vorschläge im August ej. a. dem livländischen Komitee durch die Generalsuperintendenten zugehen.

Da diese Vorschläge aber die bereits fertig vorliegende Arbeit ignorierten, uns Livländern vielmehr zumuteten, die Arbeit wiederum ganz von vorne zu beginnen, und zwar nach einem ganz neuen, von ihr vorgeschriebenen Arbeitsschema, so erklärte das livländische Komitee sie für unannehmbar. Die livländische Synode aber unterließ es nicht, 1. die entgegenkommenden (freilich durch die dringenden Bitten des livländischen Generalsuperintendenten provozierten) Schritte der esthländischen Synode mit Freuden zu begrüßen, verschob aber 2. eine bestimmt formulierte Antwort aufs nächste Jahr, da diese ihr erst nach ihrem Zusammentritte zugegangen waren, und ersuchte 3. die esthländische Kommission, die Kritik des Probegefangbuches bis zu dem esthländischerseits gewählten Termine, dem 15. März a. f., dem livländischen Komitee zuzusenden. Ein Anfang dazu wurde denn auch gemacht, indem uns die esthländische Kritik über 25 Heiligungslieder, freilich erst im Dezember statt im März, zugestellt wurde. Diese Kritik war aber mehr eine Verwerfung als eine Beurteilung, und noch dazu in wenig urbaner Form. Ende Januar 1896 erfolgte dann noch eine zweite kritische Sendung, die 53 ersten Festlieder behandelnd, und zwar war sie durchaus anderer Art und Natur, gemäßigt ihrem Inhalte und passend ihrer Form nach. Als ich nun in einem privaten Schreiben an den esthländischen Präses meine Freude darüber und die Hoffnung aussprach, daß wir auf diese Weise zu dem beiderseits gewünschten, gemeinsamen Ziele gelangen würden, erhielt ich im Mai 1896 die mich völlig überraschende und mir immer noch räthelhafte Anzeige, die esthländische Kommission werde uns weiter keine Kritiken mehr einsenden, welche dann auch demgemäß ausblieben, und für immer verschwiegen geblieben sind. Es hatte sich also Esthland sowie 1891 zum ersten, so jetzt 1896 zum zweitenmal

von der Arbeit zurückgezogen, und so wie damals den Neubeginn, so jetzt die Beendigung der Gesangbucharbeit Livland allein überlassen; gerade so wie Karl Knüpfner es damals vor 1864 vorher gesagt hatte.

Unterdes hatte sich jedoch die esthländische Synode eines anderen besonnen, sie ließ ihre achthgliedrige Kommission und den von ihr proponierten Arbeitsmodus sowie den Neubeginn der Arbeit, auf dem sie bisher bestanden hatte u., fallen, forderte nur die Bildung eines abermaligen gemeinsamen Komitees, in welchem sie Livland sogar drei Glieder neben ihren zweien zugestand. Nur stellte sie freilich die verwunderliche Zumutung, das Komitee möge sich seinen Präses nicht selbst wählen, sondern ihn sich von den beiderseitigen Generalsuperintendenten setzen, und von diesen auch den Termin des Beginnes ihrer Thätigkeit vorschreiben lassen u. dergl. Kurz, es waren Bestimmungen, welche, wie es schien, einem Präsidium des gemeinsamen Komitees meinerseits vorbeugen sollten. Das wurde zwar esthländischerseits taktvollerweise nicht ausgesprochen, wohl aber mir vom livländischen Generalsuperintendenten in persönlicher Besprechung eröffnet, ich sei unglücklicherweise persona ingrata in der Nachbarprovinz und darum ein Hindernis gemeinsamer Fortarbeit und glücklichen Abchlusses des hochwichtigen Werkes, und es mir als meine patriotische Pflicht hingestellt, zurückzutreten. Obgleich das nun esthländischerseits, wie gesagt, nirgends ausgesprochen war, und ich mir als Grund dieser Abneigung gegen meine Person, wenn sie vorhanden war, nur die „unheimliche Energie“, wie ein anderer Gegner sich ausdrückte, mit welcher ich, wie ich wohl sagen darf, das Schifflein des Gesangbuchkomitees an allen Klippen vorübergeführt und es zur Erfüllung seiner Aufgabe und an das ihm gesteckte Ziel geführt hatte, denken konnte, und obgleich

es mir begreiflicherweise unendlich schwer wurde, das von mir angeregte, jahrzehntelang gepflegte und geleitete Werk kurz vor seiner Vollendung aus meiner Hand zu geben und fremden Händen zu überlassen — so entschloß ich mich doch, um der hochwichtigen, ja heiligen Sache willen zu diesem schweren Schritte, zu diesem mir fast ans Leben gehenden Opfer. Das geschah auf der letzten, der achten Session des livländischen Komitees im Juli 1896. Nachdem das Komitee die auf der Synode von 1895 gegebenen Zusagen auf dieser Session erfüllt, nämlich

1. die Wünsche, Vorschläge, Ausstellungen, die von seiten livländischer und esthländischer Amtsbrüder und von Gemeindegliedern, sei es schriftlich, sei es durch den Druck, geäußert worden, sorgfältig registriert, gewissenhaft geprüft, und — soweit es sie für sachlich begründet und mit den von der livländischen Synode aufgestellten Prinzipien übereinstimmend fand, beachtet und resp. erfüllt hatte,

2. die zur Aufnahme in ein kirchliches Gesangbuch geeigneten Lieder aus Malms Sammlung ausgewählt,

3. geeignete Originallieder, namentlich solche, die schon Anerkennung gefunden haben, nachträglich noch aufgenommen, und endlich

4. noch die allermeisten Vorarbeiten zum prosaischen Teile des Kirchen- und Hausbuches fertig gestellt hatte — nachdem also das livländische Komitee seine Aufgabe bis an die Schwelle der Vollendung geführt hatte, beschloß es mit der Erklärung vor die Synode zu treten, daß es nunmehr, nach allendlicher Lösung der ihm von der Synode übertragenen Aufgabe sein Mandat niederlege. Ich meinerseits gab die Erklärung ab, daß ich zu dem Entschluß gelangt sei, der mir hochteuren Sache, meinem letzten Lebenswerke, auch das letzte und schwerste Opfer zu bringen, indem ich,

falls meine Person der endlichen Vollendung des Werkes im Wege stehen sollte, gleichfalls auf fernere Beteiligung an der Gesangbuchsarbeit zu verzichten mich bereit erklärte. Eine schriftliche Erklärung, in diesem Sinne abgefaßt, über sandte ich einem Amtsbruder mit dem Auftrage, sie auf der Synode zu verlesen, da ich diese bei meinem Alter und Gesundheitszustande nicht persönlich besuchen könne. Hier aber griff ein für meine persönliche Stellung und vielleicht auch für die Sache bedeutungs- und möglicherweise verhängnisvolles Mißverständnis Platz: jener Amtsbruder, welchen ich nur um Vorlesung meiner schriftlichen Erklärung, welche allein die Bereitwilligkeit zu eventuellem Verzicht auf fernere Beteiligung an der Arbeit meinerseits aussprach, gebeten hatte, glaubte in meinem Interesse zu handeln, wenn er von sich aus die ausdrückliche und nachdrückliche Erklärung hinzufügte, ich werde nie und in keiner Stellung wieder an dieser Arbeit teil nehmen. Er fürchtete nämlich die Möglichkeit, die Synode könne, einflußreich influiert, auch ihn am Ende fallen lassen. — Einer so klaren und bestimmten, in meinem Namen abgegebenen Erklärung gegenüber konnte die Synode nicht umhin, mich fallen zu lassen, und mit mir auch alle meine Kollegen bis auf einen, welcher zur „Wahrung der historischen Kontinuität“ auch in das neue, gemeinsame Komitee gewählt wurde. Die Frucht der Arbeit dieses so umgewandelten fünfgliedrigen gemeinsamen Komitees ist nun abzuwarten. Ob es richtig und der Wegebaukunst entsprechend war, statt der ganzen bewährten Brücke nur einen, wenn auch noch so stattlichen Balken zum Übergange auf eine neue Wegestrecke stehen zu lassen, ob ein neuformiertes Baukorps, wenn auch unter vortrefflicher, begabter und in voller Kraft stehender Leitung, aber aus größtenteils noch unbewährten Kräften bestehend, an die Stelle eines solchen,

aus lauter in produktiver und kritischer Arbeit erprobten Elementen bestehenden, wenn auch unter Leitung eines, wenigstens zum Teil invaliden Veteranen, zu setzen — das dürfte doch fraglich sein. Qui vivra verra! Ich jedoch rufe unseren Nachfolgern und Mitarbeitern meinerseits von Herzen zu: Der Segen des Herrn sei über euch, wir segnen euch im Namen des Herrn!

In Sachen des reval-esthnischen Gesangbuches habe ich zwar ungezählte Male auf der livländischen und esthländischen Synode, auf verschiedenen Sprengelsynoden und Konferenzen gesprochen und unendlich vieles geschrieben, in Druck gegeben aber, außer einigen Äußerungen in deutschen und esthnischen Zeitungen, nur die drei successive schon erwähnten Bearbeitungen desselben:

Esti Ma rahwa Uus Laulo-Ramat, Tartus (Dorpat) Karow 1864.

Esti Ma vahwa Koddo ja Kirriko Ramat-Tallinas (Reval) trükkitud W. Kentmanni kirjade, kullo ja w-  
raga 1869.

Waimulikud laulud (Probegefangbuch). Riigas. L.  
Hörschelmann 1895.

---

## XI. Das deutsche Gesangbuch.

---

Eine Emendation des reval-esthnischen Gesangbuches war per tot discrimina rerum 1869 zu einem vorläufigen Ziele geführt und zu einem zeitweiligen Abschlusse gebracht, wenn auch zu keinem definitiven. Denn es war wenigstens mir schon klar, daß das Buch nicht so bleiben konnte, wie es jetzt vorlag: aus drei ganz disparaten Bestandteilen, den alten guten aus der orthodoxen Zeit stammenden Liedern, den herrnhutisch-pietistischen, schwachen, ja zum Teil unleidlichen und unerträglichen, und endlich aus guten neuen, dem esthnischen lutherischen Volke aus dem reichen Niederichag der deutsch-lutherischen Kirche neugeschenkten Liedern, äußerlich zusammengeschmiedet, nicht verschmolzen. Das sollte, wie ich hoffte, erst in der letzten, später vorzunehmenden Umarbeitung oder Überarbeitung geschehen, wie es denn eben jetzt noch im Werke ist. Es trieb mich aber, in dieser zu erwartenden Zwischenzeit mich dem deutschen Gesangbuche zuzuwenden. Das damals in Livland allgemein gebräuchliche war das von Ulmann bearbeitete und herausgegebene. Riga hatte aber natürlich sein apartes, denn Riga wollte ja überhaupt gern etwas Apartes haben, nicht als ein Teil Livlands erscheinen. Aber dieses Rigasche neue Gesangbuch hatte ein gut Teil vom alten rationalistischen Gifte oder vielmehr der

rationalistischen Wassersuppe des alten Rigaschen Gesangbuches, des, wie Wackernagel meint, schlechtesten der schlechten Gesangbücher, mitbekommen, und stand daher weit unter dem Ulmannschen. Dieses konnte man kein schlechtes Buch nennen, denn es war rein in der Lehre. Aber abgesehen von einer überkünstlichen und daher unnatürlichen und unpraktischen Anordnung auch stark modernisiert. Den Blüten der kirchlichen Poesie war überdies gewissermaßen der Blütenstaub abgestreift und der ursprüngliche Duft des Waldes und des Gartens geraubt, und so die echte Poesie zu gekünsteltesten Blumen abgeschwächt. Wer aber diesen Waldesduft eingeatmet, an ihm sich erfrischt und erquickt hatte, fand kein Genüge mehr an der modern abgeblassten Schwächlichkeit. Zwar soll das dem hochgeehrten Verfasser nie vergessen werden, daß er durch das Gewicht seines Namens — er war schon als Pastor und Professor im ganzen Lande hoch angesehen und durch seine Amtsentsetzung als Professor mit der Aureole des Martyriums geschmückt — mit einem Schlage das Gözenbild des alten Rigaschen Gesangbuches gestürzt hat. War es auch nur hohl und trocken, aus Leinen und Pappe, es hätte unter anderen Umständen doch seine Verteidiger gefunden, und wäre vielleicht nicht ohne erbitterten Kampf gefällt worden. Nun aber schwand es vor Ulmanns Namen wie ein Schemen hin, Ulmanns Buch wurde mit Begeisterung aufgenommen, der studentische Chargiertenkonvent z. B. beschloß, daß die 4 deutschen Korporationen in Dorpat je eine bestimmte Anzahl von Exemplaren übernehmen mußten. Das war auch geschehen, und so war das Buch im ganzen Lande durchgedrungen, in, glaube ich, allen Gemeinden eingeführt worden. Nicht gerade um seiner selbst, sondern um seines Verfassers willen. Es war aber doch Christo gesungen, und hatte gewiß auch Christum in manche Herzen hineingesungen. Aber es

war und blieb immerhin nur ein Buch des Überganges, einer Durchgangsperiode. Und der Schritt zum Bessern, die Rückkehr zum Ursprünglichen mußte gewagt werden. Und ich wagte ihn auf der Synode von 1867, nach vorhergegangener Besprechung der Sache mit Professor von Öttingen. In dieser Besprechung hatten wir beide den Stoff so unter uns verteilt, daß ich für die Herausgabe eines neuen Gesangbuches, er aber für die Einführung der rhytmischen Singweise plaidieren sollte. Er hatte aber diese Verteilung des Stoffes vergessen oder übersehen, und brachte mich dadurch in eine fatale Position. Denn in seinem Vortrage, welcher in seiner Abwesenheit verlesen wurde, und zwar in Grundlage der Reihenfolge der Sprengel vor dem meinigen, griff er über die zwischen uns beiden verabredete Grenze hinaus, indem er nicht bloß für den rhytmischen Gesang, sondern auch für eine kurze Sammlung kirchlicher Kernlieder, welche mit den Gesangbüchern anhangsweise verbunden, fakultativ gebraucht werden sollten, sprach. Ich mußte in meinem sich unmittelbar anschließenden Vortrage ganz ähnliche Gedanken wiederholen, und zwar in delikatester Form, da Ulmann selbst zugegen war. Es muß mir gelungen sein, denn er sprach sich sehr milde und gemäßigt aus, warnte aber vor einem zu fürchtenden Gesangbuchsturme. Ich suchte nachzuweisen, wie die gegenwärtig provisorisch erlaubte und in den meisten livländischen Gemeinden seit 1847 in Gebrauch genommene Ulmannsche „Sammlung geistlicher Lieder“ zwar den Glauben der lutherischen Kirche rein bekenne, und als eine dankenswerte That des Bekenntnisses, gegenüber dem flachen Rationalismus nicht hoch genug zu rühmen sei, dennoch aber, als einer Zeit des Überganges angehörig, die Mängel derselben teile. Da außerdem unsere deutschen Gemeindeglieder in Schule und Haus durch den Gebrauch der

Kaumerſchen und Öttingenſchen Sammlungen von Kernliedern manche, im Ulmannſchen Gefangbuche nicht vorhandene, alte Kernlieder lieb gewonnen und in ihrer mehr urſprünglichen, kräftigen Form ſich ins Herz geſungen haben, ſo beantragte ich, die Synode möge beim Konſiſtorium darum nachſuchen, daß Öttingens Sammlung von Kernliedern als Anhang des Gefangbuches zum Gebrauche der Gemeinde freigeſtellt werden möge. — Das war eine Inkonſequenz und falſche Nachgiebigkeit von mir, da ich ſchon 1855 in Bezug auf das reval-eſthniſche Gefangbuch mich entſchieden gegen einen Anhang als gegen ein bloßes Überbein erklärt hatte. Oder war es ein diplomatiſches aber falſch berechnetes Paſtieren mit den Verehrern Ulmanns? Ich weiß es nicht mehr, da mir die Motive und Stimmungen der Zeit gerade in dieſem Falle aus dem Gedächtnis entſchwunden ſind, aber die Folgen und die Strafe ſolcher Halbheit blieben nicht aus. Die Sache wurde hin- und hergezerrt und verſchleppt: erſt 1871 wurde ein Komitee zur Ausarbeitung eines Anhanges erwählt, kam damit aber nicht recht zu Strich. Erſt 1876 lenkte ein Votum der pernauiſchen Sprengelſynode die Sache in die richtige Bahn, indem dieſe die Emendierung, reſp. Ergänzung des Ulmannſchen Gefangbuches vorſchlug. Dieſer Vorſchlag wurde eben wegen ſeiner Wichtigkeit und weittragenden Bedeutung zunächſt an die Sprengelſynoden verwieſen. Die Vota derſelben liefen dann 1877 ein. Dieſe lauteten aber recht verſchieden, nur drei von ihnen wünſchten die Herſtellung eines neuen Gefangbuches. Ihr Votum gewann aber erheblich an Gewicht durch die Mitteilung des als Gaſt anweſenden Paſtors Seefemann-Mitau, daß Kurland ſchon an der Arbeit ſei, ſich, auf dem Boden der Öttingenſchen Prinzipien ſtehend, ein neues Gefangbuch zu geben; ſowie die Mitteilung John Holſts von St. Jakob in

Riga, daß mehrere Rigaische Stadtprediger mit dem kurländischen Komitee zu gemeinsamer Ausarbeitung eines neuen Gesangbuches sich in Relation gesetzt hätten. So rückte also die erfreuliche Aussicht für die zwei größten baltischen Provinzen und die größte Stadt derselben, ein gemeinsames Gesangbuch zu erlangen, in fast unmittelbare Nähe. Esthland freilich, bald darauf zur Mitbeteiligung an dieser gemeinsamen Arbeit aufgefordert, lehnte sie ab, und gab sich wieder ein apartes Gesangbuch. Die livländische Synode dagegen lehnte die Emendation des Ulmannschen Gesangbuches sowie die Beibehaltung desselben unter Vergrößerung durch einen Anhang mit großer Majorität ab und entschied sich dagegen für Beschaffung eines neuen Gesangbuches in Gemeinschaft mit Kurland und Riga. Dazu wurden zu einem gemeinsamen Komitee von seiten der livländischen Synode folgende 4 Glieder gewählt: Emil Nählbrandt, J. Holst, Alexander v. Öttingen und C. Maurach. Von den kurländischen Komiteegliedern entsinne ich mich außer Seefemanns, welcher gewissermaßen die Funktionen eines Präses verrichtete, nur Bielensteins, des berühmten lettischen Sprachforschers und Prähistorikers, und Räders, des lutherischen Liturgikers, von den Rigaischen, wie ich zur Schande meines Gedächtnisses gestehen muß, keines einzigen mit Sicherheit. Zu meiner Entschuldigung kann nur der Umstand dienen, daß wir kein einziges Mal zu einer Sitzung versammelt gewesen sind, wobei sich die einzelnen Persönlichkeiten fester imprimiert hätten. Vielmehr leisteten wir die ganze Arbeit zirkulariter auf schriftlichem Wege. Unwillkürlich drängt sich mir der Vergleich des Maßes dieser Arbeit am deutschen Gesangbuche mit dem am esthnischen auf, und ich kann jene nur etwa auf ein Zehntel von dieser veranschlagen. Freilich habe ich bei dieser bis auf das letzte Stadium immer die sehr

ins Gewicht fallende Last der Präsidialarbeit getragen. Aber abgesehen von dieser fällt ja beim deutschen Gesangbuche die ganze produktive Arbeit fort, denn selbstverständlich kann es keinem Komitee einfallen, auch nur ein Lied neu herzustellen, sondern es gilt nur die Auswahl aus überreichen Schätzen zu treffen. Ebenso die ganze sprachlich-grammatische, denn darüber, was sprachlich richtig ist, kann bei deutschen Dichtern und deutschen Sammlern kein Zweifel sein, also fällt der Anlaß zu tausend Zweifeln und Streitigkeiten von selbst fort, welche bei Schaffung eines esthnischen Gesangbuches eine große Summe von Zeit und Arbeitskraft in Anspruch nehmen. Dagegen fällt bei einem deutschen Gesangbuche sehr schwer ins Gewicht die Schwierigkeit, die Grenze zwischen dem Rechte der Toten und der Lebenden, des Originaltextes und des Geschmacks der gegenwärtigen Gemeinde zu ziehen, d. h. also zu bestimmen, welche alten Lieder etwa und wie weit sie aus Rücksicht auf den jeweiligen Zeitgeschmack verändert resp. verbessert werden dürfen. Darüber können ja die Meinungen sehr weit auseinandergehen und gingen auch faktisch in unserem Komitee anfänglich stark auseinander. Die auf Erhaltung des Ursprünglichen gerichtete Neigung, die konservative Richtung, war durch Öttingen, mich und ganz besonders Käder vertreten, die moderne, den gegenwärtigen Zeitgeschmack mehr berücksichtigende durch Holst, Kählbrandt und Bielenstein. Aber diese Differenz, welche kaum zu einem Gegensatz wurde, glich sich überdies mehr und mehr aus. Denn die alten genuinen Lieder bewiesen ihre gewinnende und anziehende Kraft bei näherer Bekanntschaft je länger desto mehr, so daß sie auch die ursprünglich modern gerichteten Komiteeglieder für sich gewannen und zu konservativen Hymnologen umwandelten. Diese wachsende Übereinstimmung förderte natürlich die Arbeit in ihrem Fortschreiten. So

konnte denn der livländischen Synode von 1880 mitgeteilt werden, daß das gemeinsame Werk fast druckfertig vorliege, der von 1881 ein fertig gedrucktes Exemplar vorgelegt, die von 1884 davon benachrichtigt werden, daß das neue Gesangbuch in ganz Kurland, und jetzt auch in Riga eingeführt sei, in Livland auch in den meisten Stadt- und einigen Landgemeinden. Und zwar füge ich hinzu, ohne einigen Humor und Streit, während doch sonst, nach Bischof Umanns unbestreitbar richtigen Bemerkung, die Einführung eines neuen Gesangbuches fast nie ohne Streit und Kampf abgeht. Wie ist diese Erscheinung zu deuten und zu erklären? Als ein Zeichen wachsender Gleichgültigkeit gegen alle kirchlichen Angelegenheiten oder wachsenden Verständnisses für die alten Schätze der Kirche? Es könnte ja das eine wie das andere richtig sein, aber ich meine, gerade die Beachtung der verschiedenen Gradation in der Aufnahme des neuen, unzweifelhaft lutherisch-kirchlichen Gesangbuches je nach den Konsistorialbezirken widerspricht der pessimistischen Anschauung. In Kurland waren bisher 4 oder gar 5 verschiedene Gesangbücher von mehr oder weniger zweifelhaftem Werte gebraucht worden, dort einigte man sich rasch auf ein gemeinsames, doch unzweifelhaft gutes, in Riga griffen alle frommen, der Kirche zuneigenden Seelen mit Freuden nach eben diesem Buche, denn das alte Rigasche rationalistische stand bei ihnen noch in schrecklichem Ungedenken, das neue, in allen Farben schillernde, hatte nie die Herzen gewinnen können. Im übrigen Livland aber fanden sich nicht mehr so arge Mißstände und schroffe Gegensätze, denn Umanns christlich-gläubiges Buch war überall acceptiert worden, und konnte ja auch kirchlich Gesinnten allenfalls genügen, hier galt es also nicht, einen Gegensatz zwischen einem schlechten und guten, sondern nur zwischen einem guten und noch besseren Buche. Daher fiel

hier die Wahl schwerer als dort, und vollzog sich der Übergang langsamer. Daß aber unser sogen. baltisches Gesangbuch, welches aber leider kein ganz baltisches geworden ist, da sich ja Esthland, wie auch sonst öfters, separiert hat, ein schönes, ja ein treffliches, viele, sehr viele, die meisten anderen Landesgesangbücher übertreffendes ist, behaupte ich um so getroster, als der Anteil an der Arbeit an ihm, welcher auf mich kommt, ja nur ein geringer ist, und mein Verdienst sich hauptsächlich darauf beschränkt, daß ich die Aufnahme einer bedeutenden Anzahl von Liedern veranlaßte, welche mir aus meiner langjährigen Mitarbeit am esthnischen Gesangbuche bekannter und geläufiger waren, als meinen Kollegen, daß ich also unser Gesangbuch bereichert zu haben mich rühmen kann. Die Gesangbuchsarbeiten, die esthnischen sowohl als die deutschen, als viele Jahre, ja Jahrzehnte umfassende, haben mich in der Schilderung meines amtlichen Wirkens, das ich nach den verschiedenen Materien geordnet habe, welche mich zeitweilig vorwiegend beschäftigten, in spätere Jahre, zum Teil bis an die Schwelle der Gegenwart geführt: ich muß nun recht weit zurückgreifen, indem ich über meine Armenpflege berichten will.

---

## XII. Die kirchliche Armenpflege und sonstige Liebeswerke.

---

Über kirchliche Armenpflege war auf den Synoden schon viel hin und hergesprochen, auch wohl gelegentlich in der kirchlichen Zeitschrift: Mitteilungen und Nachrichten gedruckt worden, ohne daß man sich unter dieser Bezeichnung was Rechtes zu denken wußte, und ohne daß man entschlossen und energisch Hand ans Werk gelegt hätte. Zwar fehlte es nicht an einzelnen Werken christlicher Liebe: Armen-, Kranken-, Waisenhäuser existierten schon hier und da, namentlich in den Städten. In ihnen, besonders den größeren hatte die christliche Barmherzigkeit sich schon frühe, teilweise im Mittelalter, geregt und sich der Kranken, Elenden, Witwen, insbesondere in der deutschen Bevölkerung, helfend angenommen. Aber es waren doch immer nur vereinzelte Unternehmungen und gewissermaßen zufällige Ansätze und Anfänge, nicht etwas Planmäßiges, nicht etwas Ganzes. Namentlich auf dem Lande unter der bäuerlichen Bevölkerung begnügte man sich doch lediglich mit gelegentlichen Almosen. Die Kirche als solche that nichts für die Armen, und die Brüdergemeinde womöglich noch weniger als nichts. Das stellte sich schlagend heraus, als die Synode von 1850 auf Antrag des pernauschen Sprengels ein Komitee für Armenpflege, bestehend aus

Ferdinand Walter, Emil Sokolowski, Arnold Christiani und Woldemar Schulz erwählte, und durch dieses eine allgemeine Enquete anstellte. Aus den Ergebnissen derselben rollte Emil Sokolowski als Berichterstatter des Komitees in seiner geistreichen und zugleich scharf pointierten Darstellungsweise ein recht trostloses Bild vor der Synode auf. Denn auf die eine der vom Komitee an sämtliche Pastoren gerichtete Frage: Was thut die Kirche für ihre Armen? — lautete fast einstimmig in trübem Unisono die erschütternde Antwort: Nichts! Nichts! Nur ein Pastor hatte in bitterer Selbstironie erwidert: „Sie gibt ihnen einen Stein vor der Kirchenthür zum Sitzen und die weite Welt zum Betteln.“ Und in der That war das Institut der Kirchenbettler so ziemlich das einzige, was an Ordnung und Organisation auf diesem Gebiete, dem Gebiete der christlichen Liebe, existierte. Von solch einem Kirchenbettler *comme il faut* entwirft Sokolowski in seinem Referate, nach den aus allen Teilen Livlands ihm gelieferten Bügen ein ergötzliches aber zugleich in Herz und Gewissen einschneidendes Bild. Er schildert, wie der Kirchenbettler tourweise im Eifer für das Haus des Herrn dasselbe segt, aber den Fegliß sorgfältig sammelt und als heilkräftiges Mittel gläubigen Seelen verkauft. Denn heilkräftig muß der Staub des Fußbodens doch durch das viele, von den harten Herzen abgleitende Gotteswort geworden sein, wie er, der Kirchenbettler, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, d. h. der zu verteilenden Schnitte oder Laibe von Brot, Klumpen oder Klümpchen von Butter, ganzer oder halber Heringe oder Strömlinge, großer oder kleiner Kupferlinge *ic. ic.*, welche dann einträchtig in eine und dieselbe Tasche wandern. Wie er sich als unvermeidlicher Introitus oder als *conditio sine qua non* vor der Kirchenthür aufpflanzt, um dann als raublustiger Wegelagerer die harmlosen Kirchgänger mit lauten

Behklagen, energischen Drohbitten oder sinnlosem Geplärz anzufallen und von ihnen den üblichen, doch immer trotz des sola fide verdienstlichen Wegezoll als Thorgeld zum Himmelreiche zu erpressen. Schilbert, wie er dann, *re bene gesta*, wenn auch auf hartem Steine, doch auf dem Kuschepolster seines guten Gewissens und gut begonnenen Erntetages während der ganzen Predigt sanft schlummert, aber beim Schlusse des Gottesdienstes in der letzten Stunde die Zeit auskauft und fleißig arbeitet, dann in aller Behaglichkeit sein Mittagsmahl hält, zum Abend aber als Kirchenbettler sich natürlich in den Kirchenkrug begibt, um dort aufs Wohl der Kirche von den Gaben der lieben Gemeinde sich zu betrinken.

Der betrübende Kern aber der ironisch scherzhaften Schilderung war und blieb doch der, daß die Institution der Kirchenbettler die einzige allgemeine Errichtung zur Versorgung der Armen auf dem Lande faktisch war, eine Einrichtung, welche die Geber und Empfänger der sogen. Liebesgaben gleicher Weise schändete und demoralisierte. Das Komitee machte dann eine Reihe einzelner Vorschläge, welche ja manches Richtige und Gute enthielten, aber doch die Sache nicht in ihrem Kerne faßten und eine einheitliche Organisation derselben weder enthielt noch auch nur anbahnte. Diese Vorschläge sollten den Sprengelsynoden zur Beratung vorgelegt werden. Ob das geschehen, weiß ich nicht, wahrscheinlich aber nicht, da die Protokolle der folgenden Synoden nichts darüber enthalten. Erst auf der Synode von 1854 gab Christiani eine gedrängte Übersicht „der Geschichte der Armenpflege“. „Nachdem er die in Theorie und Praxis gesunde Armenpflege der alten Kirche dargestellt, ging er ein auf die allmähliche Entartung des Armenwesens und suchte zu zeigen, wie der Armennot unserer Tage weder durch das regulierte Staatsarmenwesen des modernen Europas noch

durch die bloße Vereinsthätigkeit der Privatwohlthätigkeit abzu-  
 zuhelfen sei, sondern nur dadurch, daß man zu den Prin-  
 zipien und dem Verfahren der alten Kirche zurückkehre, indem  
 die christliche Armenpflege nur dann für die Armen selbst  
 und die Kirche gedeihliche Frucht tragen könne, wenn sie,  
 gegründet auf die Freiwilligkeit christlicher Bruderliebe, als  
 eine Angelegenheit der Gemeinde von der Kirche Christi ge-  
 trieben werde.“ — Das war nun, wie mein alter Freund  
 Mickwitz sen. zu sagen pflegte, schön gesagt mit wenig Worten,  
 aber die Sache blieb doch, nach dem altlivländischen Aus-  
 drucke „so selbig“. Mir aber ließ sie keine Ruhe. Ich stu-  
 dierte sie sowohl aus diversen ernstern und eingehenden Werken,  
 als auch aus den betreffenden Blättern und Zeitschriften.  
 Aber jene boten mir neben oft erschreckender Gelehrsamkeit  
 keine praktische Anweisung, höchstens vereinzelt Fingerzeige,  
 diese eigentlich nur neben Referaten über einzelne Liebeswerke,  
 allerlei erbauliche Betrachtungen, nirgend aber Beispiele ge-  
 ordneter, organisierter, kirchlicher oder Gemeindecarmenpflege,  
 namentlich nicht in Landgemeinden. So konnte ich aus ihnen  
 wenig für mich Brauchbares entnehmen. Ich studierte nun  
 auch die Armenverhältnisse im eigenen Kirchspiele, konnte aber  
 auch in ihnen nichts Tröstliches finden. Das einzige, was  
 ich auf diesem Gebiete vorfand, erschien mir mehr wie eine  
 künstliche Pflanzung, das Waisenhaus, welches mein Vor-  
 gänger mit frommer Begeisterung gegründet und mit viel  
 Sorge und Not erhalten und durchgefüttert hatte. Obgleich  
 ich nun von Hause aus nicht so angelegt war, daß ich etwas,  
 was ein anderer vor mir angelegt und mit Liebe gepflegt  
 hatte, leichten Herzens verkümmern und zu Grunde gehen  
 lasse, nur Pflanzler, nicht auch Pfleger sein mochte, so muß  
 ich doch gestehen, daß ich die Pflege dieser Pflanze nicht  
 gerade freudig übernahm. Denn einmal machte mir das ewig

Weibliche im Waisenhausvorstande die Pflege etwas schwer. Das war in dieser Angelegenheit doppelt vertreten. Erstens durch die „Waisenuutter“, welche zwar manche Eigenschaft hatte, die sie zu diesem ihrem Amte geschickt machte, aber als eine junge Soldatenwitwe doch auch durch ein gewisses hysterisch-sentimentales und etwas aufdringliches, frommes Wesen mir nicht ganz leicht zu tragen war. Zweitens durch die lady patroness, welche es mir stark verdachte, daß ich dieser Anstalt nicht eine so große Bedeutung beilegte, wie sie es selbst that und auch von mir verlangte. Dann aber kam ich bald zu der Überzeugung, daß ein Waisenhaus eigentlich überflüssig war, indem nach der sogen. Streulegung der Gefinde der Bedarf an Hütefindern so groß war, daß Kinder vom siebenten, achten Jahre an sehr wohl schon ihr Brot selbst erwerben konnten und erwarben. Daher dem öfters Mangel an wirklichen, d. h. vollständigen Waisen eintrat. Ferner drängte sich mir die Einsicht auf, daß durch Versorgung von höchstens 20 Waisen doch nicht der eigentlichen Armennot abgeholfen werden konnte: die Krüppel, die Alten, die Witwen, die Arbeitsunfähigen blieben dabei nach wie vor unverorgt oder der Fürsorge der kommunalen Armenpflege überlassen, was so ziemlich auf dasselbe herauskommt. Ich überzeugte mich mehr und mehr durch eigene Anschauung und Erfahrung, durch Erkundigungen und Gespräche mit Kirchenvormündern und Schulmeistern und besonders mit den Armen selbst davon, daß die Mängel und Schäden der bisherigen Art der Armenversorgung arg, ja himmelschreiend waren. Die Hauptquelle für sie war ja der Bettel. Bei demselben standen sich diejenigen, welche gesunde Beine, eine kräftige Stimme und die gehörige Dosis Frechheit besaßen, verhältnismäßig nicht übel: sie hatten genug zu essen. Freilich war und blieb dabei ihre Existenz immerhin eine elende und

herabwürdigende: mußten sie doch bei Kälte und Hitze, Nässe und Schmutz herumvagabondieren, ohne Obdach und Heimat, nicht wie Glieder der christlichen Gemeinde, sondern wie Zigeuner. Wem aber der Bettel als Erwerbszweig durch seine körperlichen Gebrechen verschlossen war, oder wer sich dessen noch schämte, der war auf die sogen. gesetzhliche Unterstützung der Gemeinde angewiesen. Wer nun von solchen Unterstützungsbedürftigen noch rüftig genug war, häufig und immer wieder ins Gemeindehaus und Magazin zu laufen oder zu kriechen, wer die gehörige Portion Dreistigkeit besaß, um den harten Beamten etwas abzutrohen, oder eine glatte Zunge, um den hochmögenden Herrn etwas abzuschmeicheln, wer über genügende Konnexionen und Protektionen, Verwandtschaften und Freundschaften verfügte — der erhielt dann nach unzähligen Laufereien und demütigenden Bittgängen endlich die Zusage einer Unterstützung. Aber damit war ihm eine solche noch lange nicht gesichert, ein neuer Gemeindeältester oder Magazinvorsteher entzog sie ihm vielleicht ganz, oder knappte ihm etwas oder auch viel davon ab, entweder zum eigenen oder auch des Gebietes Vorteil. Dagegen wurden ihm aber harte Worte, höhniſche, spöttische Reden reichlich in den Kauf gegeben. Denn diese bäuerischen Magnaten sind meist, fast in der Regel, eiskalt und eisenhart, aber einen Spaß auf Kosten eines Wehrlosen machen sie sich doch gern einmal. Oder, was wohl noch häufiger vorkommt, sie machen ihrer üblen Laune durch Schimpfen und Fluchen Luft. Freilich darf man auch, um billig zu urteilen, nicht übersehen, daß so ein Gemeindeältester, einer großen Gemeinde namentlich, zu der bis zu 2000 Seelen gehören, die auf Entfernungen von 20 bis 30 Werst von ihm leben, ein wirklich viel geplagter Mann ist, der in der That unendlich viel zu besorgen, zu bedenken, zu besprechen, zu fahren

und zu laufen hat: er kann wirklich nicht allen Anforderungen gerecht werden. Und mit einigen Löfen oder lieber Käl-  
 miten d. h. Matten Korn oder einigen Kubeln — so hoch jedoch  
 verstieg man sich selten! — oder Kopfen Geld läßt sich doch  
 nicht aller Not abhelfen: wer hilft, wer erbarmt sich der  
 Krüppel, der Siechen, der Blödsinnigen, der Irren? O, es  
 kamen und kommen auch bei uns auf dem Lande in den  
 einfachen bäuerlichen Verhältnissen Dinge vor, welche unter  
 einem geschickten Pinjel trübe, ja entsetzliche Bilder geben  
 könnten. Da gab es z. B. in einem entfernten Winkel des  
 Kirchspiels eine Wahnsinnige, welche nirgend sesshaft war,  
 mit dem Eintritt des Frühlings in Wälder, Wiesen, Moore  
 entwich, unter dem freien Himmel sich umhertrieb und schlief,  
 ihren Lebensunterhalt zusammenstahl und gerade wie ein  
 wildes Tier lebte. Erst die Winterkälte trieb sie wieder zu  
 menschlichen Wohnungen, in welche sie sich dann willkürlich,  
 halb gewaltsam, immer sehr wider den Willen der eigent-  
 lichen Bewohner einquartierte. Einmal aber überfiel sie die  
 Winterkälte gar zu plötzlich: sie war wohl in der Nacht in  
 einer Scheune untergetrochen, diese war aber zu klein, ihre  
 Füße waren draußen geblieben und — vollständig erfroren.  
 Sie konnte nun nicht mehr umherwandern, um sich ihr elendes  
 Bettelbrot zu suchen, sie mußte also wochweise von Gesinde  
 zu Gesinde gebracht, um dort, freilich elend genug, abgefüttert  
 zu werden. Von ärztlicher Behandlung, von irgend welcher  
 Pflege war natürlich nicht die Rede. Ihr Zustand wurde  
 immer elender, ihre Schmerzen immer größer, aber sie wurde  
 nach ihrer Tour immer weiter auf einer Wagenleiter geschleppt,  
 bis sie auf dieser, zwischen zweien Gesinden, endlich ihren  
 Geist aufgab. — Ein anderer analoger Fall kam in einem  
 Nachbarkirchspiele vor. Ein älteres Mädchen wird wahn-  
 sinnig. Sie hat keine nahen Verwandten. Niemand will

sie aufnehmen. Die „Richter“, wie man damals die Gemeindevverwaltung kurz bezeichnete, machen also eine in einen Hügel hineingebaute, einsame Hütte (Badstube) ausfindig, setzen eine starke, verschließbare Thüre mit einer Öffnung am oberen Rande davor, werfen einige Bund Stroh hinein — und das Mhl für die arme Irre ist fertig. Sie wird dort eingesperrt — durch das Loch in der Thür wird ihr von Zeit zu Zeit, auch nicht gerade regelmäßig und ausgiebig — Brod hineingeworfen, auch ein Gefäß mit Wasser herabgelassen. Zu heizen brauchte man den kellerartigen Raum nicht, denn es friert in ihm ja nicht gerade, und zum Überfluß ist ja Stroh da. Da liegt denn die Unglückliche in Schmutz und Urat, schlechter gebettet als irgend ein Tier des Waldes, wird in der Einsamkeit in Hunger und Kälte tobjüchtig, reißt sich die letzten Kleider vom Leibe und erfüllt die ganze Nachbarschaft mit ihrem Wehegeheul und ihrem graufigen Wutgebrüll, bis sich Gott ihrer erbarmt: es wird still in ihrer Höhle und die Menschen, die erbarmungslos, finden sie tot im Stroh.

Solche und ähnliche Beispiele zeigten der Gemeinde aufs klarste, wie unbarmherzig die hergebrachte Weise der Armenversorgung war. An einem andersartigen Faktum demonstrierte ich ihr, wie unverständlich sie zugleich verfuhr. Ein damals junger, starker Mensch schielte in greulich, unschöner und auffallender Weise, und galt daher von Jugend auf für blind oder fast blind, hatte sich auch unter diesem Vorwande der Schule entzogen, wurde früh unter die Zahl der privilegierten Kirchenbettler aufgenommen und avancierte zu ihrem Kubjas oder Aufseher, denn in einem monarchischen Staate mußte auch diese Gesellschaft eine monarchische Spitze haben. Als solcher war er auch dem damaligen Kirchenvorsteher, einem besonders scharfsichtigen

und scharfsinnigen Herrn, von Ansehen bekannt. Dieser bemerkte nun gelegentlich bei einer Fahrt auf einem engen, von Zäunen beengten Dorfwege, wie der vor ihm hergehende „Blinde“ ganz sicher und rasch fortschritt, und erst, als er den Wagen kommen hörte, anfang langsam zu gehen und mit dem Stocke zu tasten. Das erweckte mißtrauische Gedanken in ihm. Da der Kirchenvorsteher zugleich langjähriger Kirchspielsrichter war und als solcher auch die Rekrutenaushebung zu überwachen hatte, befahl er bei der nächsten Rekrutierung, zum höchsten Erstaunen und heimlichen Spotte der Richter, den soi disant Blinden der Rekrutierungskommission vorstellig zu machen. Es war während des Krimkrieges, da viele Soldaten nötig waren, und siehe da! der Kreisarzt fand, daß der „Blinde“ ganz gut sehen konnte, und das militärische Kommissionsglied erklärte, zum Trainknecht sei er ganz gut brauchbar, und — der Blinde, der jahrelang alle Welt betrogen hatte, wurde als Rekrut empfangen! So festigte sich mehr und mehr die Überzeugung in mir, daß es auch in unseren Verhältnissen einer geordneten Armenpflege bedürfe, und zwar einer kirchlichen, da die kommunale sich durchaus als unzulänglich erwiesen. Wie aber dieselbe einrichten und zu stande bringen? Bald waren mir namentlich folgende Punkte klar:

1. Das Institut der Kirchenbettler, als ein Schandfleck der Kirche und ein Verderb für die privilegierten Almosenempfänger und die Geber pharisäischer Almosen, muß allem zuvor aufhören.

2. Die Armenpflege muß sich an die hergebrachte Gruppierung in Gebiete, und wo nötig, in Dörfer anlehnen und im allgemeinen jedes Gebiet und jedes Dorf verpflichtet werden, für seine Armen zu sorgen.

3. Die Armen müssen, je nach dem Grade ihrer Hilfs-

bedürftigkeit, gruppiert werden in solche, welche ihren Unterhalt ganz oder zur Hälfte oder zu einem Viertel aus der Armenpflege empfangen.

4. Als Armenpfleger sind zunächst die Diener der Kirche, Kirchenvormünder und Schulmeister (damals war ja die Volksschule noch nicht „reorganisiert“, d. h. der Kirche entzogen worden) in Anspruch zu nehmen. Nur im (nicht eingetretenen) Weigerungsfalle werden sonstige Freiwillige, und zwar von der Kanzel herab aufgerufen.

5. Die materiellen Mittel hat die kirchliche Gemeinde darzubringen.

6. Die Naturalgaben an Korn, Kartoffeln zc. werden nach der Ernte von den Armenpflegern in ihrem Bezirke, je nach dem Bedürfnisse, entsprechend der Klassifizierung der Armen, verteilt.

7. Jeder Arme muß das ihm zugejagte Quantum sicher und unweigerlich erhalten.

8. Reichen dazu die in den einzelnen Gebieten und Dörfern beigezeichneten Naturalgaben nicht aus, so tritt die Gesamtgemeinde ein.

9. Um dazu im stande zu sein, wird aus den freiwillig dargebrachten Einzelgaben und den Erträgnissen gelegentlicher Kirchenkollekten eine Zentralkasse unter Verwaltung des Pastors gebildet.

10. Über das Ganze der Armenpflege legt der Pastor am Jahresschluß mündlich in der Kirche, schriftlich in einem Bericht in dem gedruckten Gedendblatte (mälestusse leht), das am Neujahrstage erscheint, Rechenschaft ab.

Mittlerweile hatte ich in der Predigt wiederholt das Thema der Armenpflege behandelt, die Gemeinde darüber aus Gottes Wort belehrt, gestraft und ermahnt, den Kirchenvettel verbot ich in Übereinstimmung mit dem Kirchenvor-

steher: die Kirchenthüren wurden frei. Im Herbst 1855 berief ich die präsumtiven Armenpfleger zu einer gründlichen Besprechung der Sache, forderte sie auf, sich zu erklären, ob sie alle willig seien, diesen Dienst zu übernehmen, indem ich im entgegen gesetzten Falle von der Kanzel herab Freiwillige aufrufen müsse. Alle nahmen an! Das war freilich ein moralischer Zwang, der mir hin und wieder zum Vorwurf gemacht worden ist. Ich kann aber diesen Vorwurf nicht als berechtigt anerkennen, denn moralischer Zwang ist dem schwachen Willen gegenüber ein gut und heilsam Ding. Ist doch auch ein moralischer Zwang, wenn der Prediger durch Vorhaltung des Fluches des Gesetzes über die Sünde den Sünder vom Sündendienst zurückschreckt und zur Buße treibt. Nachdem ich also die Zusage meiner Gemeindegältesten empfangen hatte, begann ich mit ihnen die Arbeit. Wir stellten die Größe des den verschiedenen Kategorien von Armen zuzusagenden und zu beschaffenden Deputates fest und wählten dann successive in sämtlichen Bezirken die unterstützungsbedürftigen Armen aus, welche ich mir in mein Armenkontobuch notierte, um die Übersicht und Leitung immer in der Hand zu behalten. Das war ein saures Stück Arbeit, denn es wurden etwa 160 Unterstützungsbedürftige ermittelt, und zwar ging das nicht ohne weitläufige Erörterungen und Dispute in manchen Fällen ab. Wenn die Meinungen über das Mehr und Weniger der zu gewährenden Unterstützung auseinander gingen, mußte der Pastor meist das Prinzip der Milde vertreten, denn der Bauer ist gewöhnlich sparsam, ja geizig. Schließlich wurde in dieser Versammlung der Termin bestimmt, wann das Einsammeln der Naturalgaben beginnen sollte. So schickte ich denn an einem Tage meine Mannen hinaus zum ersten Versuch mit klopfendem, betendem Herzen. Und meine Gebete wurden erhört: sie kamen zurück und berichteten

fast nur Günstiges über die Aufnahme und Wirkung ihrer ersten Aussendung. Auch die Geldgaben, welche in meine Hand, also für die Zentralkasse, niedergelegt wurden, nahmen zu, nicht stürmisch aber stetig. Denn der Bauer ist kein Enthusiast, sein Eifer aber auch kein Stroh-, sondern ein Kohlenfeuer. Kurz, die kirchliche Armenpflege war eingerichtet, geordnet und in Gang gebracht und ging, ganz richtig und ohne Anstoß, wie ein richtig gearbeitetes und genügend geöltes Werk, mit nur gelegentlicher Nachhilfe meinerseits, ohne daß der Pastor übermäßig belastet worden wäre. Habe ich doch all die Jahre hindurch diese Arbeit leisten können, obwohl ich in mannigfacher Beziehung in Anspruch genommen war, sowie auch nach mir mein seliger Sohn und wie auch dessen Nachfolger begonnen hat, und mit des Herrn Hilfe weiter fortsetzen und auch darin weiter fortschreiten wird. Wurde doch diese Einrichtung, soweit ich es beurteilen konnte, mit ungeteiltem Beifalle aufgenommen; nicht bloß von Almosengebern, sondern auch von Almosenempfängern wurden mir vielfache Danksaugungen zu teil. Ganz besonders natürlich von den wirklich Hilflosen und Elenden, denen nun ihr Brot ins Haus gebracht wurde, während sie es bisher mühselig hatten suchen müssen, und doch nie sicher und genügend gefunden hatten. Einige rüstige Blinde, die sich bisher sehr gut gestanden hatten — einer von ihnen war sogar mit Postpferden vom Oberpahlenischen zum Fennerschen Markte gefahren, um keinen dieser einträglichen Erntetage zu verjäumen — murrten wohl, wagten aber keine Auflehnung gegen die neue Ordnung, denn der Pastor hatte ja im Namen Gottes verboten, vagierenden Bettlern etwas zu geben.

So konnte ich denn auf der Synode von 1856: Über kirchliche Armenpflege berichten, daß sie in meiner Gemeinde ein- und durchgeführt worden sei. Dieser Vortrag wurde

von der Synode zum Drucke in den Mitteilungen notiert, was der betreffende überaus knapp und dürr gefaßte Paragraph des Protokolls freilich verschweigt, und auch im „Inlande“ auf Bitte der Redaktion wieder abgedruckt. Unter den Amtsbrüdern fand ja wohl mein Vorgang hin und wieder Nachfolge, aber doch keineswegs allgemeine, wie ich wohl zuweilen im stillen gehofft hatte. Hatte man mir in thesi doch fast durchweg recht gegeben. Denn die wunderliche Verteidigung des Bettels, weil er von jeher existiert habe und vom Herrn selbst in seinem Worte: „Bittet, so wird euch gegeben, klopfet an, so wird euch aufgethan!“ — geboten sei, kann doch eigentlich nicht ernst genommen werden. Die Behauptung aber, die kirchliche Armenpflege greife in das Recht der gesetzlich angeordneten, kommunalen Armenversorgung ein, ist doch wiederholt siegreich zurückgewiesen worden durch den Nachweis, daß beiden ihre getrennten Gebiete zugewiesen sind, und daß sie beide auch friedlich, scheidlich nebeneinander bestehen können und faktisch bestehen. Auch das Bedenken, die Zeit und Kraft des Pastors werde nicht ausreichen, ist faktisch vielfach widerlegt. Es dürfte auch die als Erklärungsgrund der niederschlagenden Erscheinung, daß die Idee von der kirchlichen Armenpflege im Laufe der Jahrzehnte matt geworden und eingeschlafen zu sein scheint, im Grunde doch nur in der *vis inertiae* liegen. Vielleicht aber auch darin, daß die Krönung des Werkes der Armenpflege erst in der Diakonie liegt. Schenke der Herr dem Nachfolger meines alten Freundes, Behse, Zeit, Kraft und seinen Segen, die von diesem eingeführte Diakonie fortzusetzen und weiter zu entwickeln.

Vom Felde christlicher Liebesthätigkeit kann ich leider nichts weiter berichten, als einen mir zu spät gekommenen Plan, welcher darum auch nur Plan geblieben ist, sowie

noch eine sehr bescheidene Idee, welche allerdings zur Ausführung gekommen, sogar unverhältnismäßig viel von sich reden gemacht hat, und zuletzt endlich eine lediglich aus- und zurechtshelfende Thätigkeit bei einem schönen Liebeswerke. Um mit der Mitte anzufangen, so meinte ich mit der bescheidenen Idee, welche zur Ausführung gekommen, mein Sammeln von Postmarken zum Besten der Mission. Auf meiner Reise im Auslande hörte ich von einer christlichen Dame in Teplitz, welche mir von da ab bis heute eine treue Freundin geblieben ist, daß sie Postmarken zum Besten der rheinischen Mission sammle, welche nach China geschickt, dort zu Fenster- und Bettschirmen zusammengestellt und verkauft würden. Von dem Ertrag würden dann von der rheinischen Mission ausgesetzte Kinder aufgenommen und christlich erzogen. Nach meiner Rückkehr aus Deutschland sammelte ich zunächst Briefmarken in meinem nächsten Bekanntenkreise. Um aber mehr Schwung in die Sache zu bringen, veröffentlichte ich in der Neuen Dörptschen Zeitung einen Aufruf zum Sammeln von gebrauchten Briefmarken mit einer Motivierung obigen Inhaltes. Dieser anspruchslose Aufruf fand nun eine auffallend weite Verbreitung: nicht bloß die Rigasche, Petersburger, Odessa'sche, Königsberger, Dittsee, Schleißische, Kölnische Zeitung, sondern auch russische und englische Zeitungen druckten ihn ab. Sogar der Globus, der sonst eine durchaus negative Richtung hat und alles Christliche mit Hohn oder Grimm verfolgt, lobte merkwürdigerweise dieses anspruchslose und in keiner Weise besondere Unternehmen. Infolge dieser weiten Verbreitung der Sache wurde ich aber mit Briefen und Anerbietungen überschüttet, z. B. dem, gegen Briefmarken Harz und Pech, das doch in dem waldbreichen Livland reichlich vorhanden sein müsse, auszutauschen, und ähnlichen Wunderlichkeiten. Das war eine erheiternde Seite der Sache, aber eine unangenehme Rehrseite kam bald

darauf zum Vorschein. In der Kölnischen Zeitung erschien eine Erklärung von Dr. Fabri, dem Direktor der rheinischen Mission, des Inhaltes: „Ein gewisser Pastor Maurach habe einen Aufruf zum Sammeln von Briefmarken zum Besten der rheinischen Mission erlassen. Derselbe sei gewiß gut gemeint, aber schlecht motiviert, denn weder sammle die rheinische Mission Postmarken, noch würden dieselben in China zu Fenster- oder Bettschirmen gebraucht zc.“ Der „gewisse Pastor Maurach“ wurde also ziemlich deutlich und nicht gerade rücksichtsvoll von einem sehr angesehenen Amtsbruder als Schwindler oder wenigstens Phantast gekennzeichnet. Was sollte ich machen? Ich konnte doch nicht drucken lassen: die und die Dame hat mir die Geschichte von den Bettschirmen in China erzählt. Das wäre doch gar zu unritterlich und erbärmlich gewesen. Und dennoch durfte ich um meines ehrlichen Namens willen nicht stillschweigen. Ich befolgte also das elfte Gebot: laß dich nicht verblüffen! — ging in meiner Erklärung gar nicht auf die Richtigkeit oder Unrichtigkeit meiner Motivierung ein, sondern steckte eine vornehme Miene auf, indem ich erklärte, daß ich, da die rheinische Missionsleitung von meinem Markenunternehmen nichts wissen wolle, fortan den Erlös desselben der lutherischen leipziger Mission zuwenden werde. Die Glieder und Liebhaber der lutherischen Kirche möchten mich daher durch Sammeln und Zuschicken von gebrauchten Briefmarken auch fernerhin fleißig und treulich unterstützen. Diese Bitte des „gewissen Pastor Maurach“ ist denn auch nicht vergeblich gewesen: bald 30 Jahre hindurch hat man mir in fast 1500 Sendungen wohl einige Millionen Marken gesendet, für welche ich der leipziger Mission zur Erziehung einer Waise in Madras und zu sonstigen Zwecken ca. 1500 Rbl. habe aufstellen können. Gewiß eine bescheidene Gabe, aber doch

eine gehorjame Erfüllung des Befehles des Herrn: „Sammelt die Brocken!“

Der mir zu spät gekommene Plan zu einem Liebeswerke, welcher eben darum ohne Frucht und Wirkung geblieben, war folgender: Ein Gutsbesitzer des oberpahlenschen Kirchspiels starb unverheiratet und kinderlos. Seine Geschwister, welche ihn beerbten, beschloffen, nicht ohne mich zu Räte gezogen zu haben, zu seinem Ungedenken eine höhere, den Parochialschulen adäquate Schule zu gründen und nach seinem Namen „Eduard-Schule“ zu nennen. Sie wurde genügend mit Land dotiert, stattlich bebaut, ein brauchbarer Lehrer engagiert, die Schule feierlich eingeweiht und eröffnet. Der Gedanke aber, welcher mir wohl schon früher aufgestiegen, aber nicht ganz zur Klarheit gekommen war, drängte sich mir jetzt, je länger desto unabweislicher auf. Indem ich nämlich das stattliche Wohnhaus und die vielfache Gelegenheit zu verschiedenen Arbeiten, welche Garten und Feld darboten, betrachtete, kam mir der Gedanke, daß es noch an einer Blindenschule für esthnische Kinder fehle, und daß diese Stiftung sehr wohl zu einer solchen sich verwenden ließe. Es kam nun darauf an, die Stifter für diesen Gedanken zu gewinnen. Ich reiste zu den betreffenden beiden Schwestern und gewann die Damen für denselben, namentlich durch den Hinweis auf den Umstand, daß ihr verstorbenen Bruder in der letzten Zeit seines Lebens erblindet, unter diesem Kreuze schwer gelitten habe. Aber den überlebenden Bruder für das Projekt, hier eine Blindenanstalt zu gründen, zu gewinnen, gelang mir dagegen nicht. Und da die Geschwister nur einmütig handeln wollten, so mußte ich meinen Plan aufgeben, so lieb und lockend er mir auch geworden war.

Das Liebeswerk endlich, welchem aus- und zurecht zu helfen ich in die Lage kam, war die Taubstummenan-

stalt in Fennern. Diese war lediglich eine Schöpfung des fennischen Pastors Ernst Sokolowski. Er hatte zuerst den Gedanken gefaßt, für taubstumme Kinder des esthnischen Volkes zu sorgen, auch sie durch Unterricht und Erziehung eigentlich erst zu Menschen und Christen, wenigstens zu redenden und darum denkenden, bewußten und bekennenden zu machen. Er hatte daher selbst den Unterricht taubstummer Kinder gelernt und jahrelang geübt, hatte die zum Unterricht in esthnischer Sprache nötigen Unterrichtsmittel geschaffen, hatte sich die nötigen Gehilfen zur Arbeit an den Taubstummen selbst herangezogen, hatte das Interesse für diese Unglücklichen unter Pastoren und Laien auch in weiteren Kreisen zu wecken verstanden, hatte die Mittel zur Gründung und allmählicher Erweiterung einer Taubstummenanstalt beschafft und sie Jahre lang erhalten, war also zweifellos Gründer und Erhalter, das Haupt und die Seele derselben. Aber ihm ging das finanziell-ökonomische Geschick ab, welches neben anderen höheren doch auch eine wichtige Eigenschaft für den Leiter einer solchen Sache und Anstalt ist, und es fehlte ihm namentlich die Gabe, klare Rechenschaft über seine Verwaltung abzulegen, sowie die Gabe herzlichen, demütigen und darum herzugewinnenden Bittens. Zwar erfuhr die Synode, welcher alljährlich Rechenschaft abgelegt wurde, daß die Anstalt an einem permanenten Defizit laborierte, aber gewann nie eine klare Einsicht in die Höhe desselben, noch auch in einen Plan, wie demselben etwa zu steuern sein dürfte, noch auch wurden die Herzen der Amtsbrüder zu freudiger, energischer, ausdauernder Hilfsleistung erwärmt. Vielmehr griff, je länger desto mehr, eine unlustige, verdrießliche Stimmung diesem schönen Liebeswerke gegenüber unter ihnen Platz. Infolge derselben wurde es auch sehr schwer, das von der Synode zu wählende Kuratorium, bestehend aus zwei Mitgliedern, zu

beseßen. Diese Schwierigkeit trat besonders auf der Synode von 1876 hervor, auf welcher alle nominierten Kandidaten ablehnten, bis dann endlich ich mich durch die laute und vielfache Akklamation der Synode und die Bitte des Generalsuperintendenten bewegen ließ, die Wahl anzunehmen, weil ich mich für die Synode einer solchen Scheu vor unliebsamer Arbeit, vor Verantwortung und Kampf schämte. Mein älterer Kollege im Kuratorium, Krüger-Fellin, war ein guter Rechner und ein in Geldgeschäften gewandter Mann. Wir reisten zusammen nach Jenuerni, um an Ort und Stelle die Sache in Ordnung zu bringen. Wir mußten ein paar Tage lang scharf arbeiten, ehe wir ans Ziel gelangten. Wir konstatierten, daß die Verwaltung pflichtmäßig geführt worden war und daß es nur an Ordnung und Klarheit gefehlt hatte, stellten die Höhe des Defizits fest, welches sich auch gar nicht als so groß erwies, als vielfach gefürchtet worden war, stellten das jährliche Budget fest und verabredeten mit Sokolowski seine fernernweitige Stellung zum Kuratorium, indem wir die Verabredung trafen, daß das Kuratorium das Finanzielle ausschließlich in seine Hand nehmen, er dagegen die Leitung der Anstalt quoad interna behalten solle, versprachen dagegen, für Tilgung des Defizits und Durchführung des Budgets zu sorgen. Ich meinerseits übernahm die Vertretung der Sache vor der Synode, auf welche es ja hauptsächlich ankam. Sie gelang mir fast über Erwarten glücklich, so daß ich die Führung dieser Angelegenheit scherzend wohl mein parlamentarisch-diplomatisches Meisterstück genannt habe. Ob ich mir aber viel Dank durch sie erworben habe, ist freilich eine andere Frage. Zur Deckung des 1732 Rubel betragenden Defizits übernahmen die größeren Pfarren je 50, die kleineren je 40 Rubel im Laufe des Herbstes zu beschaffen. Im Budget stellte sich bei der

damaligen Schülerzahl ein jährlicher Zukurzschuß von 420 Rubel heraus. Die Synode übernahm es, entweder, wo möglich, die nötige volle Schülerzahl von 24 Kindern zu beschaffen, oder jährlich je 12 Rubel pro Pfarre zuzuschießen. Während der Verhandlungen und durch sie war die Stimmung eine so gehobene und freudige geworden, daß die anwesenden lettischen und esthländischen Amtsbrüder ihre freudige Bereitschaft aussprachen, sich mit ihren Gemeinden bei Tilgung des Defizits zu beteiligen. Und alle diese Zusagen sind auch erfüllt, und so die fennernsche Anstalt aus ihrer Bedrängnis gerissen und auf einen festen Grund gestellt worden. Ich blieb im Kuratorium, bis Sokolowski die Gründung eines bezüglichen Vereins, des Hephatavereins, erreichte, und die Taubstummenfrage vom synodalen auf den Vereinsboden verpflanzte, wofür ja allerdings manche Gründe sprachen.

Drucken lassen habe ich in Angelegenheit der Taubstummenanstalt, soviel ich sehe und mich erinnere, nur einen Bericht und Bitte in der Neuen Dörptschen Zeitung im Dezember 1880.

---

### XIII. Kassenwesen.

---

Gleichfalls wie die Gemeindearmenpflege, Taubstummen- und Blindenschule und dergl. gehörten in das Gebiet christlich-humaner Wohlfahrtseinrichtungen in weiterem Sinne eine Anzahl von verschiedenen Kassen, welche ich entweder für die Dauer oder auch nur vorübergehend ins Leben rief oder ins Leben rufen half. Ich will sie nicht unerwähnt lassen, obgleich sie mich nur gelegentlich und gewissermaßen beiläufig beschäftigten. Kassen mit einem wohlthätigen oder gemeinnützigen Zwecke sind ein in Livland sehr wenig kultivirtes Gebiet, und waren es früher noch weniger. Es ist das aus dem altbekanntem und berüchtigten livländischen „Leichtsin“, über den schon die Chronisten des 16. und 17. Jahrhunderts klagen, zu erklären, oder sagen wir es gerade heraus und bezeichnen wir es schärfer, aus einer übermächtigen Indolenz und verzweifelten Gedankenlosigkeit, welche in unserer Heimat leider noch bis auf den heutigen Tag sehr mächtig ist. Hat man von der Väter Zeiten her bis heute in alter Weise von einem Tage zum andern vor sich hin gelebt, ohne seine Gedanken und Arme anzustrengen, wozu soll man das denn jetzt thun, um Neues auszudenken und zu schaffen? Es bleibe beim Alten! Nur die Bürger in den Städten verstanden es besser, für allgemeine und eigene Interessen zu sorgen, daher

finden sich in ihnen so manche alte, noch aus dem Mittelalter stammende, wohlthätige und nützliche Institute, welche sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Aber auf dem Lande, wo man so still und behaglich hinlebte, dachte man an dergleichen Dinge nicht, wie überhaupt an nichts, was über 5 Schritte und den heutigen Tag hinausreichte. Am schlimmsten stand es damit gerade in Livland im engeren Sinne, wenn nicht vielleicht Kurland uns in dieser üblen Beziehung noch übertraf. In Esthland war man dagegen, vielleicht gerade weil es ein ärmeres Land ist, notorisch umsichtiger und vorsichtiger; auch in der esthländischen Geistlichkeit. Diese hat zum Teil schon im vorigen Jahrhundert eine ganze Reihe von klug angelegten und vortrefflich verwalteten Klassen ins Leben gerufen und genießt den Vorteil ihrer vielfachen, zum Teil sehr reichen Witwen-Stipendien-, Verlags- und anderer Klassen schon lange in aller Stille und Zufriedenheit. Statt dessen haben wir Livländer gar nichts, oder fast gar nichts derartiges, und wenn dann doch eine neue praktische derartige Idee von irgend woher angeregt und vorgeschlagen wird, so sind die Herren, die selten denken, immer reden, nie handeln, stets klüger und stets so klug, daß sie nichts zu thun für das Klügste halten. Und dabei setzt sich dann ein echter Livländer noch aufs hohe Pferd und hält jeden, der etwas Neues denkt, erstrebt oder thut, für einen Narren oder wenigstens für einen Phantasten, und zwar einen unbequemen. So habe ich wenigstens in meinem Erfahrungskreise an Wohlfahrtseinrichtungen nichts weiter gefunden, als die Witwenkasse für Prediger und Litteraten des pernau-fellinschen Kreises, welche mein berühmtester Vorgänger in Oberpahlen, August Wilhelm Hupel, vor etwa hundert Jahren gestiftet hat, das „Orakel der ganzen Gegend“, wie ihn einer seiner jüngeren Zeitgenossen, den ich

noch erlebt habe, bezeichnete. Und auch diese einzige Kasse hat sehr gefährliche Krisen unter wütenden Redekämpfen, welche ich als Knabe noch über viele Zimmer hinüber habe erschallen hören, durchgemacht, aber auch glücklich bestanden.

Die erste Kasse nun, welche ich proponierte, und zwar 1859, war eine Emeritenkasse. Diese meine erste Kasse hat mir auch am meisten Mühe und Kampf gekostet. Ich fand merkwürdig wenig Verständnis und Willigkeit für meine Idee. Namentlich die Lettkländer, und unter ihnen besonders der Walfsche Sprengel, wehrte sich mit Verzweiflung gegen eine derartige Neuerung. Daß unser damaliger Präses, Ferdinand Walter, meinem Plan sichtlich geneigt war, half mir nichts, im Gegenteil, zog mir nur die Gegnerschaft aller seiner persönlichen Gegner zu, so daß ich ihn bitten mußte, nicht für mich einzutreten. Erst nach 4-jährigen Kämpfen erreichte ich den weisen Synodalbeschuß, daß die Gründung einer Emeritenkasse beschloffen, der Beitritt aber freigegeben, also wieder das beliebte freie Belieben sanktioniert wurde. Natürlich wurde ich nun zum Direktor der Kasse gewählt, und bin es 30 Jahre lang geblieben, obgleich es eine herzlich langweilige Geschichte war, und ich auch durchaus keine besondere Begabung für Kassenverwaltung habe. Aber ich wollte mein erstes Kassenkind, für welches ich eine besondere väterliche Schwachheit hatte, nicht sich selbst überlassen, ehe es ganz sicher auf seinen Füßen stand. Nun, als lebensfähig hat es sich ja im Laufe jener und der späteren Jahre erwiesen. Mein Nachfolger als Direktor hat der Sache noch mehr Ausdehnung und Schwung gegeben, so daß die Kasse auch neben der allgemeinen Petersburger Emeritenkasse sich behauptet hat, und als wohl begründet erscheint. Freilich konnten die fast kindlichen Hoffnungen derer, welche bei einem Jahresbeitrage von 4, 3, 2 Rubel, für große, mittlere und kleine

Pfarren, auf eine Quote von hunderten, ja vielen Hunderten von Rubeln rechneten, nicht in Erfüllung gehen.

Einen großen Aufschwung hat die oberpahlenische Spar- und Leihkasse genommen, welche ich vor bald 30 Jahren ins Leben rief. Zu dieser Stiftung wurde ich durch eine doppelte Beobachtung getrieben. Einerseits die, daß sehr häufig sparsame Leute, auch Witwen und Dienstboten, ihre mühsamen Ersparnisse lange Zeit sorgfältig im Strumpfe oder Dache versteckten, sie aber dann schließlich Schwindlern anvertrauten und von ihnen um dieselben betrogen wurden, weil sie keine Gelegenheit hatten oder zu finden wußten, ihre Ersparnisse sicher und vorteilhaft anzulegen, anderseits die Beobachtung, daß Leute, welche einige hundert Rubel besaßen, mit ihnen Wucher trieben, bis sie dann meist schließlich von der Nemesis ereilt und auch von Schwindlern um ihr Ersparthes und Erwuchertes geprellt wurden. Endlich die Erfahrung, daß ehrliche und auch zahlungsfähige Leute, wenn sie einmal einer kleineren oder größeren Anleihe bedurften, um ein solches suchen und betteln mußten, eben weil kein ihnen zugängliches Kreditinstitut existierte. Ich fand von Anfang an mit dieser Idee Beifall und Unterstützung bei den wohlhabenden und reichen Gutsherrn meines Kirchspiels, welche nicht bloß mit ihrem Ansehen und Kredite, sondern auch mit ihrer Arbeitskraft behilflich waren, indem sie in die Verwaltung der Kasse eintraten, und es gelang auch, einen in jeder Beziehung geeigneten, eifrigen und sorgfältigen Hauptgeschäftsführer zu finden. So ist unsere Spar- und Leihkasse ein gesichertes und blühendes Institut geworden, welches mit einem Umsatze von mehr als einer halben Million, trotz der Kleinheit des Ortes, hoffentlich auch die Konkurrenz aushalten wird, welche die Krone ihr mit ihren, auf den Renteien und Postkomptoiren eingerichteten Sparkassen macht.

Ich muß es auch dankbar anerkennen, daß die Generalversammlung einmal, als ein gewisses Kapital disponibel wurde, dem Stifter der Kasse ein stattliches Ehrengeschenk darbot, welches ihm seine alten Tage merklich erleichterte. Das ist der einzige materielle Vorteil, der ihm außer gelegentlichem Schriftstellerhonorar aus all seinen freiwillig übernommenen Arbeiten je erwachsen ist. Einen teilweisen Erfolg hatte auch noch eine von mir gestiftete sogen. Verlagskasse mit dem Zwecke, das esthnische Volk mit guten Büchern, namentlich Schulbüchern zu versorgen.

Für Esthland hat eine solche Kasse schon vor mehr als anderthalb Jahrhunderten der berühmte, durch Werke christlicher Liebe ebenso wie durch seinen lebendigen, kirchlichen, im Kampfe gegen die herrnhutische Sekte bewährten Glauben hervorragende Oberpastor Mickwitz am Dom zu Reval, gestiftet. Diese Verlagskasse ist im Laufe der Zeit so reich geworden, daß sie jährlich mehrere hundert Rubel Zinsen für ihren nächsten, aber auch in zweiter Linie für andere Zwecke des Reiches Gottes verwenden kann. Eine ähnliche Kasse für die damals drei livländischen Sprengel reval-esthnischer Zunge rief ich mit verhältnismäßig geringer Anstrengung ins Leben. Aber mir ging es mit diesem Unternehmen ähnlich so, wie dem Großvater eines meiner Eingepfarrten im vorigen Jahrhundert. Dieser alte Herr, sonst nichts weniger als wirtschaftlich und finanziell unternehmend, wollte vom herrschenden Merkantilsystem beeinflusst, wie seine Nachbarn rund herum, gleichfalls eine Fabrik anlegen, und legte auch eine an, aber leider eine Puderfabrik, gerade in der Zeit als Puder und Perrücken aus der Mode kamen, und — machte daher ein schlechtes Geschäft. Ähnlich ging es mir mit der Verlagskasse: wenige Jahre, nachdem ich sie ins Leben gerufen, wurde die sogen. Reorganisation der Schule über unser

Land verhängt, welche den Gebrauch lutherischer und auch esthnischer Schulbücher, wenn nicht ganz, so doch merklich zurückdrängte. So besteht zwar die Verlagskasse noch fort, aber sie vegetiert doch eigentlich nur, blüht nicht und wächst kaum.

Noch ungünstiger ist die Entwicklung mehrerer anderer Kassen gewesen, welche ich zwar habe ins Leben rufen, aber nicht am Leben erhalten können, nämlich Witwenkassen, zuerst für Dorfschulmeister, dann für Küster und Parochiallehrer, weiter für die Bürger Oberpahlens, endlich für die Fabrikanten der Fennernschen Glasfabrik. Diese alle hatten eine successiv immer kürzere Lebensdauer. Bei der letzten und jüngsten, fast vor ihrer Geburt verstorbenen, habe ich mir wohl nachträglich sagen müssen: Alter schützt vor Thorheit nicht! Denn obgleich ich ja sehr wohl wußte, daß mein Vikariat in Fennern, dessen später noch nähere Erwähnung geschehen wird, höchstens einige Monate dauern werde, konnte ich es doch nicht lassen, gleichsam en passant, aber mit nicht geringer Mühe, eine Witwenkasse für die mir liebgewordene Fabrikbevölkerung der Fennernschen Glasfabrik ins Leben zu rufen. Aber es war ein sehr ephemeres: kaum hatte ich den Rücken gewandt, so blieb der ganze Plan in Indolenz und Abneigung stecken.

In Oberpahlen war freilich der Plan zur Ausführung gekommen, aber nach einigen wenigen Jahren war den guten Bürgern der Reiz des angesammelten kleinen Kapitals zu mächtig geworden: in meiner Abwesenheit beschlossen sie eilig die Aufhebung der Kasse, und führten sie auch hurtig aus, indem sie das kleine Kapital unter sich verteilten. Etwas länger hielt sich die Witwenkasse für die Küster- und Parochiallehrer des fellin-pernauschen Kreises: aber einige Jahre nach meinem Abgange als Schulrevident schloß auch sie

ein. Am längsten dauerte doch noch die Schulmeister-Witwenkasse für den fellinischen Sprengel. Zwar die anderen Kirchspiele, außer dem oberpahlenischen, bröckelten allmählich ab, hier aber hielt sie sich noch längere Zeit. Aber als durch die genannte „Reorganisation“ der heilsame Einfluß des Pastors gebrochen wurde, entzogen sich die jungen Schulmeister dem Zutritte zu der Kasse, und sie geriet in die Gefahr des Aussterbens und Verdorrens, mußte daher auch liquidieren und zu subsistieren aufhören. Einer besonderen Spezies von Klassen suchte ich noch in meinem hohen Alter womöglich in einer ganzen Serie Anerkennung und Einführung zu schaffen. Das sind die Knechtskassen. Die Erfahrung, daß die Gemeindeverwaltungen die Hofleute, und namentlich die Ackerknechte, als nicht recht zur Gemeinde gehörig zu betrachten geneigt sind, und daher ihnen auch keine Unterstützung gewähren mögen, wenn sie arbeits- und also erwerbsunfähig werden, drängte mich zu dem Gedanken, es müsse ein anderer Weg zu ihrer eventuellen Unterstützung gefunden werden. Einen solchen konnte ich aber nur auf dem Wege von Klassen Gründung entdecken. Zu diesen schienen mir die Arbeitgeber, die Höfe, die Arbeitnehmer und die Knechte selbst sich gegenseitig die Hände reichen zu müssen. Jene aus christlich-humanem, aber auch aus wohlverstandenen eigenen Interesse, diese um ihrer selbst, ihrer nachbleibenden Familie und ihrer Selbstachtung willen. Denn sie sollten lernen, für sich selbst, wenn sie durch Unglücksfälle erwerbsunfähig würden, und für ihre nachbleibenden Angehörigen, in ihrem Todesfalle zu sorgen, statt in gedankenlosem Leichtsinne gar nicht an die Zukunft zu denken, oder in ehrlosem Bettlerinne die Sorge für ihre Familie anderen, namentlich den ohnehin überlasteten und überdies mit Notwendigkeit und erfahrungsmäßig hartherzigen Gemeindeverwaltungen zuzu-

schieben. Zu solcher teilweisen und im Notfalle auch alleinigen Selbsthilfe sind die Hofknechte bei den jetzigen Arbeits- und Lohnverhältnissen, nach meiner Erfahrung und meinem Urteile sehr wohl im Stande. Ein solche Einrichtung werde, hoffe und hoffe ich, wesentlich dazu beitragen, aus einer fluktuierenden eine feste, aus einer bettelhaften eine ehrenwerte, aus einer ihren Herren gegenüber gleichgültigen oder feindseligen eine wohlgenigte und anhängliche Bevölkerungsklasse heranzuziehen. Ich gewann für meinen Plan zunächst meinen nächsten Nachbar und Freund, und später noch ein paar mir nahestehende Herren, entwarf Statuten für solche Kassen, welche später auch in deutscher und esthnischer Sprache gedruckt wurden, und ging dann ans Werk. Die erste Knechtskasse wurde in Neu-Oberpahlen errichtet. Mehrere andere Höfe folgten in nicht sehr langen Intervallen nach. In weiteren Kreisen fand die Idee Anklang durch einen Vortrag, welchen ich auf Aufforderung des Präsidenten der livländischen ökonomischen Sozietät in einer öffentlichen Sitzung derselben hielt, und durch die Mitteilungen ihres Organes, der baltischen Wochenchrift, sowie auch gelegentlicher Nachrichten, welche die Neue Dörptsche Zeitung brachte. Auf etwa zwanzig Gütern in Livland, sowie einigen in Esthland und ein paar in Kurland, wo sich namentlich der Goldingensche landwirtschaftliche Verein für die Sache interessierte, wurden Knechtskassen nach meinen Statuten gestiftet. Aber zwei Hindernisse hielten die weitere Verbreitung der heilsamen Institution auf und scheinen sie auch in der That zum Stillstand gebracht zu haben. Das erste liegt darin, daß für die Statuten die obrigkeitliche Bestätigung nicht zu erlangen gewesen ist, darum ansuchende Petenten vielmehr auf das zu erwartende „Normalstatut“ verwiesen werden. Dasselbe aber erscheint nimmer, und wenn es auch dereinst einmal erscheinen sollte,

bleibt es doch sehr zweifelhaft, ob es brauchbar sein wird, oder auch nur durch eigentlich unerlaubte Abweichungen brauchbar gemacht werden kann. Das andere Hindernis ist der Mangel einer anerkannten Instanz zur notwendigen Kontrolle. Ich versuchte es, eine solche zu schaffen, indem ich die betreffenden Gutsbesitzer um Zusendung von Jahresberichten bat, diese dann zusammenstellte und in der baltischen Wochenschrift veröffentlichte. So gewährte die Öffentlichkeit eine Kontrolle. Als aber einige Herren fernere Jahresberichte verweigerten, aus Scheu nicht etwa vor der Öffentlichkeit, sondern vor etwaigen kühnen Griffen von oben her — mußte ich auf diesen Ausweg verzichten und so die Sache aus der Hand geben und aus dem Auge verlieren. — Möge denn eine jüngere und rüstigere Kraft sie mit Gottes Hilfe wieder in die Hand nehmen, zusammenfassen, fortsetzen und näher zum Ziele führen!

In Kassenangelegenheiten habe ich drucken lassen: die Statuten der Oberpahlen'schen Spar- und Leihkasse 1872, Statuten der Küster- und Lehrervitwen-Kasse 1874, Altersversorgung- und Witwenkasse für Hofleute u. in der baltischen Wochenschrift 1883 nebst Zusatz, Statuten (für diese sogen. Knechtskassen) 1883. Fortgang der Knechtskassen 1885 und 1886 und in Sachen der Emeritenkasse Mitteilungen u. 1885.

Die schlimmste Erfahrung mußte ich aber mit einer Kirchenbaukasse machen. Diese hatte ich schon vor ein paar Jahrzehnten ins Leben gerufen, indem auf meinen Vorschlag das Kollegium der Kirchenvormünder, welches damals, bevor das moderne liberale Institut der Delegierten ins Leben gerufen wurde, allein die lutherische Kirchengemeinde vertrat, gewisse Accidenzien für die Kommunion, Trauung, Konfirmation u. zu erhöhen beschloß. Diese Zuschläge wurden zu

einem Fond gesammelt, aus welchem dereinst die zu enge Kirche um- resp. neugebaut werden sollte. Über den Ertrag, 400 bis 500 Rubel jährlich, legte ich in dem zu Neujahr herausgegebenen Gedenkblatte, wie über die Armenpflege, Mission etc., auch über das Wachsen dieser Baukasse Rechenschaft ab. Das Geld aber empfing jährlich der Kirchenvorsteher und verwaltete es. Das Kapital war im Laufe der Jahre bis auf fast 12000 Rubel herangewachsen, ohne daß jemals ein Verdacht sich geregt hätte. Waren doch außer diesem Kapital noch Tausende für die Armen, die Mission, die Bibelfache und sonstige mannigfache Zwecke durch meine Hände unbeangewöhnt gegangen. Aber in der Zeit der kirchlichen Wirren, als die Gemeinde zur Auflehnung zunächst gegen das Patronatsrecht, dann aber überhaupt gegen jede Autorität aufgehetzt und bis in ihre untersten Tiefen aufgereggt und aufgewühlt, der Satan sichtbar und fühlbar unter ihr los war, wurde auf einmal systematisch das Gerücht verbreitet und flatterte von allen Seiten hörbar und fühlbar und doch unfaßbar auf, das Gerücht, ich habe das Baukapital durchgebracht, scheue die Entdeckung meines Verbrechens durch einen populären, nationalen Nachfolger und intriguiere daher gegen einen solchen und für einen deutschen, womöglich mir verwandten Kandidaten. Zwar erklärte nun der Kirchenvorsteher öffentlich durch die Zeitungen, dieses Baukapital, dessen Betrag dokumentarisch und genau (auf etwa 12000 Rbl.) angegeben wurde, stehe unter seiner Verwaltung und sei intakt in öffentlichen Banken asserviert, und infolge dieser Erklärung scheint nun zwar das böse Gerücht sich beruhigt zu haben, aber bei dem mißtrauischen Charakter des Bauern, und namentlich des esthnischen, wird doch immerhin ein Residuum, wenigstens ein Klecks, nachgeblieben sein, als nationaler Dank für fast 40jährige pastorale Ar-

heit! So haben mir meine Rassenbestrebungen nicht bloß manche taube Blüte getragen, sondern auch eine tödlich-giftige, deren Gift und bitteren Nachgeschmack ich bis an mein Lebensende schwerlich werde verwinden können. Ich will mir aber als Ideal die Liebe vorhalten, von der es heißt: sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.

---

## XIV. Die res Graeca.

---

Die sogen. res Graeca oder den Konflikt der griechischen mit der lutherischen Kirche, namentlich in Livland, in ihren Vorbedingungen, ihrem Eintreten, ihrem Fortgange, ihrem Umfange historisch zu schildern, ist nicht meine Absicht noch Aufgabe. Dazu fehlt mir schon das altemmäßige Material und die Möglichkeit, es mir zu schaffen, dazu dürfte auch noch nicht die Zeit gekommen sein, denn einerseits ist dieser Konflikt noch keineswegs ausgetragen, sondern harvt noch immer, wie vor 30 Jahren, seiner Lösung, andererseits sind auch jetzt noch nicht die Zeitverhältnisse dazu angethan, eine offene Erzählung und Würdigung der Begebenheiten und Persönlichkeiten zu gestatten. Denn weder ist den Unterthanen des russischen Reiches Religionsfreiheit gewährt, noch auch den Angehörigen der lutherischen Kirche die im Frieden zu Aystadt traktatmäßig gewährte und feierlich verbrieftete Konfessionsfreiheit wiederhergestellt worden, welcher sie successiv seit den Zeiten Katharinas II. beraubt worden sind, noch auch ihnen auch nur das freie Wort der Klage und Verteidigung, ja auch nur der Erzählung des faktisch und un- leugbar Geschehenen gewährt worden. — Meine Absicht geht lediglich darauf aus, das von mir persönlich, äußerlich und innerlich, Erlebte klar und wahr darzustellen. Paßt doch in

den Rahmen einer Biographie auch nur ein solches Bild aus einem Einzelleben. Ein solches zu geben will ich daher auch nur versuchen.

Als ich noch Pastor in Baisfel war, traten schon einzelne, aber eben nur einzelne Personen, mit Klagen und Reuebekenntnissen über ihre Glaubensverleugnung, und mit Fragen an mich heran, ob gar keine Aussicht auf irgend eine Möglichkeit der Rückkehr zur verlassenen Mutterkirche vorhanden sei. Ähnliches erlebte ich auch in den allerersten Amtsjahren in Oberpahlen, sobald die Leute etwas Vertrauen zu mir gefaßt hatten, nur traten sie hier offener mit dem Bekenntnisse hervor, daß sie zu dem jetzt beklagten Schritte durch die Hoffnung auf allerlei irdische Vorteile bewogen worden seien. Meine, sowie aller Pastoren, Antwort war damals, daß zu einer Rückkehr nie und nimmer Aussicht und Hoffnung vorhanden sei, eine solche Rückkehr wäre wider das Reichsgesetz, und das müsse unwandelbar von der weltlichen Macht aufrecht erhalten und von allen Untertanen erfüllt werden. Sie, die ja fast alle als schon Erwachsene diesen Schritt gethan hätten, mußten eben auch die Folgen desselben tragen; auf Sünde müsse Strafe folgen, sei ihr auch in diesem Falle gefolgt, und sie sollten sie in Ergebung tragen. Es waren damals eben die Klagen der Gemeinden, wie die der Pastoren gehalten, so daß jene falsche Auswege suchten, diese keinen Rettungsweg sahen. So war es ganz natürlich, daß solche und ähnliche Anfragen allmählich verstummten und eine allgemeine wort- und natürlich auch thatlose Lethargie sich der Gemüther bemächtigte. „Es ist dabei nichts zu machen!“ so dachten die Schuldigen und Verirrten selbst; „es ist dabei nichts zu machen!“ so sprachen wir Pastoren, wenn sie sich um Rat und Hilfe an uns wandten. Stille Verzweiflung und murrender Groll erfüllte die Herzen jener, völlige Mut-

und Ratlosigkeit die Gemüter dieser. Da begann es aber leise, und anfangs unmerklich, allmählich aber stärker und hoffnungsreicher, etwa von 1863 ab, wie ein Frühlingshauch durchs ganze Land zu wehen: ein mildes, menschlich fühlendes Herz schlug von höchster Stelle herab auch für die Ärmsten und Geringsten. Die starke Hand, der hohe Sinn, der feste Charakter, der das harte Joch der Leibeigenschaft vom Nacken der Millionen Höriger genommen hatte, sollte der nicht auch das Gefängnis seiner ärmsten, weil an ihrem Lose selbst schuldigen, Unterthanen öffnen wollen und können? Woher diese Hoffnung stammte, aus welcher Saat sie aufkeimte — wer kann das nachweisen? Aber sie war da, wuchs und sproßte und verbreitete sich über das ganze Land. Es kamen einzelne, es kamen immer mehrere zu ihren Pastoren, um Erkundigungen einzuziehen und um Rat zu fragen. Wir konnten ihnen aber weder Auskunft noch Rat erteilen, konnten sie aber doch auch nicht barsch oder auch nur rund abweisen, konnten auch diese, freilich ganz vagen Hoffnungen nicht für Einbildungen oder gar für lügenhafte Gerüchte erklären, denn wir hielten sie ja auch nicht dafür, sondern wir fingen an, auch unferseits sie zu teilen. Aber der Refrain aller solcher Unterredungen mußte doch bleiben: „Unser Kaiser allein kann Hilfe und Rettung gewähren!“ Und auf die Frage: „Wie gelangen wir zu ihm? wie erreichen unsere Bitten sein Ohr?“ — konnte die Antwort nur lauten: „Wendet euch an seinen obersten Diener und Stellvertreter im Lande, an den Generalgouverneur! Und nun begannen wahre Wallfahrten nach Riga, von einzelnen, von Deputationen, von ganzen Scharen, welche das Schloß umlagerten, den Generalgouverneur mit schriftlichen und mündlichen Bitten bestürmten. Aber was konnte denn auch er am Ende thun? Die Unmöglichkeit des Rücktrittes war ein feststehendes Axiom, war Reichsgesetz,

das allgemein als auch für unser Land verbindlich galt, also konnte kein Unterthan, auch der höchsten einer nicht, etwas dabei ab- oder zuthun, er konnte nur das Bitten und Flehen der bedrängten Gewissen an die Stufen des Thrones bringen. Und das hat der Generalgouverneur, Baron Lieven, denn auch redlich gethan, und zwar immer und immer wieder, immer dringender und ernstlicher. Aber sogar der Selbstherrscher konnte ja nicht, selbst wenn er es wollte, so rasch und ohne weiteres Abhilfe schaffen, wie die naiven Bauerngemüther es sich vorstellten. Aber eines that er doch, von seinem hochherzigen, Wahrheit und Gerechtigkeit liebenden Sinne und menschlich fühlenden Herzen getrieben. Auf alle die sich drängenden und häufenden Berichte vom Generalgouverneur, dem Gensdarmenchef, der Ritterschaft und wohl auch anderer Instanzen über die Gewissensbedrängnis und Seelennot vieler Tausende, und der allgemeinen Unruhe im Lande, sandte er eine Vertrauensperson, den edlen und wahrhaftigen Generaladjutanten Grafen Bobrinski nach Livland, und zwar in die offenbar am tiefsten erregte fellinische Gegend, um dem Kaiser selbst direkt über die Zustände dort, die Klagen und Bitten der Leute Bericht zu erstatten. Er ließ durch das Ordnungsgericht — die damalige Land-Polizeibehörde — diejenigen Personen, welche Bitten an seine Majestät zu richten hätten, aus dreien Kirchspielen auffordern, an bestimmten Tagen und Orten sich an ihn zu wenden. Er werde sie anhören und ihre Bitten seiner Majestät übermitteln. Das erste Kirchspiel, welches er besuchte, war Helmet. Dort kam die Sache noch zu überraschend: die sonst sehr intelligenten, energischen und kirchlich gesinnten Helmetischen Leute hatten noch keine Zeit gehabt, sich die Sache zu überlegen, es fanden sich nur etwa 500 Personen ein, und verhielten sich, wie ich hörte, ziem-

lich zurückhaltend. In dem darauf besuchten Fellinschen Kirchspiele wurde die Zahl der Petenten schon auf ca. 1000 angegeben, und sie traten dringender und energischer auf. In Oberpahlen stieg ihre Zahl aber auf 1500—2000 und ihr Verhalten war, wie mir Augenzeugen versicherten, durchweg ernst, würdig und in vielen Fällen tief ergriffen und ergreifend. Teils schilderten sie ruhig, aber in fühlbarer Ergriffenheit ihre Reue über die Sünde ihres Abfalles, ihre Zweifel und Ungewißheit über ihre Konfessionshingehörigkeit, ihre Fremdheit und Abneigung gegenüber ihrer jetzigen Kirche, ohne sich doch je zu Schmähung derselben oder ihrer Gebräuche und Diener hinreißen zu lassen, teils waren sie wie aufgelöst in Reue, Schmerz und Seelenangst, so daß sie sich weinend und schluchzend auf die Kniee warfen und den Abgesandten des Kaisers flehentlich baten, er möge dem Kaiser ihre Reue und ihren Schmerz schildern und ihm berichten, daß sie ihn um Gottes und des Heilandes willen anflehten, er möge sie aus ihrem Seelengefängnis befreien, und sie zu ihrer Väter Glauben zurückkehren lassen. Der vornehme Weltmann war selbst tief ergriffen, zu wiederholten Malen erschüttert aufgestanden, um sich in den tiefen Fensternischen des Schloßsaales unbemerkt die Thränen zu trocknen. Diese tiefe Ergriffenheit zittert ja auch in seinem, später merkwürdigerweise in die Öffentlichkeit getretenen konfidentiellen Bericht fühlbar nach. „Und dabei keine ungehörige Äußerung über die fremde Kirche, keine Anklage gegen irgend eine Person, keine, auch nicht die geringste, Klage über hohe Pachten, Mangel an Land, über Gutsherren und Behörden; überhaupt keine Silbe von weltlichen Dingen!“ So hat der Graf selbst vor einem Deutschen und Lutheraner bewundernd ausgerufen. Aber den Leuten gegenüber hatte er, resümierend und abschließend gesagt, er könne sie nicht aus

ihrer jetzigen Kirche befreien, das sollten sie auch nicht vom Kaiser erwarten, zu ihr seien sie oder ihre Eltern freiwillig übergetreten, in ihr müßten sie bleiben, sie sollten sich also in ihr Schicksal ergeben. Aber aus diesen anscheinend hoffnungslosen Worten hörte das feine Ohr der Naturmenschen einen anderen Ton heraus: „Der Kaiser selbst kümmert sich um uns, kennt jetzt unsere Not — er wird sich doch unser erbarmen!“

In diesem Vertrauen ließen sie sich auch durch eine andere, sehr andersartige Sendung nicht irre machen. Im Juni 1864 machte der Erzbischof von Riga, der höchste Geistliche des Landes, eine pomphafte Rundreise durch eben dieselben drei Kirchspiele: ein Paroli, das er der Sendung des Grafen Bobrinski bot. Er hatte alle, die Klagen anzubringen hätten, vor sich entboten. In der griechischen Kirche zu Oberpahlen hatte sich eine Menge Menschen versammelt. Se. Eminenz forderte alle auf, welche Klagen gegen den Pastor oder Behörden oder Gutsherren anzubringen hätten, vorzutreten. „Wir haben keine Klagen vorzubringen, lautete die Antwort, sondern wir wollen zu unserem alten Glauben zurückkehren!“ Antwort: „Von Glaubenssachen ist hier nicht die Rede, sondern von Klagen, die ihr habt, und die ich dem Kaiser unterbreiten werde.“ „Wir haben keine Klagen, nur den Wunsch, aus dem Seelengefängnis freizukommen!“ tönte die Antwort aus dem Haufen, der zugleich näher herzudrängte. Da wurde der geistliche Herr sehr zornig, stampfte mit seinem Stabe auf den Fußboden, spie einen großen Klack aus — was wohl weder fein noch dem Orte geziemend war! — und schrie: „Wenn ich spreche, schweigen große Generale, und ihr Bauernvolk macht solchen Lärm in meiner Gegenwart, packt euch hinaus!“ „Wir gehen schon, da der Bischof nur weltliche Dinge hören will, während der

General unsere Gewissensklagen anhörte. Adieu!" Wie der Bericht Sr. Eminenz aufgenommen worden, weiß ich nicht. Aber im Mai 1865 wurde vom Generalgouverneur dem livländischen Konfistorio eröffnet, der Kaiser habe befohlen, in den Ostseeprovinzen von gemischten Brautpaaren fernerhin das Unterschreiben des Reversales, betreffend die Taufe und Erziehung ihrer zu erwartenden Kinder „nach den Lehren der rechtgläubigen Konfession“ nicht mehr zu fordern. Dieser konfidentielle Befehl wies allerdings in dem brennendsten Punkte, aber doch nur in einem Konfliktpunkte, der Schließung gemischter Ehen, und nur der nachfolgenden Generation, den aus den von jetzt ab zu schließenden Mischehen entsprossenen Kindern einen Ausweg,<sup>1)</sup> gewährte aber dem jetzt seufzenden und klagenden Geschlechte selbst keine Rettung, keine Erleichterung, war auch nur ein konfidentielles kaiserliches Schreiben, kein ordnungsmäßig publiziertes kaiserliches Gesetz. Und die Angehörigen dieses Geschlechtes, sie fühlten sich ausgestoßen, heimat- und friedlos, in ihrem Gewissen „zwischen Himmel und Hölle“, wie sie häufig ihren Seelenzustand bezeichneten, und fanden keinen Ausweg, keinen Weg zur Versöhnung und zum Frieden. Aber gerade weil keine helfende Hand sich ihnen entgegenstreckte, weder von außen noch von oben her, tauchte hier und da, und immer häufiger und immer energischer der Gedanke an Selbsthilfe auf. Ehepaare, welche in gemischter Ehe lebten, konnten es nicht übers Herz bringen, ihre Kinder zur Taufe in die fremde Kirche zu bringen, sondern entschlossen sich, sie selbst nach

---

1) Und auch dieser erste und einzige Schritt zur Befreiung der Gewissen ist ja wieder zurückgethan worden, indem unter Alexander III. dieser konfidentielle Befehl Alexanders II. aufgehoben und der alte Reversalzwang ausdrücklich wieder hergestellt worden ist!

lutherischem Ritus zu taufen. Namentlich waren lutherische Mütter meist entschlossener und mutiger dazu, als lutherische Väter. Die Anleitung dazu gab ja das Haus- und Kirchenbuch, der Wert, die Kraft des Sacramentes war ja nicht abhängig von der Hand des taufenden Pastors oder Priesters, das wußten sie sehr gut von der Konfirmandenlehre her, und das bewiesen ihnen die in den großen Gemeinden sehr häufig vorkommenden Nottaufen. Und um Nottaufen handelte es sich wahrlich doch auch in diesen Fällen, wenn auch nicht um allerlei Leibes-, sondern bittre Seelennot. Gemischte Brautpaare, welche die kirchliche Trauung in der lutherischen Kirche nicht erlangen konnten um des weltlichen hindernden Gesetzes willen, in ihrer jetzigen Kirche aber nur unter der Bedingung der Unterzeichnung des Reverses, in welchem sie ihre zu erwartenden Kinder der griechischen Kirche zusagen mußten, thaten sich entweder ohne weiteres zu ungesegneten, wilder Ehe zusammen, oder gaben vor dem Gemeindegewichte die Erklärung zu Protokoll, daß sie sich miteinander verlobt hätten, und nun sich als bürgerlich verheiratet betrachteten und als Eheleute miteinander leben wollten. Es wurde wohl auch ein gewisser Ersatz für die kirchliche Einsegnung in einer häuslichen Andacht mit Gesang, Verlesung von Schriftabschnitten und Gebeten durch Eltern oder sonstige, mit Leitung von Andachten vertraute Personen, gesucht. Oder es stellte sich ein solches gemischtes Brautpaar, wenn es nicht hoffen durfte, unter einer Menge von zu trauenden Paaren, vom Pastor unerkannt, sich die lutherische Trauung zu erschleichen — was auch vorkam — in die Nähe der anderen Paare, nahm in dieser Weise nach seiner Meinung teil am Segen des Wortes und wechselte in aller Stille unter sich selbst die Ringe. Das heilige Abendmahl erschlichen sich viele, indem sie sich unter die Schar der übrigen Kom-

munifanten, bei der Größe der Gemeinden unerkannt und unbemerkt, mischten. Das waren aber doch unleidliche, anarchische, allen kirchlichen Ordnungen Hohn sprechende, sie allmählich auflösende, und den Wahn, als genüge es, äußerlich und wargsel wiisil (diebischer Weise) an den Gnadenmitteln unserer Kirche teil zu nehmen, erzeugende und nährend Zustände. Dabei aber überließen immer zahlreicher Bittende den Pastor, die ihn drängten und anflehten, sich ihrer Gewissensnot zu erbarmen. Es kamen da so manche rührende, ja erschütternde Fälle vor. Unter ihnen steht mir namentlich in unauslöschlicher Erinnerung mein Hans Pihlak. Er ist es, der mich innerlich überwunden, zu klarer Erkenntnis und fester, unerschütterlicher Entscheidung gebracht hat. Er hatte als junger, aber schon erwachsener Mensch sich firmeln lassen, und zwar, wie er offen gestand, nach dem Beispiele so vieler anderer, nur um der erhofften weltlichen Vorteile willen, aber doch schon mit bösem Gewissen. Um seine neue Kirche, um ihre Lehre und Gebräuche hatte er sich nicht im geringsten gekümmert, war nur ein oder zweimal in Jahren in ihr zum Abendmahle, sonst aber nur in die lutherische Kirche gegangen, deren Lehre und Gebräuche ihm bekannt und lieb waren, und zu welcher ihn die Predigt des Wortes Gottes hinzog. Aber innerlich angefaßt oder ergriffen fühlte er sich kaum je. Regten sich in ihm Skrupel wegen Verleugnung seines väterlichen Glaubens, so drängte er sie zurück durch die fatalistische Beschwichigung: Mis on tehtud, see on tehtud! (Was gethan ist, ist gethan!) und lebte so fort, bloß seinen irdischen Interessen. Aber nur eine Lutheranerin zu heiraten, war er fest entschlossen, und wählte auch eine solche. Als ihm aber das erste Kind, ein Sohn, geboren war, vergoß die junge Mutter bittere Thränen bei dem Gedanken, es einem „fremden Glauben“ fortgeben zu sollen. Ihr Mann aber drängte ihr

Widerstreben durch die Erwägung zurück: Es könne eben nicht anders sein! So wurde es denn auch nach griechischem Ritus getauft. Dieses erste Kind blieb aber eine Reihe von Jahren das einzige, und das Weib kränkelte fast fortwährend. Beides erschien ihr wie eine Strafe Gottes, und der Gedanke: „Ich hätte es nicht fortgeben dürfen! — weil ich es aber doch gethan, vertraut mir Gott kein anderes mehr an!“ — setzte sich in ihr fest, und gewann auch in dem Manne Boden und Wurzel. Dazu kam noch mancherlei sonstiges Kreuz von anderen Seiten her: der Mann hieb sich ins Knie, litt monatelang an dieser Wunde und schwebte in Gefahr, ein Krüppel zu werden. Dazu brannte ihm sein Haus ab und kam er in seinem Wohlstande sehr zurück. Während ein neues Haus gebaut wurde, mußten die Eheleute in der Badestube leben, und dort wurde ihnen nach mehreren Jahren ein zweites Kind, eine Tochter, geboren. „Das aber gebe ich nicht dem Priester!“ erklärte die Mutter. „Aber,“ entgegnete der Mann, „es muß doch getauft werden, wer wird es denn taufen?“ „Ich werde es selbst taufen!“ erwiderte sie entschlossen. Der Mann schwieg und ließ die Sache auf sich beruhen, und so wurde das Kind ein paar Wochen alt. Unterdessen war aber dem Geistlichen angezeigt worden, es sei dort und dort ein Kind geboren, aber die Mutter wolle es selbst lutherisch taufen. Da erschien er denn eines Tages in dem Gesinde, während der Mann nicht zu Hause war, fand die Thür der interimistischen Wohnung verschlossen, klopfte und polterte an derselben und drohte sie zu sprengen, da er aus dem aufsteigenden Rauche erkenne, daß Menschen in der Wohnung seien. Darauf eingelassen, fragte er sie streng, warum sie denn ihr Kind nicht zur Taufe zu ihm bringe? ob sie es denn selbst taufen wolle? „Das wolle sie allerdings!“ „Ach was! Das verstehst Du ja gar nicht!“

Antwort: „O, das verstehe ich sehr gut; hier ist mein Gesangbuch, hier meine Bibel, diese teuren Bücher lehren mich das vollständig,“ und dabei legte sie die Bücher auf den Tisch. Aber als der Mann mit den brutalen und frivolen Worten: „Das sind Dreckbücher!“ dieselben vom Tische auf den Boden warf, fuhr sie, in ihrem lutherischen Bewußtsein gekränkt, wie eine Löwin auf mit den Worten: „Was, Ihr wollt ein Diener des Wortes sein, und schmähet und vermehrt so das Wort Gottes? Eure Hand soll mein Kind nun und nimmermehr berühren! Macht, daß Ihr sofort meine Stube und meinen Hof verlasset!“ Das geschah denn auch mit ziemlicher Eile, denn ihre Geberden wurden bedrohlich. Nach der Rückkehr des Mannes sagte ihm das Weib, nachdem sie ihm erzählt, was geschehen war: „Nun schaffe die Paten noch heute herbei, ich muß das Kind noch heute taufen, damit es mir nicht etwa mit Gewalt geraubt und getauft wird.“ Das geschah nun nicht, denn zu einer Gewaltthat wollte sich niemand als Handlanger hergeben, vielmehr taufte die tapfere Mutter ihr Kind ungestört selbst, und blieb auch nachher unangefochten. Darin sah nun auch der Mann Gottes Finger, der auch ihn zu sich winke. So äußerte er sich, als er mich um Eintragung des Kindes in das lutherische Taufregister bat. Ich konnte nicht umhin, ihm zu willfahren, da es doch unzweifelhaft lutherisch getauft worden war. Das schien aber damals noch den meisten als eine gar bedenkliche und gefährliche Sache. Auch durch sein älteres Kind, den griechisch getauften Sohn, klopfte der Herr wie durch einen Finger an das Herz meines Hans Pihlak. Der Knabe war unterdes schon ziemlich herangewachsen und fragte seine Eltern wiederholt, warum er nicht auch wie die andern Kinder in die Schule geschickt werde, er wolle auch Gottes Wort und allerlei Gutes lernen und sich schöne Bücher

verdienen, wie sie der Pastor fleißigen Kindern schenke zc. Und als ihm der Übertritt des Vaters als Hindernis an-gegeben wurde, stimmte ihn das sehr nachdenklich und traurig, und machte er dem Vater Vorwürfe darüber. Diese wurden immer ernstlicher und schwerer und trafen den Mann tief ins Herz und schreckten ihn aus seiner bisherigen Indolenz auf. Er begann sich ernstlich zu fragen, wie er für die Sünde seines Abfalles Vergebung von Gott erlangen und die Folgen derselben von sich und seinen Kindern abwenden könne. Die Erkenntnis dieser Sünde führte ihn denn auch immer tiefer in die Erkenntnis seiner ganzen Sündhaftigkeit hinein, trieb ihn in die Buße und setzte ihn in Unruhe und Angst um sein Seelenheil. In diesem Seelenzustande suchte er mich wiederholt auf. Ich wies ihn nun auf Gottes Gnadenverheißungen im Alten und Neuen Testamente hin. Er nahm sie gern und dankbar auf, aber sehnte sich doch nach einer speziellen Versicherung der Gnade gerade für ihn. Ich verwies ihn auf die Taufe, als den Reinigungsbrunnen für allen Sündenschmutz, auch alle Untreue und Verleugnung, denn sie habe auch ihm das Kindesrecht, jederzeit zum verlassenen Vater zurückzukehren, gegeben. Er erwiderte aber, eben dieses Kindesrecht habe er hingeworfen, indem er das Recht, am Tische Gottes gespeist zu werden, verscherzt habe. Am Altar habe er gegen den Altar gesündigt, nur am Altar könne er Gottes Gemeinschaft, Vergebung seiner Sünde und Seelenfrieden wiederfinden. Ich entgegnete, daß ja auch die „andere“ Kirche das Sakrament des Altars habe, und er dort jederzeit in demselben auch den Leib und das Blut des Herrn empfangen könne. „D“, sagte er, „vor drei Jahren bin ich zum letztenmal zum Abendmahl gewesen. Das war aber keine leichte Sache. Zuerst wurde als Vorbedingung von mir verlangt, ich solle mein Weib und meinen Sohn mit zum

Abendmahl und meine Tochter zur Salbung bringen. Als ich mich dessen weigerte, weil ich gegen jene nicht Gewalt brauchen könne und wolle, wurde mir endlich unter Schelten und Zanken befohlen, niederzuknien, und mir dann Brot und Wein hastig und gewaltsam in den Mund gestopft, so daß ich das heilige Abendmahl nur mit Zorn und Grimm im Herzen empfangen konnte: ratet Ihr mir nun, wieder so und immer so zum heiligen Abendmahl zu gehen?" „Nein, dazu kann ich Dir allerdings nicht raten. Verzichte lieber ganz auf den Genuß des Abendmahls, denn der ist nicht unbedingt notwendig zur Seligkeit, das Wort Gottes und die Taufgnade reichen bis zum Lebensende aus.“ „Aber, lieber Pastor, der Herr Christus hat doch neben dem Worte und der Taufe uns auch das Abendmahl eingesetzt und hinterlassen: das kann doch nicht etwas Überflüssiges sein, und ich fühle, daß es mir etwas Notwendiges ist, ohne welches ich keinen Frieden finden kann.“ „Du magst wohl recht haben, aber das weltliche Gesetz verbietet uns Pastoren, euch das Abendmahl zu reichen, ihr müßt alle Obrigkeiten, von den niederen an bis zu den höchsten um Aufhebung dieses Gesetzes bitten.“ „Das wollen wir wohl allmählich thun, haben auch schon angefangen, aber das nimmt sehr viel Zeit, wohl viele Jahre, und wer weiß, ob alles Bitten überhaupt hilft: was soll denn unterdessen und endlich mit mir werden? Ich kann ohne das Abendmahl nicht leben, nicht Frieden finden. Kein Gouverneur und kein Minister hat es, Ihr aber habt es, könnt und sollt es „uns Christen“, denen doch auch gesagt ist: trinket alle daraus! — reichen: was ist es, das Euch daran hindert? Nehmt es mir nicht übel, lieber Pastor, aber ist es nicht bloß Menschenfurcht?“ Das Wort traf mich wie ein Blitz: der einfache Bauer hatte den Theologen aus einer Position nach der anderen gedrängt, aus einer Schanze

nach der anderen geschlagen und zuletzt völlig überwunden, niedergeworfen, entwaffnet. Ich schwieg längere Zeit und sagte dann: „Höre Hans, das ist ein hartes Wort! Bedenkst Du auch, was Du von mir verlangst: ich soll gegen das Gesetz handeln, gegen die Obrigkeit mich auflehnen, Amt und Krone aufs Spiel setzen, möglicherweise Weib und Kind von Haus und Hof vertreiben und ihnen das tägliche Brot rauben! Bedenkst Du auch das?“ „O ja, Herr! Aber was soll ich machen? Wie und wo anders soll ich Frieden und meiner Seelen Seligkeit finden?“ „Ja, das sind so große Dinge und wichtige Fragen, erwiderte ich, daß ich Dir unmöglich stehenden Fußes und auf meinen Kopf hin Antwort erteilen kann. Wir Pastoren des Fellinschen Sprengels werden aber nach wenigen Wochen hier in meinem Hause unsere Sprengelsynode halten. Da will ich die Sache zur Besprechung und Beratung bringen und Dir dann noch mitteilen, was wir beschlossen haben; komm nach der Sprengelsynode wieder.“

— Der Mann ging und hatte kaum die Thür hinter sich zugezogen, als ich mich vor die Stirn schlug und ausrief: „Er hat recht, völlig recht! Es ist ja nichts weiter als Menschenfurcht, was uns bisher gefesselt hat. Aber es steht geschrieben: Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen“ (Apostelgesch. 5, 29). So setzte ich mich denn hin und schrieb für die Sprengelsynode einen Vortrag nieder, welcher mit den Worten schloß: „Wir können uns nicht mehr gebunden erachten, das reine Wort und Sakrament, worüber wir nur zu Haushaltern, nicht zu Gefängniswächtern gesetzt sind, denen zu wehren, die danach verlangen. Und ich speziell gedenke, so Gott will, dem Konsistorio zu erklären, daß ich

1. jedes Kind, das mir zur Taufe gebracht wird, taufen,
2. jedes Kind, das mit Zustimmung seiner Eltern und

freiwillig die Konfirmandenlehre besucht, und die nötige Erkenntnis zeigt, konfirmieren,

3. jedes gemischte Paar, dem die Trauung von griechischer Seite wegen Nichtunterzeichnung des Reversales verweigert wird, trauen,

4. jede Seele, die aufrichtiges Verlangen nach dem reinen Sakrament in unserer Kirche und aufrichtige Buße über den Abfall von unserer Kirche zeigt, zum Abendmahle nehmen werde. Das walte Gott!"

Die Wirkung meines Vortrages auf die Sprengelsbrüder war zunächst eine Art des Schreckens und des Widerstrebens, wie das zuerst in der Frage meines alten Freundes und nachherigen Kampfes- und Leidensgenossen, Eugenius Mickwitz des Älteren sich aussprach: „Bedenkst Du auch, was Du uns zumuteßt?“ Ich antwortete: „Gewiß! aber nicht an euch, sondern an uns stelle nicht ich, sondern Gottes Wort diese Zumutung!“ Und nach eingehender, ernster, tief bewegter Debatte gaben mir alle meine Sprengelsbrüder recht und fielen mir zu, und gaben ihr Votum dahin ab, ich solle meinen Vortrag im Namen und Auftrag des Sprengels auf der Provinzialsynode wiederholen. Von der Sprengelsynode war ich eben zurückgekehrt, als sich auch schon Hans Pihlak wieder einstellte, nun aber schon von einigen Leidens- und Strebensgenossen begleitet, um zu erfahren, was dort besprochen und beschlossen worden. Als ich ihm berichtete, die Sache müsse, als eine Angelegenheit der ganzen Landeskirche, auf die Provinzialsynode kommen, erklärten sie, geduldig warten zu wollen. Die Provinzialsynode wurde im Jahre 1865 in Walk gehalten. Als ich auf dem Katheder stand, fühlte ich vermöge des sympathischen, geistigen Fluidums zwischen Redner und Zuhörern die atemlose Spannung und gewissermaßen ängstliche Erwartung, welche sich über die

ganze Versammlung lagerte, da ihr der Gegenstand meines Vortrages bekannt geworden war, und mir ahnte, daß für mich, für die Synode, für die Kirche des Landes ein bedeutungsschwerer, tief einschneidender, historischer Moment eingetreten war. Als ich geendet hatte, machte der Präses, Christiani, nur die Bemerkung, es bliebe wohl noch einige Zeit übrig, denn nach diesem Vortrage dürfte wohl niemand aus dem Stegreife sprechen wollen, er verschiebe daher die Diskussion bis auf den folgenden Tag. — Beim Verlassen des Versammlungsjaales konnte ich bemerken, wie einige Pastoren mich mit einer gewissen Verwunderung, ja einer Art von Ehen anjahen, andere aber sich in gehobener Stimmung und freudiger Erregung um mich scharten und eine fortgesetzte, eingehende Beratung und ungezwungene private Besprechung dieses Gegenstandes verlangten. Dazu forderte ich denn alle Interessenten in unser, der Felliner, ziemlich geräumiges Quartier auf. Dort, im von Buddenbrockschen Hause am Lohdeschen Kirchplatze, versammelte sich dann auch bald so ziemlich die ganze Synode, und einigte sich nach heißer Redeschlacht auf Grund der meinen Vortrag resumierenden Sätze zu folgender Erklärung: „Der lutherische Pastor in Livland, durch Gottes Wort in seinem Gewissen gebunden, kann unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht umhin, solche Glieder der griechischen Kirche, welche (vormals Lutheraner) das Bedürfnis ihrer Seelen zum Glauben ihrer Väter zurücktreibt, und die, in der Not ihres Gewissens, den Anschluß an unsere Kirchengemeinschaft suchen, auch dieses vor der griechischen Geistlichkeit offen zu bekennen und die Folgen ihres Schrittes zu tragen bereit sind, nach sorgfältiger Prüfung ihres Erkenntnisstandes und ihrer Motive und resp. nach geschehener Unterweisung — in die Gemeinschaft unserer Kirche aufzunehmen.“ Dann wurden

noch eingehend Grundzüge der gemeinschaftlichen Praxis festgestellt in Bezug auf die Taufe, die Konfirmation, Rekonkiliation (Auslöschung und Wiederaufnahme) und endlich die Proklamation. Aber aufgegeben wurde die Kopulation gemischter Paare und die Taufe von Kindern aus ganz griechischen Ehen. — Als ich im Auftrage der Vorversammlung am folgenden Tage in voller Synodalsitzung diese Erklärung vorlas und zum Schlusse alle diejenigen, welche ihr zustimmten, aufforderte aufzustehen, tauchte gleich zuerst vor mir Christianis weißes Haupt auf, und ihm nach erhob sich fast die ganze Synode bis auf 18 Glieder, welche zum Teil nur als Unbeteiligte, weil sie in ihrer Gemeinde keine Konvertiten hatten, sich von der Erklärung ausschlossen.

So war also der Würfel geworfen, der Rubikon überschritten, oder vielmehr im Gehorjam gegen Gottes Wort, getrieben vom seelsorgerischen Gewissen, hatte die schwedische Geistlichkeit einen schweren und voraussichtlich langen Kampfs- und Leidensweg beschritten, dessen Ausgang in drohendem Dunkel vor ihr lag. Sehr bald nach meiner Rückkehr von der Synode stellte sich Hans Bihlak wieder bei mir ein, jetzt aber schon von 17 Gesinnungsgenossen begleitet, in sichtbarer Spannung. Ich referierte ihnen in kurzem das Resultat der Synodalverhandlung, welches ihnen Ausbrüche der Freude und des Dankes entlockte und zur Frage drängte, wann ich sie denn annehmen werde, und was sie zu thun hätten? Ich verwies sie zur Geduld: ich müsse erst Erkundigungen über ihren Lebenswandel, ihre Glaubensstellung und ihre Haltung ihrer bisherigen Kirche gegenüber einziehen, ihr religiöses Wissen und ihre Glaubenserkenntnis in längerem Verkehre prüfen und die ganze Angelegenheit mit den kirchlichen Gemeindegliedern eingehend besprechen und ernstlich erwägen. Dann müßten sie sich erst darüber erklären, ob sie bereit

feien, wegen ihres damaligen Abfalles Buße zu thun, aufs neue dem Herrn Treue zu geloben und das Kreuz Christi auf sich zu nehmen und dem Herrn nachzufolgen. Sie versprachen wohl, geduldig zu warten, baten aber doch zugleich, ich möchte sie nicht zu lange warten lassen, denn ihre Sehnsucht werde je länger desto stärker. Sehr bald berief ich auch die Ältestenversammlung. Diese stellte den Bönitenten in Bezug auf ihren Lebenswandel ausnahmslos ein günstiges, und in Bezug auf ihre Reue und Buße und ihre Sehnsucht nach Umkehr und Wiederaufnahme ein mehr oder weniger anerkennendes Zeugnis aus. Nun teilte ich der Versammlung die Beschlüsse der Synode in nuce mit und erklärte, daß ich entschlossen sei, diesen gemäß zu handeln und also die reuig wiederkehrenden Konvertiten in die Gnadenmittelgemeinschaft unserer Kirche wiederaufzunehmen. Ich möchte das aber nicht ohne ihre, der kirchlichen Gemeindeältesten, Einwilligung und ohne Zusicherung ihrer Glaubens- und Gebetsgemeinschaft thun; sie möchten sich also über die Frage aussprechen, ob die lutherische Kirche sich der von ihr abgefallenen, nun aber reuig wieder zu ihr zurückkehrenden Kinder annehmen solle oder nicht? — In der darauf sich entwickelnden Verhandlung traten hauptsächlich zwei Anschauungen hervor. Die Vertreter der einen urteilten hart über die Konvertiten: „Sie seien um irdischer Vorteile willen vom Glauben abgefallen, trügen also in ihrer Gefangenschaft nur die von ihnen verdiente Strafe, seien es aber nicht wert, daß ich mich für sie aufopfern wolle, noch auch, daß die der lutherischen Kirche treu gebliebene Gemeinde um ihretwillen mitleiden und etwa ihren Pastor verlieren sollte.“ Die Vertreter der anderen Anschauung äußerten sich dagegen etwa dahin: „Gewiß seien diese Leute schuldig, aber sehr viele von ihnen be-reuten aufrichtig und tief ihren Abfall und sehnten sich von

Herzen zurück — wenn nun der Pastor sich ihrer erbarmen und sich event. selbst opfern wolle, sollten sie denn ohne Erbarmen gegen die armen Abgefallenen ihm entgegen treten und ihn hindern wollen? Vielmehr sei es ihre Pflicht, seine kämpfenden und betenden Arme durch ihre Fürbitte und Gemeinschaft im Glauben und in der Liebe zu stärken und zu stützen.“ Diese Ansicht, namentlich von einem Schulmeister klar und feurig vertreten, gewann mehr und mehr das Übergewicht, und das Schlußwort lautete etwa: „Ich möge in Gottes Namen thun, wozu mich des Herrn Geist und mein erbarmendes Hirtenherz treibe, sie wollten mir nie einen Vorwurf darüber machen, vielmehr mir mitbetend und auch mitkämpfend zur Seite stehen.“ Es war eine in der That stärkende und erhebende Versammlung! Nun ging ich auch ruhig und entschlossen, ohne Furcht und Zweifel, den Weg vorwärts, der deutlich vor mir lag. Die Petenten waren alle durch die lutherische Konfirmandenlehre hindurchgegangen, bedurften also einer solchen nicht mehr, bewiesen in mehreren prüfenden Unterredungen nicht bloß, daß sie alle zu lesen verstanden, sondern auch, daß sie fleißig die Schrift gelesen hatten und den lutherischen Katechismus kannten, erklärten sich auch bereit, den beabsichtigten Schritt dem Priester, ihrem bisherigen Seelsorger, anzuzeigen, in Gegenwart der Ältesten der kirchlichen Gemeinde ihre Sünde des Abfalls zu bekennen, und um Vergebung derselben zu bitten, also im Beicht- und Bußakt die Rekonziliation (Versöhnung) mit der Kirche zu suchen, und sie darauf im heiligen Abendmahl zu empfangen. Zu diesem kirchlichen Doppelakte setzte ich denn den 2. Oktober 1865 fest und berief dazu die Rekonwertiten in die Kirche. Aber nicht an einem Sonntage zum öffentlichen Gottesdienste, sondern an einem Sonnabende in einer Nachmittagsstunde zu einem von mir liturgisch neugeordneten Beicht-, Ab-

solutions- und Abendmahlsakte. Derselbe sollte auch privater Natur sein, daher hatte ich auch keinerlei Bekanntmachung ergehen lassen. Aber dennoch fand ich, als ich in ernster Bewegung und tiefer Ergriffenheit die Kirche betrat, sie von einer in lautloser Stille, in halb ängstlicher, halb stamrender, gespannter Erwartung harrenden, großen, dicht gedrängten Gemeinde überfüllt. Lautlos lauschte diese meiner Rede, lautlos dem kräftig gesprochenen Beichtbekenntnisse und Treugelübde meiner achtzehn Rekonvertiten. Als diese aber mit ihren Frauen zusammen das Abendmahl empfangen hatten und ihnen nach geschlossener Feier noch vor dem Altar die Hand reichten (esthische Eheleute küßten sich nicht in Gegenwart anderer) und sie kräftig und bedeutungsvoll drückten, ging eine Bewegung durch alle Umherstehenden. Aber gewiß nicht bloß diese Bewegung rein menschlichen Mitgeföhls, sondern auch mannigfache Regungen ängstlicher Sorge, zweifelnder Frage, ja heller Angst einerseits, aber auch getrosteten Glaubens, freudiger Erhebung und tapferer Zuversicht anderseits. In meinem Herzen, das darf ich wohl sagen, überwogen die Geföhle letzterer Art, denn ich war dessen gewiß, daß ich nur gehorjam den Weg wandelte, welchen mir mein Herr gewiesen hatte. Aber wie wird die Sache weiter gehen? Was wird nun weiter geschehen? Darauf wartete ich mit Spannung. Daß mein alter Freund und nächster Nachbar Eug. Mickwitz senior-Billistser gerade in jenen Tagen auch die ersten Rückkehrenden zum Abendmahle angenommen habe, aber in der Stille seiner Amtsstube, erfuhr ich sehr bald durch ihn, aber ob etwas und was etwa sonst im Lande geschehen sei, davon erfuhr ich nichts. Aber sehr bald sollte ich recht viel davon hören. Es kamen in kurzer Frist briefliche und auch telegraphische Anfragen von Pastoren und anderen Personen, aufgeregte, sorgenvolle, ängstliche, auch

vorwurfsvolle von den verschiedensten Seiten, welche mir zeigten, daß außer mir und Mickwitz kein anderer Pastor, trotz des Synodalbeschlusses, in der Sache bisher vorgegangen sei. Und im Anfang Dezember erschien plötzlich der Gensdarmenchef, Oberst Andrejanoff, bei mir mit dem Auftrage vom Generalgouverneur Grafen Peter Schuwaloff, sich über die Sachlage zu informieren, und auch namentlich mich über sie, meine Handlungsweise und meine Motive zu befragen. Das that er denn auch, nachdem er seine Vollmacht vorgezeigt, und zwar, wie ich hervorheben muß, in der höflichsten und wohlwollendsten Form. Ehe ich die verlangten Auskünfte gab, wahrte ich mir mein Anrecht auf meinen besondern Gerichtsstand als Pastor in allen amtlichen Angelegenheiten, wie diese unzweifelhaft eine sei, wurde aber von ihm dahin bedeutet, es handle sich um keine gerichtliche Untersuchung, die käme natürlich nur dem Konsistorium zu (das stand damals fest), sondern um eine Information für den Chef der Provinz. Zweifelsohne habe ich das Recht, jede Auskunft zu verweigern, und in dem Falle werde er sofort wieder zurückreisen, aber er könne mir die Versicherung geben, daß mir seine Information in keinem Falle schaden, wohl aber möglicherweise falsche Gerüchte oder falsche Angaben oder auch böswillige Denunziationen abschneiden könne. Als ich darauf hin meine Bereitwilligkeit zu antworten erklärt hatte, legte er mir die Fragen vor, ob ich eine gewisse Anzahl von Personen griechisch-orthodoxer Konfession zum Abendmahl angenommen, aus gemischten Ehen stammende Kinder getauft und andere eben solche konfirmiert habe? Als ich ihm darauf mit einem runden, klaren: „Ja!“ antwortete — denn solche Fälle waren unterdes auch schon vorgekommen — nahm er meine Antwort zunächst noch nicht zu Protokoll, sondern erklärte, er wolle meine Antwort nicht gehört haben, ich sollte viel-

mehr die Tragweite dieser Aussage vorher mir noch reiflich überlegen, denn es handle sich um Handlungen, welche vom Gesetz als Verbrechen bezeichnet werden und mit harten Strafen, eventuell bis zur Verbannung nach Sibirien gestraft werden könnten. Ich erwiderte lächelnd, glaube ich, weiterer Überlegung bedürfe es nicht mehr, denn ich habe mir meine ganze Handlungsweise schon aufs reiflichste und gewissenhafteste allseitig überlegt, habe auch nichts heimlich, sondern offen und vor Hunderten von Zeugen gehandelt, und ich sei bereit, alle meine Schritte offen auch vor der geistlichen und weltlichen Obrigkeit bis zu ihrer höchsten Spitze hinauf zu vertreten. Darauf erbat er sich die Erlaubnis, obgleich Latein und griechisch Orthodoxer, an mich die Fragen richten zu dürfen, wie ich meine Handlungsweise dem vierten Gebote gegenüber rechtfertige. Nun gab ich ihm, nachdem ich mir seine Einwilligung zu einem längeren Vortrage erbeten, eine Schilderung der Seelennot der zur Erkenntnis gekommenen Konvertiten, ihres unablässigen Drängens und Bittens um die Erlaubnis zur Rückkehr, unserer, der Pastoren, Herzensnot und Gewissensbedrängnis den Zurückstrebenden gegenüber, der von ihnen teils schon verursachten, teils noch drohenden Unordnungen und anarchischen Zustände. Ferner, unserer inneren geistigen und seelischen Kämpfe, unseres allmählichen Durchdringens zur Klarheit und zum Entschlusse, entwickelte, wie wir zu demselben gelangt, und ihn zuerst auf der fellsinschen Sprengels- und dann der livländischen Provinzialsynode von 1865 ausgesprochen und deklariert, und wie nun ich und mein lieber Amtsbruder, jeder von beiden in seiner Weise, demgemäß gehandelt hätten, unsere innere Überzeugung in Thaten umsetzend. Der Militär- und provinzielle Chef der geheimen Polizei, dabei aber ein Mann von Herz und Ehre durch und durch, hörte mit großer Aufmerksamkeit und offen-

bar innerlicher Beteiligung meinen improvisierten Vortrag bis zu Ende an, versicherte mich seiner größten persönlichen Hochachtung und herzlichen Teilnahme, welche er auch durch die That in seinen Berichten an den Generalgouverneur und seinen speziellen Vorgesetzten, den obersten Gensdarmenchef, beweisen wolle. Das hat er auch, wie ich gehört, redlich gethan, indem er mich tüchtig herausgestrichen hat. Noch an demselben Abende klärte ich meine Frau über die Bedeutung dieses Besuches und Verhöres auf; das sei freilich nur der Anfang! Sie erwies sich jedoch als mein tapferes und frommes Weib: Ganz still und ergeben nahm sie diese ernste und bedrohliche Mitteilung auf, ohne Klagen, ohne Thränen, und selbstverständlich ohne Vorwürfe: „Es ist die Sache des Herrn, wir sind in seiner Hand!“ — Daß dieses erste Verhör nur der Anfang gewesen, erwies sich sehr bald. Das Konistorium beauftragte mit einem solchen seinerseits zuerst den Propst, zu dem wir, Mickwitz und ich, bei schlechtestem Wege und Wetter reisen mußten, weil er krank war, und zwar ganz vergeblich, wie es bei einem so oberflächlichen Verhör nicht anders sein konnte. Dann wurden wir vom Generalsuperintendenten nach Dorpat citirt. Er hatte vom Generalgouverneur den Auftrag, uns zum freiwilligen Rücktritte aufzufordern, er werde dann für uns sorgen. Einen solchen Schritt wiesen wir weit von uns, denn er würde gleichzeitig Feigheit und Dummheit dokumentieren. Unterdessen regte es sich aber in der Gemeinde: sie wollte nicht die Hände in den Schoß legen, sondern auch ihrerseits für ihren Pastor und für ihre Volksgenossen, welche beide um ihres Gewissens willen in Gefahr schwebten, mithin auch für ihre Kirche und die Gewissensfreiheit, bittend und petitionierend eintreten. Anfänglich gedachten sie das Konistorium und den Generalgouverneur anzugehen, bald aber flogen ihre Gedanken weiter

und höher: nach Petersburg, wo sie durch die Fürsprache des ihnen wohlbekannten Landmannes und Volksgenossen, des Petersburger Generalsuperintendenten Laaland, zum Minister und vielleicht auch bis zum Kaiser selbst zu gelangen hofften, auf dessen gütiges Herz sie besonders ihre Hoffnung stellten. Zur Deckung der Reisekosten wurde Geld gesammelt und willig und so reichlich beigesteuert, daß es für mehr als ein Duzend Deputirter hinreichte. Ende Januar machten sich diese unter Führung des Parochiallehrers, eines redewandten, eifrigen und damals mir sehr ergebenen Mannes auf den Weg über den gefrorenen Peipussee, auf dem sie gefährliche Abenteuer erlebten, in die Residenz. Dort erregte das Duzend von Schwarzröcken — sie hatten absichtlich alle die Nationaltracht beibehalten — einiges Aufsehen, der Zweck ihrer Anwesenheit wurde besprochen, die liberale gute Gesellschaft interessierte sich für sie. Der Zutritt zum Minister Balujeff wurde ihnen ohne weiteres gewährt. Der Minister empfing sie gütig und hörte die Ansprache ihres Führers, der sich gern reden hörte und sich daher auch gewiß nicht gerade kurz gefaßt haben wird, geduldig an und beantwortete sie freundlich. Er erklärte sich bereit, ihnen eine Audienz bei Sr. Majestät, um welche sie besonders dringend gebeten hatten, zu verschaffen. Aber er riet ihnen davon ab, darauf zu bestehen, denn das Gesetz, welches den Übertritt von der griechischen zu einer anderen Konfession verbiete, bestehe noch zu Recht. Dagegen habe ihr Pastor, der ihm auch bekannt sei, und jene Rekonvertiten gefehlt, sie müßten also in Geduld abwarten und hinnehmen, was die Obrigkeit beschliesse. Gegen das bestehende Gesetz wolle und könne selbst der Kaiser nicht handeln. Er habe aber die gütigsten Gedanken und gnädigsten Absichten. Diese auszuführen, würde ihm aber erschwert werden, wenn er genötigt würde,

in öffentlicher Audienz die Geltung jener konfessionellen Gesetze gleichsam nochmals zu proklamieren. Er rath ihnen daher, auf eine Audienz zu verzichten: das werde für die Sache vorteilhafter sein. Diesem Rathe folgten sie denn auch, nachdem sie auch Saalands und anderer wohlwollender Männer Botum eingeholt hatten, und kehrten nach Hause zurück, befriedigt durch den freundlichen, Hoffnung gebenden Empfang. Dort kamen sie gerade zu rechter Zeit zu der vom Konsistorio im Februar 1866 veranstalteten extraordinären Kirchenvisitation an, welche der Konsistorialassessor Propst Willigerode leitete. Die Rekonvertiten gaben mir unter warmen Dankesworten und zum Theil heißen Thränen das Zeugnis, daß nicht ich sie zum Rücktritte aufgefordert, sondern nur ihren flehentlichen Bitten nachgebend, mich ihrer erbarnt habe, und daß, wenn jemanden schuld träfe, nur sie es seien. Die Kirchenvorsteher und Kirchenvormünder rühmten meine ganze Amtsführung und namentlich auch mein, den reuigen Abgefallenen bewiesenes Erbarmen als rechte Hirrentreue; ein Schulmeister im Namen seiner Kollegen meine Sorge für die Schule; ein Blinder, ein gewesener Kirchenbettler, meine gegen die Ärmsten und Verlassensten der Gemeinde erwiesene thätige Christenliebe, und gerade seine schlichten, aber offenbar tief gefühlten Worte machten großen Eindruck u. s. w. u. s. w. Graf Schuwaloff aber meinte spöttisch in Bezug auf diese Kirchenvisitation: „Nie habe eine Krähe der anderen die Augen aus!“ Darauf wurde denn noch eine gemischte Kommission unter dem Präsidium des Kreisrichters von Dehn hergeschickt um den Thatbestand aufs genaueste festzustellen. Fast eine ganze Woche hindurch verhörten die Herren vom Morgen bis zum Abende viele Hunderte von Zeugen aus dem oberpahlenischen und pillistferschen Kirchspiele, und die Kommission gab dann

als Resultat ihrer Untersuchung ihr eingefordertes juristisches  
 Botum dahin ab, „daß beide Pastoren des Vergehens der  
 Proselytenmacherei nicht schuldig und daher nicht strafbar,  
 vielmehr auf Grund der Privilegien und konform dem Kirchen-  
 gesetze völlig freizusprechen seien“. Das Konsistorium aber  
 wartete das Botum der von ihm selbst delegierten Kommission  
 gar nicht einmal ab. Vielmehr empfing ich an demselben  
 Tage, an welchem ich meine Aussage vor der Kommission ab-  
 gelegt hatte, abends die Nachricht, daß ich vorläufig sus-  
 pendiert worden sei, weil man Gefahr im Verzuge sah.  
 Nun stand ich fast am Ende der letzten Lehrwoche: sollte ich  
 nicht den Befehl des Konsistorii in der Tasche behalten, die  
 Lehre beendigen und meine mehr als 100 Konfirmandinnen  
 konfirmieren und entlassen, und dann meine prophylaktische  
 Strafe antreten? Die Rücksicht auf die armen Mädchen und  
 auf die Gemeinde lockte mich sehr, aber Gehorsam ist besser  
 als Opfer, auch als Rücksichten! — sagte ich mir und trat  
 am folgenden Morgen den schweren Gang in meinen lieben  
 Lehrsaal an, den ich möglicherweise nie wieder betreten sollte,  
 um den Kindern meine Lage mitzuteilen und sie zu entlassen.  
 Da gab es denn viel Weinens und Klagens, und für mich  
 den Beginn gezwungener Unthätigkeit. Am Sonntage hielt  
 ich keinen Altardienst, sondern bestieg sogleich ohne Talar die  
 Kanzel, teilte der Gemeinde meine Suspension mit, indem ich  
 zugleich mein Verhalten den Konvertiten gegenüber darlegte  
 und rechtfertigte, mein festes Vertrauen zu des Herrn Weis-  
 heit, Macht und Gnade aussprach, und die Gemeinde um  
 treue Fürbitte für mich, die reinigen Konvertiten und das  
 Wohl unserer Kirche bat. Dann ging die Gemeinde ohne  
 Sang und Klang, ohne daß die Orgel oder die Glocke ge-  
 rührt worden wäre, still, aber tief ergriffen, auseinander.  
 In der Sakristei aber drängten sich noch Hunderte mit

nassen Augen, zum Teil mit lauten Klagen zu mir, um mir die Hände zu küssen. Das waren bittere und doch auch wieder süße Stunden!

Das arme Konsistorium hat aber wohl nur bittere Stunden durch diese Sache, damals und auch nachmals, gehabt. Es sollte urteilen resp. verurteilen, und war doch in sich selbst wenigstens dreifach gespalten, und die Vota schwanken zwischen gänzlicher Freisprechung, möglichst milder Strafe, also Suspension auf ein oder ein halbes Jahr und endlich möglichst harter Strafe, d. h. Kassation, um durch die irrationelle Härte der Strafe die Unanwendbarkeit des Gesetzes ad oculos zu demonstrieren. (Einem Vertreter dieser Theorie, einem alten Freunde von mir, entgegnete ich: „Das ist gerade so, als wenn humane Gegner der Tortur tapfer torquieren wollten, um die Abscheulichkeit dieses Rechtsmittels aller Welt ad oculos zu demonstrieren. Danke schön für diese Humanität!“) Mir wurde als letztes Rechtsmittel die persönliche Verteidigung vor der geistlichen Behörde gewährt. Obgleich ich ja voraussetzen mußte, daß jeder der Richter sich schon seine Ansicht von dem vorliegenden Falle werde gebildet haben und mir daher auch nicht einbildete, durch meine Rede viel zu wirken, hielt ich mich doch verpflichtet, von jeder mir offenstehenden Rechtswohlthat Gebrauch zu machen. So stand ich denn am 8. April 1866 als auf Leib und Leben Angeklagter, aber auch als Anwalt einer hohen und heiligen Sache, vor dem geistlichen Gerichtshofe, wurde mit Rücksicht und Achtung behandelt, sprach frisch von der Leber weg, und schloß meine Rede mit folgenden Sätzen: „Hochwürdiges Konsistorium! Ich darf es wiederholen: ich spreche nicht für mich und um meinetwillen. Denn wenn es auch unendlich bitter ist, sei es für immer, sei es für längere Zeit, das lehren mich that-

fächlich die wenigen Wochen meiner (vorläufigen) Suspension, aus einem Amte gestoßen zu sein, das einem nicht bloß Lebensaufgabe, sondern Lebenslicht ist, von Haus und Hof vertrieben zu werden, und mit Weib und Kindern nach Brot gehen zu müssen, so bewogen mich doch viel höhere und weitere Gedanken und Erwägungen. Denn ich bin aufs innigste davon überzeugt, daß durch meine Ausstoßung aus dem Amte zugleich unsrer Kirche eine Wunde geschlagen werden würde, an der sie lange bluten und vielleicht verbluten würde, daß meine Ausstoßung aus dem Amte nicht bloß das Ausreißen eines, sei es fruchtbaren oder unfruchtbaren Baumes aus dem Garten Gottes, sondern das Ausbrechen des ersten Steines aus dem Tempel des Herrn in diesem Lande sein würde, dem die Zerbröckelung folgte. Das wolle der Herr in Gnaden abwenden!" — Wie es vorauszusehen gewesen war, hatte meine Verteidigungsrede das Urteil keiner der Richter umgestimmt, wenn sie auch nicht ohne Eindruck auf ihre Gemüter geblieben war. Aber zum Schluß kamen die Herren sobald noch nicht: erst am 30. Juni ej. a. einigten sie sich durch Kompromiß auf Suspension auf ein Jahr, mit Anrechnung der vorläufigen Suspension; Mickwitz kam mit einem halben Jahre ab. Er ging für diese Zeit ins Ausland, nach Tübingen, um Beck zu hören; ich blieb zu Hause, da mir ein nicht geringer Teil amtlicher Thätigkeit belassen wurde: Krankenfahrten, Schulleitung, Armenpflege, Seelsorge und Sonstiges. Dennoch war und blieb es immerhin eine drückend schwere Zeit: Strafe leiden zu müssen für seinen Gehorsam gegen Gottes Gebot darf ja einem Diener Christi nicht schwer fallen, aber bei eigener voller Arbeitskraft und Lust doch andere für sich arbeiten lassen zu müssen, ist schwer, bitter schwer!

Diese Bitterkeit wurde auch nicht verfüßt, kaum gelin-

bert durch die allgemeine Theilnahme, das große Aufsehen, welches unser Geschick erregte. Nicht bloß konnte ich es bemerken, daß man auf Poststationen sogar in Lettland und auf rigaschen Dampfeln meinen Namen lobend nannte, das hätte allenfalls kindische Eitelkeit erregen oder nähren können, sondern ein hochangesehener alter Edelmann lud mich expreß zu sich, um mir zu meiner Beruhigung die Versicherung zu geben, daß er und seine Freunde mich nicht Noth leiden lassen werden, wenn ich abgesetzt werden sollte, obgleich er für seine Person mein Vorgehen nur für ein phantastisches Unternehmen halten könne. Ich gestand ihm, daß ich noch gar nicht um meine Zukunft gesorgt habe, denn ich sei fest davon überzeugt, daß Livland einen um seines Gewissens willen leidenden lutherischen Pastor nicht Hunger leiden lassen werde.

In die peinliche Lage, Pastoren wegen gewissenhafter und glaubenstreuer Amtsführung nach einem widerrechtlichen und überdies ganz anderen Zeiten und Verhältnissen gegebenen Gesetze richten zu müssen, kam das livländische Konsistorium noch zu wiederholten Malen, denn die Fälle, daß nach unserem Vorgange lutherische Pastoren Rekonvertiten, und zwar immer öfter und immer mehrere kirchlich bedienten, und sie de facto und de jure in die lutherische Kirche wieder aufnahmen, mehrten sich, je länger desto mehr, und die griechischen Geistlichen, unsere Stiefamtsbrüder, wie wir sie scherzend bezeichneten — säumten meist nicht, uns zu denunzieren und zu verklagen. Eine Pause trat erst ein, als das livländische Konsistorium mit der livländischen Synode ganz auf demselben Grunde des Glaubens und der Rechtsüberzeugung stehend, hochherzig und mannhaft erklärte, es könne fernerhin keinen Pastor mehr wegen solchen Vergehens gegen die griechische Kirche richten und verurteilen. Und als Kaiser Alexanders II. hochherziges Wort: Er wolle Frieden ge-

halten und niemand verfolgt wissen! — bekannt geworden war, da schwiegen denn die Denunziationen und Anklagen. Aber als nach Alexanders III. Regierungsantritt durch Aufhebung des konfidentiellen Befehles seines Vaters der Reverszwang bei Schließung gemischter Ehen wieder hergestellt worden war, da schwoll die Zahl der Denunziationen wieder unmäßig an. Jetzt aber versicherte man sich der Verurteilung der Pastoren, indem man alle Prozesse, in denen es sich um Konflikte zwischen der lutherischen und griechischen Kirche handelte, den Konsistorien ganz entzog und sie an die ordinären Kriminalbehörden wies. Und doch handelte es sich recht eigentlich um amtliche sogen. Vergehen und Verbrechen. Zu größerer Sicherheit wurde noch die sehr durchsichtige Bestimmung hinzugefügt, in derartigen Prozessen dürften nur Orthodoxe, also nur Angehörige der einen Partei, Richter sein. Nun ging die „Pastorenheze“ erst recht los, und im Laufe von ein paar Jahren waren dreiviertel aller livländischer Pastoren verklagt und meist auch verurteilt.

In bunter Reihe mit Dieben, Einbrechern, Mordbrennern, Räubern, Pferdedieben und sonstigen groben Verbrechern wurden damals häufig auch lutherische Pastoren bei den Kriminalgerichten gerichtet — von dem im Kirchengesetze, doch auch einem kaiserlichen Gesetze, zugesagten gesonderten Gerichtsstande war gar nicht mehr die Rede. Das Verfahren war auch überaus einfach. Der Thatbestand war ohne Schwierigkeit ermittelt, denn keiner der angeklagten Pastoren leugnete, wenn er jemanden, der in den griechischen Metrikbüchern (Seelenverzeichnissen) verzeichnet stand, kirchlich bedient hatte, gleichviel ob Kläger gestand, gesalbt worden zu sein, oder ob er es leugnete, gleichviel ob er laut und deutlich alle Schuld auf sich nahm, indem er den Pastor unablässig gebrängt habe, was meist offen und freimütig

eingestanden wurde, oder ob er sich feige auszureden suchte, was auch bisweilen vorkam. Gleichviel ob er sich stützte auf die von allen Kaisern bis auf Alexander III. beschworenen, die Gleichberechtigung der Augsburgerischen Konfession mit der griechisch-orthodoxen Kirche zusichernden Landesprivilegien, welche den russischen Juristen wirklich meist unbekannt waren — gleichviel ob er sich berief auf das apostolische Grundgesetz: man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen, und auf sein christlich-pastorales Gewissen — das war diesen Herren von der strikten Observanz des Ukases, auch wenn sie sonst mäßig anständige Leute waren, etwas ganz Unverständliches, Unbegreifliches — gleichviel: der Jude wird verbrannt! Das heißt: der Pastor wird verurteilt! Das heißt auch: nur der Pastor wird verurteilt, nicht aber, oder doch nur in ganz vereinzeltten Fällen, auch die rekonvertierten Gemeindeglieder zu kurzterminierter Gefängnishaft, und in noch selteneren Fällen zur Abgabe ihrer lutherisch getauften Kinder zur Erziehung durch griechische Anverwandte für die orthodoxe Kirche. Diese letztere Strafe, denn als Strafe wurde ja die Zuzählung zur griechischen Kirche verhängt, wurde noch dazu dadurch illusorisch, daß sich solche Verwandte fast nie fanden, welche bereit gewesen wären, solche pekuniäre Opfer für ihre Kirche oder für ihre Verwandtschaft zu bringen. Und, wie gesagt, kamen solche gerichtliche Verfolgungen von Rekonvertiten nur ausnahmsweise vor: fast immer hielt man sich nur an die Pastoren, ließ aber „das Volk“ durchschlüpfen. Nur hin und wieder nahmen einzelne Gewalthaber Anläufe, um auch das Volk in die griechische Kirche zurückzuschrecken. Aber mit geringem oder gar keinem Erfolge. So erließ der damalige Gouverneur von Livland, Sinowjew, ein Schreiben an den Erzbischof von Riga, welches gedruckt den Gemeindeverwaltungen zu-

geschickt, und außerdem an die Thüren sämtlicher griechischer Kirchen angeschlagen, den deutsch-lutherischen Instanzen und Persönlichkeiten aber möglichst vorenthalten wurde. In demselben ersuchte Se. Excellenz die hohe Eminenz, die irrenden Schafe der ihr anvertrauten Herde vor Schaden bewahren zu wollen.

Es sei nämlich manchen Gliedern der orientalisches-orthodoxen Kirche unter dem hiesigen Landvolke eingeredet worden, sie hätten die Möglichkeit, die segensreiche Gemeinschaft dieser Kirche auf irgend eine Weise zu verlassen. Das sei ja aber bekanntlich ganz unmöglich und undenkbar, denn es sei ja der Austritt aus der orientalisches-orthodoxen Kirche durch das Reichsgesetz aufs strengste verboten und den härtesten Strafen unterworfen. So seien namentlich Ehen, zwischen in den Metrikbüchern verzeichneten Personen und Andersgläubigen geschlossene und außerhalb der orthodoxen Kirche eingesegnete null und nichtig, daher die aus ihnen entsprossenen Kinder, unehelicher Geburt, was die betreffenden Personen schon zu ihrem Schaden erfahren würden. Eben solche von der Orthodoxie abtrünnige Personen dürften auch nur nach dem Ritus der orthodoxen Kirche beeidigt werden, könnten daher auch nur unter dieser Bedingung in den Militärdienst treten und ein Gemeindeamt bekleiden. Kurz, die betreffenden Personen hätten die schlimmsten Folgen zu gewärtigen. Vor diesen möge Se. hohe Eminenz ihre Gemeindeglieder in ihrer Weisheit und Güte bewahren. — Dieser wunderliche Thürenanschlag erregte natürlich kein geringes Aufsehen. Sehr bald erschienen Rekonvertiten bei mir, um sich Auskunft und Rat zu erhalten. Der erste von ihnen war offenbar ziemlich aufgereggt. Er beruhigte sich aber, als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß unsere Behörden sich überhaupt nicht zu überheilen pflegen, und jedenfalls nicht ohne spezielle Citation

Maurach, eines livländischen Pastors Leben und Streben. 21

und ohne Verhör strafen dürften. Er möge also abwarten, was er denn auch versprach und that. Etwas später erschien einer von den achtzehn zuerst Rezipierten. Als ich ihn fragte: „Nun, alter Freund, bist Du auch angst wegen des bewußten Anschlages?“ — schmunzelte er ganz behaglich und meinte: „Angst sei er nun gerade nicht, aber er möchte doch gern Auskunft von mir erhalten, namentlich gern erfahren, welche Strafen sie etwa zu gewärtigen hätten.“ Als ich ihm dann sagte, fünfviertel Jahr Gefängnis sei das Maximum, erwiderte er: „Nun, da ich, ihr Pastor, um ihretwillen gleichsam ein Jahr Gefängnis erduldet habe, wollten sie auch willig ein Jahr und drei Monate Haft auf sich nehmen, und nicht daran denken, ihren Glauben zu verleugnen.“ — Dann stellte sich ein junges Weib ein, welches mir noch aus ihrer Konfirmandenlehre her durch ihre guten Kenntnisse und ihre frischen Antworten erinnerlich geblieben war. Sie erklärte mir sehr entschieden, man möge mit ihr anfangen, was man wolle, sie werde nicht zur griechischen Kirche zurückkehren, und (mit unter Thränen blitzenden Augen) ihre Kinder gebe sie auf keinen Fall her! worauf ich sie belobte, aber auch ermahnte, sich nicht auf eigene Kraft zu verlassen, sondern fleißig zu beten. Das versprach sie zu thun, und — ihrer Festigkeit war ich sicher! Ähnlich verliefen auch noch andere Unterredungen. Unterdes hatte ich ein Exemplar des famosen Schreibens erhalten. Am nächsten Sonntage verlas ich es wörtlich nach der Predigt und knüpfte eine Betrachtung daran. Zunächst machte ich die Gemeinde darauf aufmerksam, daß dieses Schreiben an einer Stelle gestanden habe, welche ihnen schon so viele Lügen an Versprechungen und Verkündigungen gebracht habe, ferner daß es kein kaiserlicher Befehl sei, wie schon die Form zeige, sondern nur ein freundschaftlicher Brief des Gouverneurs, der keine Gesetze zu geben habe, an den Bischof.

In diesem Briefe sei einiges bekannt und wahr, einiges aber auch neu und unwahr. Wahr sei es, daß das Reichsgesetz noch immer den Übertritt von der griechischen Kirche bei Gefängnißstrafe verbiete. Das sei ihnen ja auch bekannt, wie ich es ihnen wiederholt gesagt habe, also nichts Neues. Wenn solche Strafen über den einen oder andern von ihnen verhängt werden sollten, so müßten sie es dulden, und sollten es getrostes Mutes, denn dieser Zeit Leiden seien nicht wert der Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden. Aber ich mache sie darauf aufmerksam, daß sie schon vor Jahren übergetreten seien, und zwar frei öffentlich, ohne daß ihnen auch nur das Geringste geschehen sei — warum sollte das jetzt nun auf einmal eintreten, da doch von unserem Kaiser weder ein neues Gesetz noch eine schärfere Verordnung erlassen worden sei? — Unwahr aber sei in dem Schreiben namentlich, daß von lutherischen Pastoren eingesegnete Ehen zwischen Lutheranern und Rekonvertiten keine rechten Ehen und deren Kinder unehelich seien. Man könne wohl wegen solcher Trauungen einen Pastor strafen, aber seine kirchenordnungsmäßig vollzogenen Amtshandlungen blieben dennoch rechtskräftig und vor Gott und Menschen gültig, wie auch alle solche Ehen bei allen weltlichen Behörden anerkannt seien. Unwahr sei es auch ferner, daß die Rekonvertiten nur nach griechischem Ritus beeidigt werden würden, denn alle Behörden, auch die russischen, beeidigten jeden nach dem Ritus derjenigen Konfession, welche er als die seinige angebe, wie sie das selbst sähen. Es wäre ja auch eine ungerechte Bevorzugung der Rekonvertiten, wenn sie durch Eidesverweigerung sich jedem Gemeindeamte, das ja doch immer als eine Last empfunden würde, ja selbst dem Militärdienste entziehen könnten. — Mithin sollten sie sich nichts Falsches einreden, und durch leere Drohungen sich nicht einschüchtern lassen.

Zum Schlusse, sagte ich, will ich auch noch ein Gleichniß erzählen. Ihr habt ja wohl gehört, daß es bei Feuerjchäden vorkommt, daß Schafe mit Not und Gefahr aus einem bedrohten oder auch schon brennenden Stalle gerettet und vor aller Gefahr gesichert worden sind. Dann kommt es aber vor, daß über die schon geborgenen Schafe ein plötzlicher, unerklärlicher, unsinniger Raptus (tuju) kommt, so daß der ganze Haufe auf einmal urplötzlich ohne irgend einen Grund, in einem unbegreiflichen, thörichten Wahne Hals über Kopf ins Feuer wieder zurückstürzt. So machen es unvernünftige Geschöpfe, ihr aber bedenkt, daß ihr nicht dumme Böcke, sondern verständige Schafe Christi seid! Und als solche wollen wir nun singen:

Eine feste Burg ist unser Gott.

Danach ist buchstäblich auch nicht ein einziger mehr zu mir gekommen, um nach der Sache zu fragen und sich Rats in ihr zu holen — sie hatten mich verstanden, und es ist nicht ein einziger zur griechischen Kirche zurückgeschreckt worden. Dieser gouvernementale coup war ein vollständig wirkungsloser Schlag ins Wasser gewesen.

Und dabei bin ich weder wegen dieser Rede, noch jemals weder vorher noch nachher wegen irgend einer Rede oder Predigt von einem meiner Gemeindeglieder denunziert worden — bei einer Gastpredigt wohl einmal — so oft auch Grund und Anlaß dazu vorhanden gewesen sein möchte. Das muß ich zur Ehre meiner Gemeinde rühmend hervorheben: unter 14000 Seelen fand sich in all den fast 50 Jahren nie ein Denunziant!

Es war ein schweres Jahr, dieses Jahr meiner Suspension, vom 3. März 1866 bis zum 5. März 1867, aber doch auch ein schönes Jahr! Ich fühlte mich gehoben, und Viele mit mir, durch das Bewußtsein, für die Kirche zu kämpfen

und um des Herrn willen zu leiden (wenn auch noch lange kein blutiges Martyrium zu erdulden), gestärkt durch das Gefühl der Gemeinschaft mit meiner Gemeinde und ihrer damals ach! noch so warmen Liebe zu mir, gerührt durch oft ergreifende Äußerungen des Dankes von seiten der Befreiten. Denn das blieben sie ja und sind es geblieben, trotz gelegentlicher Drohungen und drohender Maßregeln, wie oben erzählt — auch während der darauf folgenden Phase der Entwicklung der konfessionellen Angelegenheit. Ja, es war eine schöne Zeit freudigen Glaubens, warmer Liebe und fröhlicher Hoffnung, zu welcher meine Gedanken öfters mit Wehmut zurückkehren aus späteren Perioden, in denen so manche, ach, so viele! Herzen sich abgewendet haben, kühl und gleichgültig geworden sind! Am 5. März, dem Sonntage Invokavit, sollte ich auf Anordnung des Konsistorii reaktiviert werden, oder eigentlich mich selbst reaktivieren, d. h. die Funktionen des Amtes wieder ganz und voll übernehmen. In feierlichem Zuge wurde ich aus dem Pastorate von Hunderten zur Kirche geleitet, dort von Tausenden empfangen. Als der Zug in den Gesichtskreis der Kirche kam und die große Brücke betrat, begrüßte ihn der aus der Dorpater Mariengemeinde von seiten der Oberpahlenischen Gemeinde besorgte Posaamenchor von der Höhe des Turmes herab. Aber es war wegen der ungeheuren Menschenmenge nicht leicht, in die Kirche zu gelangen. Das Gedränge war fast lebensgefährlich. Endlich gelang es aber doch, und ich stand vor dem Altar. Den Gesang begleitete die Orgel und der gute Posaamenchor. Ich hatte zum Texte meiner Predigt das Evangelium des Tages Matth. 4, 1—11, die Verjuchung Christi gewählt, aber ich war selbst mit meiner Predigt gar nicht zufrieden. Da, als ich eben die Epistel vorlesen wollte, überflog sie mein Blick, und ich erkannte, daß sie, 2. Kor.

6, 1—10, der rechte Text für diesen Tag sei, namentlich von 8—10: durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte, als die Verführer und doch wahrhaftig; als die Unbekannten und doch bekannt, als die Sterbenden und siehe! wir leben, als die Gezüchtigten und doch nicht ertötet, als die Traurigen aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts inne haben und doch alles haben. — Im Augenblicke entschloß ich mich, über diesen Text zu predigen, also etwas zu thun, was ich mir nie vorher und nie nachher erlaubt habe, nämlich ganz aus dem Stegreife eine Predigt zu halten. Ich verlas das Evangelium des Tages und überdachte während des Hauptliedes den epistolischen Text und betrat alsdann, doch eigentlich ganz unvorbereitet zu dieser schweren, kasuellen Predigt, die Kanzel. Schwer aber war sie, weil sie eine kasuelle sein mußte, der Kasus ein sehr intrikater, mein Gemüt aber tief erregt, und ich noch im letzten Augenblick vor den vielen gegenwärtigen Aufpassern, die ich freilich schon voraussetzen mußte, gewarnt worden war. Aber der Herr half: die Predigt faßte und doch erfolgte keine Denunziation, ich ermahnte die Gemeinde zu unablässiger, treuer Fürbitte, verpflichtete alle nach der Rückkehr sich Sehrenden zur Geduld und warnte sie vor eigenmächtigem Drängen und Eindringen, und — fand vollen Gehorsam! Nur ein Weib, welchem ich kurz vor meiner Suspension den Zutritt zum heiligen Abendmahle in unsrer Kirche zugesagt hatte, erklärte mir jetzt entschieden und offen, sie habe sich während der Wizebedienung ohne Schwierigkeit das Sakrament erschleichen können, habe es aber nicht gemocht, nun aber könne sie nicht länger wie eine Heidin leben und werde demnächst an den Altar treten. Solcher Offenheit und Entschiedenheit und zugleich einem so unverkenn-

baren geistlichen Hunger gegenüber konnte ich nicht auf meinem Entschlusse des Temporisierens bestehen. — Aber der Stillstand in der Rückströmung hielt nicht gar zu lange an: erst einzelne, dann allmählich immer mehrere baten und drängten mich um kirchliche Bedienung. Meine pastorale Überzeugung hatte sich in keinem Stücke und durch nichts, am wenigstens durch die kriminelle Bestrafung geändert, ich konnte also auch mein Verhalten und Verfahren nicht ändern, nur wurde es noch mehr geordnet und vollständig organisiert und in regelmäßige Bahnen geleitet. Alle Betenten wurden in Bezug auf ihren Lebenswandel, ihre Glaubenserkenntnis und Kenntnisse geprüft und, wo erforderlich, unterwiesen und dann erst zugelassen. So wurde von unserer Seite der thatächliche Beweis erbracht, daß wir es durchaus nicht auf Seelen zählende Proselytenmacherei abgesehen hatten, sondern auf Seelen rettende Hirtenhätigkeit. Und es bildete sich bald ein friedlicher modus vivendi zwischen den Konfessionen. Freilich erst, nachdem aus dem hohen und edlen Munde desselben „Befreiers“ vieler Millionen von Leibern und nun auch vieler Tausende von Gewissen, das Frieden stiftende und den bisher gerichtlich Verfolgten Schutz und Ruhe gewährende, oben angeführte kaiserliche Wort erschollen war. Nun herrschte, wenn auch keine durch ein oberstes, erklärtes Gesetz geordnete Glaubens-, so doch faktische Gewissensfreiheit. Bis zum Regierungswechsel. Und für mich persönlich dauerte der friedliche Zustand noch länger, denn ich muß meinem griechischen Kollegen das Zeugnis geben, daß er, wie nicht viele seiner Kollegen, sich in durchaus ehrenhafter Weise benommen hat; solange ich aktiv im Amte war, und mir, bei einer abermaligen Anklage, bei dem neuerlichen Gerichtsverfahren, den neuen Behörden und der gänzlichen Umkehr aller rechtlichen Ordnungen, die Ver-

urteilung fast gewiß war, brachte er weder eine Anzeige noch eine Anklage gegen mich vor. Und ebensowenig nach mir gegen meinen Sohn und Nachfolger. Erst als ich mich hatte emeritieren lassen und mir also eine etwaige Verurteilung für meine äußere Lebenslage ganz und auch sonst ziemlich gleichgültig geworden war, gab er dem, wenn nicht notorischen so doch fast gewissen Drängen von für ihn maßgebender Seite her, nach: und ich wurde noch in meinen urältesten Tagen für vor Jahren vorgefallene Dinge verklagt, verhört und, wie das damals üblich war, verurteilt. Und zwar zu völliger Absetzung, Remotion. So schien es, als könnte ich dem mir schon vor einem Menschenalter zugeordneten Schicksale doch nicht entgehen. Jetzt aber machte eine solche Urteilsfällung absolut gar keinen Effekt, weder auf das Publikum, denn es war inzwischen an fast zahllose Verurteilungen gewöhnt, noch auch auf mich, denn was schadete dem im Hafen der Emeritur sicher Ankernden ein solcher plötzlicher Windstoß? Ich appellierte aber bis zur höchsten richterlichen Instanz hinauf, und von dieser wurde das mich verurteilende Urteil aufgehoben, ich also in integrum restituiert, freilich nicht auf Grund des alten Rechtes, sondern des bei der Thronbesteigung erfolgten Gnadenerlasses. Das geschah nämlich nach 1894, nach dem Regierungsantritte unseres jungen Kaisers. Von da an hat die Pastorenheke ganz aufgehört, und scheint durchweg der Geist der Duldung und christlichen Humanität, welcher seinen Großvater, den Märtyrerkaiser belebte, wiederzukehren. Gott der Herr schenke unserm jungen Herrscher Weisheit und Kraft und nehme ihn unter seinen gnädigen Schutz!

So ist ja freilich das Ziel, nach welchem unser Land und unsere Kirche seit 1865 gestrebt haben, nicht erreicht, und der Kampfspreis, um welchen wir von da an gerungen und

gelitten haben, nicht errungen, sondern wir sind nur bis zu einem Haltepunkte vorgerückt. Aber der Herr, der Herzog seiner Kirche, wird auch weiter vor ihr herziehen, für sie streiten und sie endlich mit der ewigen Ehrenkrone krönen. Aber bis dahin gilt uns immer noch das Lied, mit welchem wir im Jahre 1865 die fellsinsche Sprengelsynode beschlossen:

Christe, du Beistand deiner Kreuzgemeinde!  
Eile, mit Hilf' und Rettung uns erscheine,  
Steure den Feinden, ihre Blutgerichte  
Mache zu nichte.

Streite doch selber für uns arme Kinder,  
Behre dem Teufel, seine Macht verhinder!  
Alles, was kämpfet wider deine Glieder,  
Stürze danieder!

Friede bei Kirch und Schulen uns beschere,  
Friede zugleich der Obrigkeit gewähre;  
Friede dem Herzen, Friede dem Gewissen  
Gib zu genießen.

Also wird zeitlich deine Güte erhoben!  
Also wird ewig und ohne Ende loben  
Dich, o du Wächter deiner armen Herde,  
Himmel und Erde.

Gesprochen habe ich über die res Graeca auf Synoden und Konferenzen schier unzählige Male, aber drucken lassen konnte ich über sie selbstverständlich bisher nichts.

---

## XV. Meine Auslandsreise.

---

Zu wiederholten Malen schon hatte mich ein Fußleiden ans Bett gefesselt, ehe es als Podagra erkannt wurde. Erkant vielleicht etwas früher, aber dafür vom Arzt erklärt erst später und zwar nur zögernd und schüchtern, weil es eigentlich nur eine Krankheit englischer Staatsmänner und alter Bonvivants sei. Aber es ließ sich leider nicht leugnen, daß ich zum Orden der Podagriften zählte, obgleich ich eigentlich doch kein bequemes und üppiges Leben geführt, namentlich nicht viele und starke Weine getrunken hatte u. dergl. Aber das Podagra war da — das war nicht mehr zu verkennen, auf das Podagra aber mußte Teplitz folgen, wie das T. auf das P., wenn auch nicht unmittelbar, weder das eine noch das andere. Jedoch zögerten wir nicht lange, wir, d. h. meine Frau und ich. Denn als ich für eine Amtshandlung ein Honorar von 100 Rbl. empfangen hatte, erklärte meine Frau dieses unerwartet reiche Accidens für den Hexpfennig zum Reiskapital. Mit dessen Sammlung durfte dann auch nach den Angaben und Warnungen der Ärzte nicht gewartet werden, denn je früher angewandt, desto wirksamer sollte ja das altberühmte Teplitzer Wasser sein. Zunächst handelte es sich also um eine Kurreise, aber der Gedanke, sie zu einer Vergnügungs- und Bildungsreise zu erweitern,

lag nahe. Um so näher und um so mehr sich aufdrängend, als es doch aller Wahrscheinlichkeit nach die einzige Auslandsreise in meinem Leben sein und bleiben würde, wie sie es ja auch geblieben ist. Sie bildet als solche auch einen bedeutamen Abschnitt in meinem Lebenslaufe: Bis dahin bewegte er sich in aufsteigender Linie, ich stand in voller Kraft und Frische, nach altrömischer Rechnung noch in der Jugend, denn ich war gerade 40 Jahre alt, oder müßte ich sagen 40 Jahre jung, ein Mann von gutem, unbescholtenem Rufe, ein Mann, der so günstige Chancen für eine quasi Karriere hatte, wie sie überhaupt nur einem lutherischen Pastor offen stehen, welche ja allerdings immer nur recht bescheiden und im Grunde wenig verführerisch sind — das war 1864 — 1865 aber wurde ich zu einem kriminell bestrafteu, fortan unauslöschlich makulierten, dauernd verdächtigen Subjekte, dem gar keine Chancen mehr offen standen zu irgend einem „Avancement“, nicht einmal mehr zum Propste, geschweige denn zu etwas Höherem! Darum hätte ich eigentlich, und auch chronologisch korrekter, meine Auslandsreise vor der Rekonversion, 1864 vor 1865 behandeln sollen. Aber einerseits habe ich, wie ich glaube, mit gutem Grunde, mein Referat über meine Thätigkeit in Oberpahlen nicht zeitlich, sondern inhaltlich geordnet, und so schloß sich an meine Berichte über meine Thätigkeit auf hymnologischen, liturgischen und sonstigen pastoralen Gebieten, auch der Bericht über den Anteil, welchen ich auf kirchengeschichtlichem Gebiete an den Kämpfen und Leiden unserer Kirche genommen habe, an; andererseits hatte ich das Bedürfnis, gewissermaßen mich auszuruhen in der Erinnerung an das viele Schöne und Erfrischende, das mir diese meine Auslandsreise gewährte, ehe ich überging zum Erzählen des vielen Schweren und Schmerzlichen, das mir die letzten Jahre meines Lebens gebracht

haben. Bei der Kürze der Zeit meines Aufenthaltes im Auslande, welche mir die Beschränktheit meiner Mittel vorschrieb, mußte ich ja von vornherein darauf verzichten, auf irgend einem Gebiete Studien zu machen oder umfassendere Erfahrungen zu sammeln. Ich mußte mich damit begnügen, in Natur, Kunst, Leben des Volkes und der Kirche als flüchtig Reisender einige flüchtige Blicke zu thun. Auch verbot mir mein natürlicher Stolz einer- und eine angeborene Rücksicht anderseits, mich an hervorragende oder gar berühmte Persönlichkeiten heranzudrängen, vielmehr wollte ich mich begnügen an solchen Bekanntschaften, welche mir frühere Beziehungen oder gelegentliche Begegnungen etwa zuführen würden. Demgemäß bin ich auch verfahren, und bin keiner fremden Berühmtheit zur Last gefallen, obgleich ich so manche derselben gern kennen gelernt hätte, z. B. Harms, Löhe, Wichern, von gelehrten Celebritäten ganz abgesehen. Aber wenn ich daran dachte, wie diese Armen überlaufen zu werden pflegen, fühlte ich ein menschlich Mühren. Und wenn ich jetzt anderseits bedenke, daß ich nur ein armer Landpastor war, über dessen Besuch man sich vielleicht nur gewundert hätte, so freue ich mich nachträglich über den richtigen Takt, der mich abhielt, mich irgendwo und irgend wem aufzudrängen, obgleich ich damals im allgemeinen noch von einer rührenden Harmlosigkeit und Naivität in dieser Beziehung war. Natürlich werde ich keine ausführliche Reisebeschreibung geben, da ich nur Gegenden, Städte, Bau- und Kunstwerke, welche tausendmal beschrieben worden sind, zum tausendersten Mal wieder beschreiben könnte. Aber ein paar Stellen aus meinen damaligen Reisebriefen möchte ich doch anführen, weil sie vielleicht geeignet sind, Miniaturbildchen von dem Eindrucke, den das Gesehene auf mich machte, und von meiner damaligen Stimmung wiederzugeben. So schildere ich, nach-

dem ich gestanden, daß der erstmalige Anblick der Dresdener Bildergallerie, selbst der Raffaelischen Madonna absolut gar keinen Eindruck auf mich gemacht habe, wie ganz anders der Anblick bei einem zweiten Besuche, zu dem ich mich mit einer Lorgnette ausgerüstet hatte, auf mich wirkte. Als ich jetzt, die Säle durchschreitend, den Blick zur Probe erhob, wurden die Bilder und Figuren, alle Farben und die Zeichnung wie lebendig: „Rasch eilte ich wieder zur Madonna, und jetzt konnte ich begreifen, wie Heinrich Steffens bei ihrem Anblicke in ein lautes Weinen ausbrechen konnte — traten doch auch mir, als ich mich in das Bild versenkte, die Thränen in die Augen. Nun dachte ich nicht mehr an die blassen, wahrscheinlich verblaßten Farben und den garstigen Rahmen (wie das erste Mal), sondern hing mit meinen Blicken nur an den wundervollen Köpfen. Ganz unten die beiden bekannten Engelsköpfe, die so ernst und tief sinnig zu Mutter und Kind aufblicken. Es gelüstet sie, zu schauen das Geheimnis der Erlösung; die heilige Barbara rechts schlägt so demüthig die Augen nieder und freut sich doch so kindlich selig; der Papst Sixtus blickt bewundernd aufwärts und hat seine dreifache Krone vor der Himmelskönigin niedergelegt. Allerdings nur im Bilde. Denn Himmelskönigin ist sie freilich vor allem, und darin liegt das Römisch-Katholische des Bildes, aber doch nicht so ausschließlich, wie in anderen, namentlich späteren italienischen und spanischen Gemälden, sondern sie ist auch die Gebenedeite, die hochbegnadigte Magd des Herrn, eine Jungfrau der Gestalt nach, ein Kind fast dem Gesichte nach, so demüthig und doch so erhaben, so ernst und doch so mild. Und endlich das Kind! Es wird freilich von der Mutter auf dem Arme getragen, aber es bildet doch eigentlich den Höhepunkt des Bildes. Der Körper und das Gesicht eines Kindes, aber welcher Blick! Darin spiegelt sich

noch die Herrlichkeit, von welcher die Klarheit, welche die Hirten umleuchtete, nur ein Abglanz war, und es ist doch nur ein Kindesauge — darin liegt aber auch ahnend vorgebildet Gethsemane und Golgatha, darin kann man lesen: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid! — Aber auch: Gehet von mir, ihr Verfluchten! — Sehr naheliegend und anziehend ist der Vergleich der Raffaelischen Madonna mit der Holbeinschen, dem zweitwertvollsten Stücke der ganzen Sammlung. Das ist keine Himmelskönigin, aber es ist in der That „die Goldselige“, keine erhabene Jungfrau, aber eine glückselige junge Mutter mit dem vor all dem Glück und der Herrlichkeit niedergeschlagenen Blicke, eine ganz deutsche junge Frau und Mutter, und nicht bloß wegen ihres langen goldgelben Haares und ihrer deutschen Tracht. Vor ihr knien auch kein Papst und keine Heilige, sondern ein ehrbarer deutscher Bürgermeister mit seiner Familie, alle etwas steif und altbacken, aber so schlicht und ehrlich fromm.“

Ein Bild davon, wie sehr ich die Schönheiten der Landschaft genoß, gibt vielleicht folgendes Citat aus einem meiner Briefe aus Italien: „Die ansehnliche Stadt Como liegt allerliebste in einem schönen grünen Thale zwischen hohen Bergen und dem See. Und der See selbst — was soll ich von ihm sagen? Er verdient vollkommen seinen Weltruf und hat mich durchaus nicht enttäuscht, sondern wirklich, in Herz und Blut fühlbar entzückt. Das Wasser ist köstlich grün, fast noch dunkler als die nördlichen Alpenseen, ringsumher hohe, und selten kahle, und auch dann freundliche hellgraue, meist aber bis zu den Gipfeln theils bewaldete, theils von Gärten bedeckte Berge, an manchen Stellen treten sie so dicht und schroff an den See, daß die Straße durch Tunnels, welche ihr Licht durch zierliche Gallerien empfangen, hat fortgeführt werden müssen. Dazu sind seine Ufer bedeckt von den lieblichsten

Villen, was den Schweizer Seen so sehr fehlt (denn in der Schweiz dienen die Gebäude fast nur dem Nutzen), manche auch architektonisch schön, alle wenigstens gut gemeint, hell und luftig, meist mit zierlichen Landungsplätzen für die Boote, mit Terrassen, die mit zierlichen Trauerweiden, Tamarinden, Pinien, Öl-bäumen, Aloes, Kaktussen und allerlei sonstigen fremdartigen, südländischen Bäumen und Blumen bedeckt sind. Namentlich liegen Bellagio auf der Landspitze, an welcher die beiden südlichen Seezipfel zusammenstoßen, und ihm gegenüber Menaggio, ganz prachtvoll. Die Berge bilden auch nicht einförmige Wände, sondern geben hin und her, tief eingeschnittenen, reich bewaldeten Seitenschluchten Raum, oder sind, ich möchte sagen, wenigstens gerippt und in verschiedenartig gebildeten Gipfeln reich gruppiert. Hin und wieder blickt auch ein Schneezipfel wie neugierig in diese grüne Pracht hinein, oder springt ein Wasserfall mitten aus dem Felsen dem See zu. Über die grüne Wasserfläche ziehen stille Segel- oder auch Ruderboote, eines von zwei Damen, mehrere von hemdärmeligen Herren gerudert, alle leicht und schlank, meist mit weißem Leinwandbache und bunten Flaggen. Dazu hatten wir das köstlichste Wetter, die warme Sonne Italiens ließ bald den kühlen Morgen und den 17./29. September vergehen, und umhüllte den See mit einem bläulichen Dufte, der zwar die weitere Ferne dem Blicke entzog, dafür aber die grauen Felswände mit zartem Rot anhauchte, und die ganze Landschaft wie mit einem dustigen Schleier schmückte — so wie ja ein hübsches Mädchengesicht auch durch einen Schleier mehr geschmückt als verhüllt wird.“

Natürlich sprach ich mich in meinem Briefe auch über Erscheinungen des christlich-kirchlichen Lebens, welche mir auf der Reise entgegentraten, aus, so z. B. über den Gottesdienst und die Kirche in Tepliz, dem Badeorte, in welchem ich mich

ungefähr fünf Wochen aufhielt. Es heißt in dem betreffenden Briefe: „Daß hier eine evangelische, d. h. lutherische Kirche und Gemeinde, mit einem eigenen Pastor existiere, hast Du ja schon aus früheren gelegentlichen Bemerkungen entnommen. Am Sonntag ging ich selbstverständlich in die Kirche d. h. in die alte. Das war ein mäßig großer Saal im Schulgebäude. Derselbe füllte sich bald über und über, auch mit preussischem und österreichischem Militär, Soldaten und Offizieren. Das Gesangbuch war nicht sehr Hoffnung erweckend, das alte rationalistische Dresdner, noch um 50 Prozent schlechter — wenn es möglich ist — als das alte Rigasche; als Anhang enthält es aber die 150 Kernlieder der Eisenacher Kirchenkonferenz, welche freilich wie die Faust aufs Auge zum Gesangbuche selbst passen. Der Gesang, wie er bei einer so zusammengewürfelten Gemeinde, einer kleinen Orgel und einem schwachen Organisten kaum anders sein kann, ziemlich chaotisch, die Liturgie aber nach Löhle sehr reich, der unsrigen (von mir zusammengestellten) sehr ähnlich. Darauf die Predigt, nicht über eine Sonntagsperikope, sondern über einen freigewählten Text, welchem der Prädikant ein Thema über die christliche Liebe entnahm. Da wurde ich schon bedenklich in meinem orthodox argwöhnischen Gemüte. Und ich hatte mich leider nicht getäuscht: der Mann auf der Kanzel predigte nicht das Evangelium, sondern ein bisschen christliche Religion oder eigentlich Menschenliebe. Er sprach von der Liebe im Heidentum und Judentum (natürlich mußte der arme Sokrates sich auch wieder vorreiten lassen) und zeigte dann, wie herrlich weit wir es nun in der Liebe gebracht: Mission, innere Mission, ideale Ehen, konstitutionelle Monarchie u. u. Dabei agierte er mit Stimme, Händen und dem ganzen Körper wie besessen. Zum Glück ging ihm aber noch vor Ablauf einer halben Stunde der Stoff aus. Ich seufzte recht in meinem Herzen bei dem

Gedanken, meine hungrige Seele all diese Zeit über mit solcher Speise füttern lassen zu müssen, quälte mich aber mit dem psychologischen Rätsel, wie ein Mann mit Liebe zur lutherischen Liturgie — denn die mußte er haben, da die offizielle, für Oesterreich gültige, wie ich wußte, ein elendes, rationalistisches Gefudel ist — eine solche laue Predigt halten konnte. Der Schluß der Liturgie wieder sehr schön: Kirchengebet vom Altar aus, Responsorien, der Segen gesungen u. s. w. Zuletzt wurde noch eine Frau aus der römischen in die lutherische Kirche aufgenommen, und die dabei gehaltene Rede atmete einen ganz anderen Geist: sie war nicht bloß biblisch und bibelfest, sondern entschieden lutherisch-kirchlich, mit Accentuierung des Sola fide, des Wortes und Sacramentes, so daß mir ganz froh und heimatlich zu Mute wurde. Wie mich der Küster auf mein Befragen darüber aufklärte, daß der Prädikant ein Kandidat aus dem Magdeburgischen, der Liturg aber der Herr Pastor Herr Lumnißer sei, konnte ich mich nicht enthalten, zu sagen: nun, Gott sei Dank! was der Alte gar nicht verstand.

Am Nachmittage wurde ein liturgisch-katechetischer, am Montage und Donnerstage ein ganz kurzer Morgengottesdienst gehalten (nach Reinthaler). Beides war mir interessant und lehrreich. Besonders sprach mich an das Hineinziehen der Kinder in die Mitthätigkeit: sie lasen die Schriftabschnitte, sprachen das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis, und einen kleinen Buben, der auf die Frage, wodurch wir berufen seien, tapfer antwortete: Durch die heilige Taufe! hätte ich gern gestreichelt. — Und die neue, fast vollendete Kirche ist ein wahrer Prachtbau im reinsten Basilikenstil, Ziegelrohbau, schön gemalte Fenster, Kanzel und Altar teils aus Marmor, teils aus Porphyrr und feinstem Sandstein, alles aufs sauberste gearbeitet, so sauber, wie es unsere Maurach, eines libländischen Pastors Leben und Streben.

Handwerker gar nicht ahnen. Dabei liegt die Kirche auf einem die ganze Stadt beherrschenden Hügel, worüber sich die Pfaffen nicht wenig ärgern sollen. Dabei zählt die Gemeinde nur etwa 600 Seelen, und hat sich nicht geschemt, eine Schuld von 30000 Gulden auf sich zu nehmen: da kann Oberpahlen immer noch viel lernen.“ — Von Politik ist in meiner Korrespondenz mit meiner Frau zwar nicht die Rede, aber es ist mir noch in lebhafter Erinnerung, wie eigenartig ich mich von ihrer Strömung berührt fühlte, die mir auf der Reise zuerst gewissermaßen persönlich nahe trat. In Insterburg in Ostpreußen, der ursprünglichen Heimat meiner Familie, besuchte ich einen Vetter, Obertribunalsrat, Mitglied des Herrenhauses, der mich freundlich aufnahm, sonst, wie es schien, ein ziemlich dürrer Altenmensch. Aber als er beim Mittagstische einen Brief von seinem Sohne erhielt, einem Referendar, der als Landwehrleutnant in Schleswig stand, und ihm die eben mitgemachte Eroberung der Insel Alsen meldete, wurden seine Augen feucht und seine Rede lebhaft, und er ließ Wein auf den Tisch stellen, um diesen Ehrentag Preußens zu feiern. — Als ich in Berlin einfuhr, zeigte mir die „Droschke“ stolz einen Stapel Kanonenläufe mit den Worten: „Das sind Döppler!“ Eben entlassene Soldaten wurden freundlich mit „Döppler“ angerufen, vielfach traktiert und beschenkt, z. B. unter Stolzenfels von einem Händler mit „Andenken an Stolzenfels“. „Nehmens mit, 's kost nichts!“ Der kameradschaftliche Verkehr zwischen preussischem und österreichischem Militär in Teplitz, wo auch Preußen mehrere Militär-lazarette hat, welche von Verwundeten aus dem dänischen Feldzuge angefüllt waren, machte mich zum politischen Propheten, denn ich sah schon 1864 eine bleibende Verbrüderung zwischen Oesterreich und Preußen voraus. Und die ist ja freilich eingetreten, aber erst viel später: 1866 und

1870 lagen noch dazwischen und mußten dazwischen treten. Ähnlich ging es mir am Rhein: unter dem Balkon des Hotels zog preussische reitende Artillerie mit blasenden Trompeten vorüber, und ich sah im Geiste die „blauen Jungen“ sich mit den Rothosen messen — das geschah freilich schon 6 Jahre später, aber nicht auf dem rechten, sondern auf dem linken Rheinufer, ein gut Stück Weges von ihm entfernt. — Kurz, ich kann mich rühmen, daß ich eine, wenn auch sehr dunkle Vorahnung davon hatte, daß die trüben Tage der Schmach von Bronzell, Olmütz und Warschau für das Heimatland meiner Väter überstanden und Jahre der Ehre für dasselbe im Anzuge seien, wenn auch ich so wenig wie sonst irgend ein Mensch eine Vorstellung davon haben konnte, was für ein gewaltiger Umschwung in der Weltgeschichte gerade damals mit Düppel und Alsen begann, und daß ein Septennat angebrochen war, so ereignisreich, wie die Weltgeschichte wohl kein zweites je gesehen hat.

Seit ich die Luft jenseit Eydtkuhnen eingeatmet hatte, blieb mir auch die Sehnsucht nach ihr zurück, aber diese Sehnsucht ist ungestillt geblieben. Im Jahre 1870 stand ich dicht vor ihrer Erfüllung, aber die gewaltigen Weltereignisse jenes Jahres griffen auch in mein kleines Lebensschicksal gewaltig ein. Das Reisegeld war durch Freundeshilfe größtentheils beschafft, der Urlaub zugesagt, ich hatte mir schon Stellvertretung verschafft, hatte mich schon nach Hapsal zu meiner Frau begeben, die damals dort eine Kur brauchte, um dort den Urlaub und den von ihm abhängigen Paß zu erwarten, um von dort aus gleich weiter über Riga nach Stettin zu reisen — aber Urlaub und Paß ließen noch immer auf sich warten. Endlich, endlich kam die Nachricht, beides erwarte mich in Riga; mit dem nächsten Dampfer wollte ich abreisen. Da brach aber ein gewaltiger Sturm los, der 2—3 Tage

anhielt, der Dampfer konnte nicht den engen Hapsalschen Hafen anlaufen, etwaige in Hapsal wartende Passagiere sollten ihm auf die Insel Harry entgegenkommen. Ein Boot wagte sich nicht aufs Meer, nicht einmal in den Hafen hinaus. Ich mietete einen zweimastigen Schoner, derselbe arbeitete sich mühselig bis zum Landungsplatze durch den Sturm heran, welcher allerdings so stark war, daß er mir nicht bloß den groben, nassen Sand, sondern auch kleine Steine ins Gesicht schleuderte, schon hatte ich von meiner Frau, welche mich in einer uns freundlich geliehenen Kalesche an den Hafen begleitet hatte, Abschied genommen, schon reichte ich dem Schiffer meinen Reisefack hin — da erklärte mir dieser, er könne nicht segeln, sein Leben sei ihm lieber, als die gebotenen 25 Rubel. Und dabei blieb er, trotz alles Zuredens und Spottes. Wir mußten wieder zur Stadt zurückkehren, und am Abend desselben Tages brachte der Telegraph die Nachricht von der erfolgten Kriegserklärung, am folgenden Tage die Botschaft, kein Dampfer gehe nunmehr von Riga ab wegen der stündlich zu erwartenden Blockade, und die Ostbahn führe nur Militärzüge, keine sonstigen Passagiere: kurz, ich mußte die Reise aufgeben, und zwar definitiv, denn die Umstände wollten sich nie wieder so günstig gestalten. Es muß ja wohl Gottes Fügung und Wille so gewesen sein. Vielleicht sollte mich diese große Sehnsucht nach dem geistigen Mutterlande die größere und höhere nach dem ewigen Vaterlande lehren und in ihr üben.

Aber auch die einmalige, immerhin kurze Reise hat mir großen Gewinn gebracht durch Erweiterung des Blickes, Bereicherung, teils durch Weckung, teils Erhöhung der Fähigkeit, Natur und Kunst tiefer und lebendiger zu genießen, endlich durch einen reichen, bleibenden Schatz von Erinnerungen. Namentlich die erhöhte ästhetische Genußfähigkeit, die ich

durch die Reise gewonnen, ist mir oft ins Bewußtsein getreten. Die alberne Blasiertheit, bei jeder Gelegenheit mit dem Größeren und Schöneren, das man schon da oder dort gesehen oder gehört habe, zu prahlen, ist mir immer fremd geblieben. Im Gegenteil: das Größere hat mir oft das Auge geöffnet fürs Kleinere, das die Heimat bietet. Daher bin ich auch seitdem nicht müde geworden, die Lieblichkeit von Treyden und Cremon, die Großartigkeit des Dünathales bei Rosenhusen, die Schönheit Heiligensees und des ganzen Werroschen Hügel- und Seenlandes, die Fülle von landschaftlichen Schätzen des esthländischen Strandes, welche alle den Vergleich mit so manchen vielgepriesenen ausländischen Gegenden aushalten, anzupreisen, und dazu zu mahnen, sie kennen und würdigen zu lernen. Ebensovienig hat mich das Ausland abgestumpft gegen die kleinen und bescheidenen Reize, welche mir mein eigener Garten bot. Vielmehr dienten mir Einzelheiten in ihm zu spezieller dankbarer Erinnerung an einzelnes, was mir dort aufgestoßen und im Gedächtnis geblieben war, so z. B. ein erratischer Block, den ich aufrichten und in den achtziger Jahren, den Jahren der „Reorganisation“, mit der trauernden Inschrift: „Fuimus Troes!“ versah, verdankt seine Aufrichtung dem freilich höheren und schöneren Monolith, welchen Goethe im weimarschen Parke hat hinstellen lassen; den Gedanken zu einer kleinen Säule, welche ich aus Zement und Ziegelschlacken aufbaute, gab mir die „Schlackenburg“ bei Teplitz ein. Die Deckung mit Kottannensrinde und Ausschmückung mit geschälten Wachholderzweigen habe ich zu Prebischthor in der sächsischen Schweiz gelernt. Und überhaupt, die schönen alten Bäume, welche meinen Garten schmücken, der muntere klare Flußarm, welcher ihn belebt und Gelegenheit zum Baden und Bootfahren gewährt, seine Wald- und Wiesen- aber auch seine gepflegten Garten-

blumen, sein frisches Grün und sein kühler Schatten, seine verborgenen Plätzchen und seine Ausblicke, alles, was die Natur in ihm bietet und was menschlicher Geschmack und Fleiß in ihm geschaffen, das Alles ist mir zu einem lebendigen Promemoria geworden an alles Schöne und Liebliche, das Gottes Schöpfung bietet oder mir geboten hat. Natürlich erforderte ein solcher, für die Verhältnisse eines Landpastors ausgedehnter und mannigfaltiger Garten, der nicht bloß Gemüse- und Fruchtgarten, sondern zugleich auch Lustgarten oder Park war, viel Arbeit. Von derselben übernahm ich die Pflanzung und Pflege der Bäume, sowie die Anordnung und Leitung des Ganzen auf mein Theil, während ich das Gemüse, also den eigentlichen Nutzgarten und die Blumen meiner Frau, und nur die grobe Arbeit dem Gärtner überließ. Aber mein Theil erforderte auch tüchtige, körperliche Anstrengung, welche ich nicht bloß um ihres physischen Nutzens willen, so oft mir meine Amtsarbeit Zeit dazu gewährte, that, auch nicht bloß deshalb, weil mir das bloße Spazierengehen in flacher Gegend ein gar zu schales Vergnügen und eine zu wenig energische Motion war, sondern um der Freude willen, welche mir das Schaffen, wie auch das Erhalten gewährte. Und diese Freude durfte ich bis in mein hohes Alter, bis in mein 68. Jahr hinein, solange ich einen eigenen Garten hatte, genießen. Ja, es hat wohl mein Garten viel Freude bereitet, nicht bloß mir und den Meinigen, sondern auch vielen Fremden, denen ich gern Zutritt gewährte, wie er denn auch absichtlich immer unvergeschlossen stand.

---

## XVI. Familie und Geselligkeit.

---

Der schöne große Garten mit seinen mannigfachen Arbeiten und Beschäftigungen, seinen Freuden und Vergnügungen, sowie das reich- und frohbelebte Haus bilden gleichsam die Signatur des alten Pastorates. Gott hatte unsere Ehe mit reichem Kinderseggen begabt: zwölf Kinder, vier Söhne und acht Töchter, alle fast immer fröhlich und gesund, waren uns geschenkt und erhalten, bis sie alle herangewachsen waren. Dem erst, als mein dritter Sohn, der einzige Theologe unter ihnen, mein Nachfolger geworden war, schied er als der erste aus dem Kranze seiner Geschwister. Zu den eigenen Kindern kamen dann noch Neffen und Nichten, welche jahrelang in unserem Hause unterrichtet wurden, auch zeitweilig mehrere Pensionäre, ferner Nachbarskinder aus dem gleichfalls kinderreichen Ort und Kirchspiele, weiter die Schüler der Karlschosschen Anstalt, so daß oft und leicht zwanzig und mehr Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen in unserem Hause sich zusammenfanden. Dazu kamen dann noch die Erwachsenen, nicht bloß aus denselben Häusern, aus demselben Umkreise, sowie auch nicht selten Durchreisende und Angereiste. Diese waren besonders zahlreich in den früheren Jahren vor Erbauung der Dorpat-Tapfer Bahn. Dem damals lag Oberpahlen an der Heerstraße zwischen Dorpat und Reval, und

da kehrten recht oft Bekannte und auch Unbekannte ein, im guten Vertrauen auf die bekannte, alt-baltische Gastfreiheit, welche man namentlich den Pastoren, sie dadurch ehrend, zutraute. Es kam nicht selten vor, daß sich 30, ja bis 40 Personen ungeladen, aber nicht unwillkommen, um die Abendtafel im stets schmalen aber dehnbaren Speisezimmer reichten, und es geschah auch nicht selten, daß bei unerwartetem Nachtbesuche alle 16 Zimmer des Pastorates bis auf 2 oder 3, welche für den gemeinsamen Gebrauch reserviert bleiben mußten, als Gast- und Schlafzimmer dienten, bisweilen sogar auch mein eigenes Studier- und Sprechzimmer. Ja, es kam vor, daß ich, wenn ich am Morgen aus dem Schlafzimmer in meine Studierstube ging, in dem davorliegenden Gastzimmer fremde Kleider, sogar Damenkleider erblickte, und daraus schließen konnte, daß in der Nacht Gäste, welche im Hause schon Bescheid wußten, und, von den Hausgenossen unbemerkt, in das in jenen friedlichen Zeiten oft unverschlossen bleibende Haus eingetreten, zutraulich hinter dem Schirme schliefen, wo meist schon aufgemachte Betten fertig standen. Das apostolische Gebot: Seid gastfrei ohne Murmeln! — haben wir willig gelernt und gern geübt. Darin aber bestand auch so ziemlich mein ganzes Verdienst in dieser Beziehung. Viel zur Unterhaltung der Gäste habe ich nicht beigetragen, teils aus Mangel an Zeit, denn in meiner Arbeit ließ ich mich durch gewohnte Gäste nur am Abend stören, sonst konnte und durfte ich es auch wirklich nicht, mit auch aus Mangel an geselliger und gesellschafterlicher Begabung. Aber meine Frau ersetzte ihrerseits diese meine Mängel reichlich: sie wußte nicht bloß mit findigem Geiste auch in knappen Zeiten die materielle Basis einer behaglichen Geselligkeit in genügender Quantität und Qualität zu beschaffen, sondern sie vermochte es auch, die Gäste, und

viele Gäste, mit freundlichem Gesichte zu empfangen, mit frischer und munterer Rede zu unterhalten und mit herzlicher Liebe Vertrauen und Behagen bei ihnen zu wecken. Daher hoffe ich, daß es nicht bloß Phrase gewesen ist, wenn mir öfters, auch nach Jahren, die verschiedensten Personen es bezeugt haben, sie hätten sich als Gäste in unserem Hause wohl gefühlt. Das gilt freilich vorwiegend von der Jugend, welche sich unverkennbar gern zu Spielen mannigfacher Art, zu Ausflügen, sogen. Grünpartien, in näherer oder weiterer Umgegend, an welchen wir auch in vorgeschrittenem Alter gern aktiven Anteil nahmen, zu lebenden Bildern, gelegentlich zu Gesang und Tanz bei uns versammelte. Letzteren halte ich keineswegs für sündhaft oder auch nur für verführerisch, sondern im Gegenteil, im häuslichen Kreise, vor den Augen der Eltern, namentlich der Mütter, für eine harmlose Freude, wie Ball- und Reisspiel, ja für ein pädagogisch wichtiges und richtiges Erziehungsmittel für die heranwachsende und erwachsene Jugend zu einem unbefangenen fröhlichen und zugleich sittlich reinen und reinigenden Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern. Ich darf wohl gestehen, daß ich der Jugend oft mit stillem Behagen und herzlicher Freude zugehaut, an ihrer Freude mich erfreut und an ihrer Jugendfrische mich mit erfrischt habe.

---

## XVII. Finanzielle Aufbesserung der Pfarre.

---

Freilich hat man beim Erblicken und Erwägen dieses ausgedehnten geselligen Verkehrs von befreundeter Seite mir offen ins Gesicht, mit Verwunderung, von nicht befreundeter hinter meinem Rücken, tadelnd, die Frage aufgeworfen, wie ich das finanziell leisten könne, da ich doch nie eigenes Vermögen besessen habe? Es wäre mir auch nicht möglich gewesen, wenn sich die Intraden der Pfarre während meiner Amtszeit nicht merklich verbessert hätten. Bei Fundierung des Pastorates war nämlich der große Fehler begangen worden, daß man das Pastorat nicht abgerundet, in geschlossenen Grenzen hingestellt hatte. Weder der Hof noch die Bauerschaft hatten eigenen Wald, noch auch eigene Weide, sondern statt dessen das Hölzungsrecht in den Gütern Schloß- und Neu-Oberpahlen, und das Weiderecht in Neu-Oberpahlen. Abgesehen davon, daß solche Servitute fast unvermeidlich den Anlaß zu immer sich wiederholenden Weiterungen und Streitigkeiten abgeben, so sind sie auch für beide Teile ökonomisch nachtheilig. In unserem Falle z. B. erhielt das Pastorat immer schlechteres Holz, und sein Weideland wurde durch fortgehendes Urbarmachen immer knapper. Noch schlimmer aber war das Gut Neu-Oberpahlen daran: ihm saß das Pastorat — sit venia verbo — wie eine Laus im Pelze

— wie der Besitzer sich öfters im Ärger despektierlich genug ausdrückte. Namentlich die Bauerschaft des Pastorats lag mitten im Neu-Oberpahlen'schen Hoffelde, war für die Hofwirtschaft überall ein Hindernis und ein Stein des Anstoßes, konnte aber auch selbst nicht prosperieren, da es ihr an Holz und Weide fehlte. Sie bestand aus lauter mehr oder weniger armen Teufeln, deren Häuser verfallen, deren Felder vernachlässigt, und die alle dem Bankrott nahe waren. Natürlich konnten sie nicht daran denken, von der Frone zur Geldpacht überzugehen, der Pastor war also auch seinerseits an die Frone gefesselt, und erschien mithin als Anhänger des alten verhassten orjus (Knechtschaft), und noch dazu sehr zum Nachteil seiner eigenen Finanzen. Dem mein Vorgänger war froh, als er als Pacht für die Hoffelder mit dem ganzen „Gehorch“, also der ganzen Arbeitskraft, 600 Rbl. Pacht erhielt. Dagegen erzielte ich später an Pacht für die Hoffelder und die Bauergesinde zusammen 2500 Rbl., also mehr als das Vierfache. Das konnte man freilich nicht voraus berechnen, wohl aber einen großen Vorteil im allgemeinen mit Bestimmtheit voraussehen. Es riet mir daher ein befreundeter und intelligenter Landwirt, schon in meinen ersten Jahren, meinerseits den Vorschlag zu einem Austausch zu machen. Aber ich erwiderte, ich wolle lieber den Vorschlag abwarten, weil die Position des Aufgesuchten immer vorteilhafter sei als die des Aufsuchenden. Das that ich denn auch, und der Erfolg sprach für mich. Ich konnte nun die Bedingungen eines Austausches stellen. Unter diesen waren wichtig die, daß die Güter die Kosten der neuen Messungen zu tragen, und das Gut Neu-Oberpahlen dem Pastoratspächter eine Wohnung zu bauen habe, was in anderen analogen Fällen meist eine schwer zu lösende Frage war. Kurz, die ganze, recht weitläufige und dabei delikate Prozedur des

Austausches wurde ohne Prozeß, ohne Streitigkeiten, ja ohne Differenzen zu beiderseitiger Zufriedenheit und beiderseitigem Vorteile durchgeführt, und dadurch die ökonomische Lage des damaligen Pastors zu Oberpahlen und seiner Nachfolger — Gott sei Dank! — wesentlich verbessert, und ich bin selbst, wenn ich auch keine Schätze gesammelt habe, doch mit Ehren durchs Leben gekommen, und habe meine zwölf Kinder erzogen. — Ich habe hiermit das ökonomische Gebiet, das ja im irdischen Leben, auch eines Pastors, keine geringe Bedeutung hat, daher auch in der Autobiographie eines solchen einen Platz beanspruchen kann, besprochen. Hoffentlich habe ich ihm aber keinen zu sehr hervorragenden und zu großen Raum gewährt.

---

## XVIII. Meine Emeritur.

---

Mir ist wiederholt in meinem Leben, auch schon in jüngeren Jahren, die niederschlagende Beobachtung aufgestoßen, daß die Lebensläufe von Pastoren keineswegs immer in aufsteigender Linie sich bewegten. Wenn auch vielleicht im höchsten Sinn, zum Himmel hin, so doch recht oft nicht in dem Sinne, daß sie mit dem Alter auch in der Liebe und Verehrung ihrer Gemeinde gestiegen wären. Vielmehr habe ich es vielfach erfahren müssen, daß viel- und hochgerühmte Prädikanten, deren gelegentliche Festpredigten, an Bibelfesten z. B., weit und breit gerühmt worden waren, in ihrem Alter die eigene Kirche nur spärlich füllten, daß Pastoren, welche in ihren jüngeren Jahren bei ihren Gemeinden sehr beliebt gewesen, in ihrem Alter nur wenig geliebt und widerstrebend anerkannt wurden. Ich mußte es mehrfach und unleugbar erkennen, daß die Liebe nicht bloß im Alter, sondern auch gegen das Alter erkaltet, daß Männer, welche in ihrer Jugend von einem reichen Kranz von Liebe, in ihrem Mannesalter mit einer Korona von Verehrung geschmückt worden waren, in ihrem Alter ziemlich einsam und vergessen dastanden. Ich konnte es mir nicht verhehlen, daß die wohlklingenden Redewendungen in Nekrologen alter Pastoren von der „allgemeinen Liebe und Verehrung“, welche sie bei ihrer Gemeinde ge-

noßen hätten, oft nur übliche Redensarten oder doch im besseren Falle nur ein, unter dem Anhauche der augenblicklichen Rührung, Wiederaufglühen lange unter der Asche gleichgültiger Gewohnheit verdeckter, alter, fast verglommener Liebe waren. Ja, ich mußte es mir gestehen, daß auch manche Pastoren wirklich zu alt im Amte wurden, daß ihre Kräfte nicht mehr ausreichten, daß sie müde und matt, wenn nicht gar kühl und kalt wurden, daß nur ein schwacher Schatten ihres früheren Wesens, ein geringer Rest ihres früheren Wirkens nachblieb. Ich hatte daher den festen Vorfaß gefaßt, ja im Angesichte Gottes gelobt, diese Zeit des Verfalles nicht abzuwarten, sondern wenn mich die Absezung, welche ja in den sechsziger Jahren wie ein Damoklesschwert über dem Haupte jedes Pastors hing, mich nicht treffen sollte, mich freiwillig emeritieren zu lassen, wenn meine Kräfte, geistige oder leibliche, nicht mehr zu voller Ausrichtung des Amtes ausreichten, und ich deshalb nicht mehr mit Freudigkeit, sondern nur mit Seufzen mein Amt ausrichten könnte. Aber wann würde der Moment eintreten? Und würde ich ihn auch zu erkennen im stande sein? Es könnte mit mir ja ebenso gehen, wie mit jenem Alten, welcher seinem Konvente seinen Abschied anzeigte, auf dessen Bitten aber sein Abschiedsgesuch zurückzog, unter der Bedingung, daß der Konvent es ihm aufrichtig sagen solle, wenn er die Zeit für herangekommen erachte. Als ihm nach Jahr und Tag eine bezügliche Eröffnung gemacht wurde, war er unterdes anderer Meinung geworden, indem er sich für vollkommen arbeitsfähig und amts tüchtig erklärte und ganz gemütsruhig und selbstzufrieden im Amte blieb. Dieser Fall stand mir wie ein Schreckgespenst vor Augen: ich wollte auf keinen Fall dieser Verschämmnis der Unentschlossenheit, dieser Sünde mangelnder Gewissenhaftigkeit und kleinmütiger Rücksicht auf das irdische Auskommen mich

schuldig machen. Wohl war ich mittlerweile 66 Jahre alt geworden, aber an physischen Kräften fehlte es mir nicht: nicht bloß konnte ich stundenlang im Garten arbeiten, graben und hacken, Wege abstoßen und Bäume beschneiden, sondern ich konnte bis zu drei Gottesdiensten halten, gegen tausend Kommunikanten bedienen, ohne gerade erschöpft zu sein, konnte noch bei schlimmsten Wegen Krankenfahrten machen, ohne meiner Gesundheit zu schaden. Auch meine geistigen Kräfte schienen nicht erschöpft zu sein: an der Agende hatte ich bis vor kurzem als brauchbarer Mitarbeiter und Präses des Komitees, am esthischen Gesangbuche in beiden Stellungen bis zuletzt zur Zufriedenheit der Kollegen mitgearbeitet, bis 10 Stunden des Tages konnte ich produktiv oder kritisch am Schreibtische schaffen, meine Kirche war nach wie vor gut, ja besser als viele andere mir bekannte, gefüllt. Viele Amtsarbeiten waren mir nach wie vor eine Freude, ja ein Genuß, so vor allem die Predigt des Wortes, die Liturgie, die Schulprüfungen im Frühling u. dergl. Aber andere amtliche Funktionen empfand ich freilich nur als Last, so z. B. die Knabenlehren mit ihrer an- und abspannenden Handhabung der Disziplin, die allgemeinen Kinderprüfungen im Herbst, die ja sehr nützlich, ja notwendig, aber doch immerhin eine mühselige Fronarbeit sind, denn es gibt da gegen 4000 Kinder zu prüfen, die nur zu oft recht unerquicklichen, ja quälenden Krankkommunionen, und die neuerlich hinzugekommenen, rein mechanischen Beeidigungen, das, durch die schon damals drohende Einführung einer fremden Geschäftssprache zu wahrer Sklavenarbeit sich auswachsende Schreiberwesen u. s. w. u. s. w. Alles das bewirkte, daß ich nur mit Seufzen mein Amt fortzuführen vermochte. Es kamen noch äußere Umstände hinzu. Mein dritter Sohn, der einzige Theologe unter meinen vier Söhnen und sechs Schwiegersöhnen, war am

18. Februar 1890 unter meiner Assistenz ordiniert worden, und zwar als mein Adjunkt, obgleich ich eines Adjunkten noch gar nicht bedürftig war. Aber da in Rußland die Kandidaten der evangelisch-lutherischen Theologie militärpflichtig sind, während die Diatschoks und sogar die Glockenläuter der griechischen Kirche das Vorrecht der Exemption genießen, mein Sohn aber nicht sofort eine andere Anstellung fand, so gab es keinen anderen Ausweg, ihn vor dem für einen gebildeten Mann doppelt schweren Militärdienste zu schützen. Zwar fand er sehr bald darauf Verwendung und Arbeit bei dem kranken Pastor zu Jennern, welchem ich ihn abtrat, aber von dort kehrte er schon im September desselben Jahres zurück, nachdem er sich mit einer an der dortigen Taubstummenanstalt beschäftigten Diakonissin verlobt hatte. Ich aber hatte gerade in diesem Jahre mehrere Anfälle meines durch den Gebrauch von Tepliz zurückgedrängten und sehr gelinderten, aber nicht völlig überwundenen Podagrareidens, so daß ich mehrere Sonntage hatte aussetzen müssen, und auch sonst mehrfach in der Ausübung meines Amtes gehindert worden war. Da erschien es mir denn ein Wink des Herrn zu sein, daß er mir in meinem Sohne eine junge frische Kraft zur Hilfe oder Ablösung darbot. Aber nun fragte es sich eben, welches von beiden ich wählen sollte, die Adjunktur oder die Emeritur. Es sprach manches für aber auch manches gegen jede der beiden Formen der Aushilfe. Den Ausschlag für die Emeritur gab nach langer ernster Erwägung, unter viel Gebet und Flehen um Erleuchtung, die Rücksicht auf meinen Sohn. Einerseits wollte ich ihm durch die Adjunktur nicht eine lange Brautschaft aufnötigen, welche ja immer ihre Bedenken hat, noch auch der Gefahr aussetzen, nach meinem Tode nach vielleicht jahrelanger Gehilfenarbeit vielleicht nicht zu meinem Nachfolger gewählt zu werden. Andererseits war ich

dessen ziemlich sicher, daß das jetzt zu meinen Lebzeiten gewiß geschehen werde, und konnte mich auch dessen vergewissern. Ferner schien es mir auch billig, daß derjenige, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach die Hauptarbeit zu thun haben würde, auch den Hauptlohn genösse und als selbständiger Arbeiter dastände, und eben auch sein eigen Haus begründete. Endlich war es mir auch ein peinlicher Gedanke, daß die Braut meines Sohnes sich noch im Leben vielleicht hin und herstoßen lassen sollte. Freilich war es anderseits auch wieder kein leichter Gedanke für mich, die Arbeit und Stellung, welche ich seit mehr als einem Menschenalter in der Kirche, im Kirchspiel, im Hause innegehabt hatte, und welche auszufüllen ich doch bis zu einem gewissen Grade noch die Kraft in mir fühlte, mit einem Schlage aufzugeben, gleichsam vom Schauplatze zu verschwinden, nichts Rechtes und Bestimmtes mehr zu arbeiten, nichts mehr zu thun und zu bedeuten zu haben, aus einem Hauswirt ein Altenteilsitzer, kurz, aus einem Pastor ein bloßer Emeritus zu werden. Noch ein Bedenken kam hinzu: durch meine Emeritur verlor meine Witwe ihr Anrecht auf das Witwenjahr, also wohl den größten Teil dessen, was ich ihr zu hinterlassen hoffen konnte. Durfte ich ihr das zumuten? Dieses Bedenken be- nahm mir meine Frau in ihrem selbstlosen, hochherzigen und gottvertrauenden Sinne: ich solle nur getroßt thun, wo- zu mich meine Überzeugung und mein Gewissen treibe, für sie werde der Herr schon sorgen! So kam ich denn, nach- dem der Patron, und danach alle Gutsbesitzer, welchen er, da er selbst griechischer Konfession ist, nach bisherigem usus sein Wahlrecht zu zedieren pflegt, mir unter dem Ausdruck ihres Bedauerns über meinen Voratz, die Zusicherung gegeben hatten, daß sie meinen Sohn zu meinem Nachfolger wählen würden, zu dem immerhin nichts weniger als leichten Ent-  
 Maurach, eines livländischen Pastors Leben und Streben.

schlusse, um meinen Abschied einzureichen. Ich erhielt ihn unter dem 29. Dezember 1890, und empfing ihn mit der Angabe, daß mir das Recht der Emeritur, d. h. also das Anrecht auf das Drittel der Einnahmen der Pfarre zugestanden werde, am 4. Januar 1891. Am 20. desselben Monats hielt ich meine Abschiedspredigt, wieder über Apostelgeschichte 20, 18 ff. wie in Paistel. Und auch hier „ward viel Weinens unter ihnen allen“, Männern und Weibern. Ach, aber wie nichts ist es „um der Menschen Schuld!“ Meines Sohnes Wahl ging nun ohne Anstand und Zwischenfall vor sich; am 10. März wurde er introduziert, und am 22. d. M. bezog ich mit meiner Frau mein Altenteil, d. h. zwei Erkerzimmer im Pastorate, in welchen mir das Kirchspiel eine Küche eingerichtet hatte, da wir unseren eigenen Haushalt führen wollten. Und dort lebten wir beiden Alten sehr eng und bescheiden, in freiwillig gewählter, aber doch auch wieder als Zwang empfundener, Unthätigkeit, bis ich doch noch einmal auf ein völlig unerwartetes Arbeitsfeld gestellt wurde.

---

## XIX. Mein Vikariat in Jemnern.

---

Der Pastor zu Jemnern war, wie so viele, viele andere livländische und auch einige esth- und kurländische Pastoren wegen kirchlicher Bedienung von Rekonvertiten gestraft worden, und zwar mit Verbannung aus Livland, hatte in größter, rücksichtsloser Hast Haus und Heimat verlassen, in die Fremde ziehen und einer völlig ungewissen Zukunft entgegen gehen müssen. Der pernausche Sprengel und die kirchliche Obrigkeit fürchtete, gerade in dieser Gemeinde werde der Verlust ihres Pastors besondere Unzufriedenheit und vielleicht Unordnungen verursachen, und wünschte daher baldmöglichst für geistliche Bedienung derselben, und zwar nicht durch einen Kandidaten, sondern durch einen erfahrenen Pastor zu sorgen. Der Sprengel wandte sich daher an mich, der ich ja nun müßig am Markte stand, in fast guter Gesundheit und frischer Übung, mit der Bitte, in Jemnern bis zur Wiederbesetzung der Pfarre als Vikar einzutreten. Verlockend erschien ja der Gedanke nicht: im 68. Jahre nachträglich Vikar zu werden, an eine fremde Gemeinde mit ihren Besonderheiten, und zum Teil recht fremdartigen, mich zu gewöhnen, in meinem Alter noch einmal umzuziehen, Wohnort und Wohnung zu wechseln, an eine sehr einsame, hinter Wäldern, Mooren und Flüssen abgelegene Gegend mich zu gewöhnen, in mancher Beziehung

gleichsam von vorne beginnen, mich fügen und akkomodieren zu müssen, um Liebe und Anerkennung bei einer fremden, und wie ich es später finden und fühlen mußte, recht selbstbewußten und gar nicht entgegenkommenden Gemeinde werben zu müssen — kurz, die ganze Idee war eigentlich eine recht abenteuerliche. Aber doch glaubte ich der an mich ergehenden Aufforderung folgen zu sollen; stand ich doch wirklich, nachdem die Podagraanfälle geschwunden waren, wieder ganz arbeitsfähig, müßig am Markte und wollte doch arbeiten. Dazu wurde ich nun aufgefordert und gebeten, freilich nicht von der Gemeinde — die verhielt sich verzweifelt passiv, so doch vom Kirchenregiment und den Untsbrüdern: — ich glaubte in der That, vom Herrn des Weinbergs gedinget zu werden, glaubte in die Breche springen zu müssen, weil der Feind hier Breche schießen zu wollen schien, glaubte eine tief aufgeregte Gemeinde beruhigen, eine schmerzlich trauernde trösten zu müssen — kurz, ich urteilte trotz meiner 67 Jahre recht sanguinisch, und handelte recht jugendlich, sagte zu und zog auch sofort in die einsame Waldgegend ab, und ganz ohne Sang und Klang in das einsame Pastorat ein. Dort stürzte ich mich gleich in die Herbstarbeiten, indem ich ohne Verzug die Kinderprüfung begann. Und das war keine Kleinigkeit. Denn waren auch in Oberpahlen die Dorf- und Schulhauswege keineswegs Kunststraßen, so waren sie hier unverfälschte Naturpfade, auf denen man häufig dankbar verwundert war, wenn man wieder einmal mit unzerbrochenem Wagen und Knochen davon gekommen war. Die ganze pastorale Arbeit selbst war freilich sehr viel geringer, kaum halb so groß als in Oberpahlen, nicht bloß auf dem Gebiete der Schule, sondern durchweg. Das lag wohl hauptsächlich an der kleineren Seelenzahl und daran, daß die Gemeinde den Pastor hier viel weniger in Anspruch nahm als dort, wohl weil sie mich

als nicht beehrten Vikar gleichsam nicht für voll ansah, aber auch wohl an anderen Umständen. Jedenfalls hatte ich ein viel bequemeres Leben, als je zuvor. Bequemer, aber nicht angenehmer. Denn es wurde mir oft schwer, dem Grundsatz gemäß zu handeln, den ich mir für meine Thätigkeit in Fernern aufgestellt hatte, mich nur als läbikäija — Durchgehenden — anzusehen, während ich meinem Naturell nach dazu neigte, ein Durchgänger und Durchgreifer zu sein. Namentlich auf liturgischem Gebiete fand ich so manches vor, was mir widerstrebte, z. B. die Einfügung der Taufe in den Hauptgottesdienst. Darcin fügte ich mich jedoch, weil sie, wenn auch eine unzweifelhaft moderne Einrichtung ohne liturgisch-historische Präzedenz, doch in der Idee manches für sich hatte. Aber in einem anderen Punkte konnte ich nach meiner liturgischen Überzeugung nicht nachgeben, nämlich in dem Hereinziehen der Trauungen in den Hauptgottesdienst, die hier auch üblich war, mir aber wie eine ganz unstatthafte, völlig unliturgische Neuerung ohne Präzedenz und daher ganz unmöglich erschien. Meine Unnachgiebigkeit in diesem Punkte verschmupfte aber die sehr anspruchsvollen und selbstbewußten fernernschen Leute sehr. Für die Berechtigung dieser Charakterisierung der Gemeinde will ich nur ein paar Beispiele anführen. Ich hatte den Küster, welcher einen vortrefflichen Sängerkhor und in diesem namentlich eine von der verstorbenen Pastorin, welche selbst musikalisch hochgebildet und eine Klaviervirtuosin war, ausgebildete, wirklich hervorragende, reizende Sopranstimme hatte, gebeten, zum liturgischen Weihnachtsgottesdienste mit seinem Chor zu singen. Ein junger Schulmeister aber hatte auf seinen eigenen Kopf hin sich vorgenommen, an diesem Tage seinen Chor vorzuführen und mutete mir zu, entweder den Küster ein andermal singen zu lassen, da er es ja nahe habe, oder das Festprogramm zu

ändern und ihnen beiden Raum zur Entfaltung ihres musikalischen Könnens zu gewähren. Da ich ihm nun beides abschlug, schied er sehr entrüstet von mir. Der andere charakteristische Fall war folgender: Der glückliche Vater einer zu konfirmierenden Tochter wollte bei dieser Gelegenheit seine Tochter durch das Geschenk eines Pelzes beglücken. Da aber die Felle zu diesem noch ungegerbt waren und zu dem von mir für die Konfirmandenlehre angegebenen Termin nicht fertig werden könnten, so mutete er mir zu, ich möge die Lehre doch um einige Wochen hinausschieben. Da ich nun rücksichtslos genug war, weder das Vater- noch das Tochterherz zu berücksichtigen, zog ich mir auch hier höchstes Mißfallen zu. Eine mir auch ganz fremde Erscheinung war die leere Kirche, so mußte ich z. B. den Gottesdienst am ersten Weihnachtstfeiertage, an welchem ja anderswo die Landkirchen erdrückend voll zu sein pflegen, mit 18, sage achtzehn Personen beginnen, freilich bei einem gewaltigen Schneefall. Und doch waren die beiden letzten Pastoren hochbegabte, auf allen Bibelfesten, auf denen sie predigten, höchst beliebte und von Tausenden aufgesuchte Prädikanten gewesen. An mir selbst konnte auch die Schuld nicht wohl liegen, da ich nicht bloß in Pafstel, sondern auch in Oberpahlen all die Jahre hindurch nicht unter einer leeren Kirche zu leiden gehabt hatte, und in Femern, wo ich so viel mehr Zeit hatte, mich viel sorgfältiger vorbereitete, als ich es je zuvor gekount. Ganz Fiasko aber machte ich im Kollektieren. Wenn ich darin auch nicht gerade ein solcher Virtuose war, wie etwa Gliedner oder Wichern, so auch nicht gerade ein Stümper. Hatte ich doch für die in Lais durch den Blitz abgebrannte Kirche 500 Rbl. zusammengebracht. Hier aber gelang es mir für die unter der Hungersnot leidenden Wolgakolonisten, trotz der rührendsten Register, die ich nach einander mit Vox humana und

Flauto dolce zog, nicht mehr als 3 Rubel und einige Kopfen zusammen zu quängeln. Und dabei ist es eine sehr wohlhabende Gemeinde, aber trotzdem oder vielleicht gerade deshalb von einer instinktiven Abneigung gegen alles Geben. Ganz anders geartet erwies sich in dieser Beziehung, und auch sonst, die viel zugänglichere und lebenswürdigere ferrosche Filialgemeinde. Freundlich und entgegenkommend zeigte sich mir gegenüber auch die intelligente und wohlhabende deutsche Bevölkerung der fernernschen Glasfabrik, welcher ich gerade in den letzten Tagen meines fernernschen Vikariates meine Aufmerksamkeit und Thätigkeit zuwandte. Einer auf meine Bitte vom Direktor veranstalteten Versammlung der Hausväter machte ich den Vorschlag, der Schulmeister, ein schlichter, frommer Christ, der seine Willigkeit schon mir gegenüber ausgesprochen hatte, solle ihnen sonntäglich eine deutsche Andachtsstunde halten, da die Fabrik ca. 14 Werst von der Kirche entfernt, und ferner den zweiten, die sehr gut gestellte, zum Teil wohlhabende Bevölkerung, solle eine Witwen- und Altersversorgungskasse unter sich errichten. Beide Propositionen wurden, wenn auch nicht gerade begeistert, so doch willig aufgenommen. Ob sie aber wirklich zur Ausführung gekommen sind, bezweifle ich, da ich bald darauf Fernern verließ. Ich will aber nicht vergessen, daß wir auch viel Liebe und Freundlichkeit in Fernern erfahren, und darf ich sagen, auch ausgetauscht haben. Meine Frau hatte namentlich die Taubstummenanstalt in ihr mütterliches Herz geschlossen. Und ich gewann den Küster bald lieb, durch den ich eigentlich erst erfuhr, wie viel Hilfe und Unterstützung einem Pastor ein tüchtiger, christlich gesinnter und dienstwilliger Küster gewähren kann. Auch der dortige Parochiallehrer, ein sehr geschiedter Mann, trat mir nahe und wurde von mir auch in die Mitarbeit am Gesangbuche gezogen. Mittlerweile nahte sich meine

Vikariatssthätigkeit in Femern ihrem Ende: der neue Pastor war vom Patron erwählt, schon eingezogen und sollte am 23. Februar 1892 unter meiner Assistenz introduziert werden — da traf mich in der Nacht auf den Sonnabend vorher der erste schlagartige Anfall (Sclerose), welcher sich dann schon ungefähr ein Jahr darauf wiederholte.

So verließ ich denn Femern nicht bloß als ein gebrochener, sondern völlig invalider Mann. Das Vikariat in Femern war die letzte Etappe auf meiner amtlichen Laufbahn gewesen. Es sollte mich lehren, daß doch eigentlich all unser Wirken und Schaffen nur ein Vikariat, daß wir nicht selbständige, geschweige denn selbstherrliche Pastoren, d. h. Hirten der Herde, sondern nur Vikare, Stellvertreter und Hilfsarbeiter des einigen, rechten Hirten sind. Als Invalide kehrte ich von meiner letzten Campagne in mein letztes, wie ich meinte, Quartier im Pastorat Oberpahlen zurück, um mich für den letzten Marsch bereit zu machen und bereit zu halten. Aber da der Zustand meines Herzens forderte, daß ich das Treppensteigen möglichst vermeiden sollte, und meine Frau auch bei unserer kleinen Wirtschaft der Hilfe einer Tochter wohl bedurfte, diese aber in unseren zwei Zimmern keinen Raum hatte, so mußten wir wohl oder übel an einen nochmaligen Umzug denken. Ich ergriff daher die Gelegenheit beim Stirnhaar, als auf dem Gute Neu-Oberpahlen eine überaus freundliche Wohnung am frischen Wasser des klaren, munter fließenden Flusses unter schönen, alten Bäumen gelegen, dadurch frei wurde, daß der alte Arzt, der sie bisher innegehabt hatte, sie aufgab, um in Dorpat seinem, auch bald darauf erfolgenden, Tode, entgegenzuharren — ich ergriff die Gelegenheit, um den Besitzer des Gutes, meinen alten Freund, um Überlassung dieser Wohnung zu bitten. Schien doch diese Wohnung dazu bestimmt zu sein, ein freundliches

Greifenheim, eine friedliche, letzte Station für morituri zu bilden. Denn schon früher waren in ihr beide Schwiegereltern des Besitzers in hohem Alter gestorben. Kurz, meine Anfrage wurde freundlich und bejahend beantwortet, und am 7. September 1894 verließ ich mit meiner Frau das alte Pastorat, das 40 Jahre lang unsere Heim- und Arbeitsstätte gewesen war, und bezog mit ihr und unserer vorjüngsten Tochter die „Emeritage“, wie ich diese Wohnung scherzend, oder „die letzte Station“, wie ich sie mahnend benannt habe. Gott schenke uns seine Gnade, damit wir seien wie die Palmbäume, gepflanzt an frischen Wassern! Ein Eben-Ezer: — bis hierher hat der Herr geholfen! — haben wir hier ja wohl gefunden, ein Salem — eine Friedensstadt — nach Gottes unerforschlichem Willen aber nicht.

Denn gerade hier in meinen letzten Lebensjahren hat mir nicht bloß des Herrn Hand ein schweres Kreuz auferlegt, sondern auch soviel Herzeleid, Verkennung und Verleumdung, soviel Feindseligkeit von seiten der Menschen mich getroffen, wie in meinem ganzen, langen, vorhergehenden Leben niemals. Zwölf Kinder hatte der Herr uns geschenkt und erhalten, keines von ihnen war uns bisher gestorben, alle waren sie herangewachsen und alle schon erwachsen.

---

## XX. Meines Sohnes Tod.

---

Da erkrankte unser Paul, mein Amtsnachfolger, nachdem er am Johannisstage, an dem Kirchhofsfeſte, noch eine tief ergreifende Predigt gehalten hatte, Ende des Juni-  
monates an einer ſehr ſchmerzhaften, wie es bald erkannt wurde, lebensgefährlichen Krankheit. Wohl wurden alle erreichbaren Autoritäten konſultiert, eine Operation auf Leben oder Tod verſucht, aber wahrſcheinlich der Gallenſtein machte ſeinem jungen, hoffnungsvollen Leben in ſeinem dreiund-  
dreißigſten Lebensjahre ein Ende. Wenige Stunden vor ſeinem Tode ſchüttete er in der Privatbeichte ſein Herz aus, bekannte, nachdem er vorher nur hatte flüſtern können, mit ſeiner „wohltönenden Stimme Silberklänge“, wie ſie ein alter Schulmeiſter in ſeinem Nachrufe am Grabe bezeichnete, ſeinen feſten und freudigen Glauben: „ich weiß, daß mein Erlöſer lebt!“ und: „der Herr iſt mein Hirte, mir wird nichts mangeln!“ empfing dann mit ſeiner Frau, ſeinen Eltern und allen anweſenden Geſchwiftern das heilige Abendmahl, und entſchlummerte darauf in unſer aller Gegenwart, ſtill und friedlich, ſo ſtill und unbemerkt, daß nur das Mutterauge den ſich über ihn lagernden Todesſchatten erkannte, ſanft und Gott ſei gelobt! — ſelig hinüber als ein Frühvollendeter,

auch uns allen als ein Führer und Vorgänger zu den ewigen Friedenshütten.

Dahin strecke ich auch die Hände,  
 O Herr Jesu, zu Dir aus;  
 Mein Gebet ich zu Dir wende,  
 Der ich noch in Deinem Haus;  
 Hier auf Erden steh im Staube,  
 Treibe, Herr, die Feinde weit.

Das geschah am 17. August 1895 um 11<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr nachts. Am 21. d. M. geleiteten wir seine Leiche aus der Kirche, unter tiefer Bewegung und viel Thränen der großen Gemeinde — als wir mit dem Sarge aus dem Altarraum in das Schiff der Kirche traten, empfing uns lautes Weinen und Schluchzen von jung und alt (mir unvergesslich!) — in stillem, ernstem, fast unübersehbarem Zuge bis zum Gottesacker. Da ruht nun das sterbliche Teil des „jungen Pastors“ unter dem von Gliedern der deutschen Gemeinde ihm errichteten schönen, einheimischen Granitkreuze und wird dort ruhen, bis ihn sein Heiland, der Lebensfürst, dem er in Schwachheit, aber Treue gedient hat, wieder hervorrufen wird.

---

## XXI. Die Wirren und Streitigkeiten bei Wiederbesetzung der Pfarre und Schluß.

---

Kaum hatte sich das Grab über meinem Sohne geschlossen, so brachen diese mit dämonischer Gewalt aus. Die Gemeinde schien nicht bloß ihren alten, sondern auch „ihren lieben, jungen Pastor“ — wie er fast stets genannt wurde — vergessen zu haben, und nur von Mißtrauen, Zwietracht, Groll, Haß und Auflehnung gegen alle Autorität und Obrigkeit erfüllt zu sein. Ich will keine Geschichte dieser tieftraurigen Zwischenzeit in der Gemeinde schreiben, denn ich fühle mich nicht zu ihrem Historiographen berufen, noch auch dazu, ein kirchenrechtliches Votum über die beteiligten Personen, Parteien und Instanzen abzugeben, denn ich bin weder öffentlicher Ankläger, noch auch oberster Richter. Nur das will ich beiläufig zur Entschuldigung meiner alten, durch diese Angelegenheit in ein schlechtes Licht gestellten und in üblen Ruf geratenen Gemeinde sagen, daß sie einerseits von einer revolutionären, sozialdemokratischen, organisierten Bande verheßt und verführt worden ist, und daß anderseits alle betreffenden Instanzen, weltliche und geistliche, von unten bis oben, soweit sie überhaupt in Aktion getreten sind, Fehler über Fehler gemacht haben, und mithin ihren Anteil an der Gesamtschuld tragen, nicht aber die Gemeinde allein.

Aber wie gesagt: ich bin nicht Richter, nicht Ankläger, auch nicht Historiograph, sondern nur Autobiograph. Daher will ich nur berichten oder vielmehr nur andeuten, was und wie ich unter diesen traurigen Wirren, in dieser schrecklichen Zeit, gelitten habe. Als ich den vom Patron, auf Vorschlag der Gutsbesitzer gewählten Mann in einen sehr unglücklich angeordneten Extragottesdienst begleitete, weil ich den armen jungen Mann doch nicht ganz allein und völlig schutzlos der schon aufgeregten Menge gegenüber treten lassen konnte, als ihn statt einer still, ehrbar, andächtig lauschenden Gemeinde, ein johlender, trampelnder, in die Hände klatschender, pfeisender und nur: Meie ei taha heda! (Wir wollen diesen nicht!) als ihren einzigen Wunsch und ihr alleiniges Argument, schreiender, wüster Haufe empfing — stieg in mir die Frage des Propheten auf: „Ist das Gottes Volk?“ Und als der wüste Lärm während des ganzen Altdienstes nicht nachließ, sondern sich noch steigerte, während der junge Mann am Altar tapfer aushielt, mit mächtiger Stimme fortsprach, da drängte sich mir auf jene klagende Frage des Propheten die Antwort auf: „Nein, es ist die losgelassene Hölle!“ Und als ich den jungen Pastor, welcher, nicht entmutigt, die Kanzel betreten wollte, davon abhielt, da der Skandal gewiß noch ärger geworden, und sich vielleicht bis zu Thätlichkeiten gesteigert hätte, statt seiner selbst die Kanzel besteigen wollte, um einige Worte an die Gemeinde zu richten, wurde die Kanzelthür vor mir festgehalten, und auf meine Frage: „Laßt ihr mich jetzt nicht mehr auf diese Kanzel, von der ich euch 38 Jahre lang Gottes Wort gepredigt habe?“ — erscholl die Antwort: „Nein, wir lassen Euch nicht!“ Da dachte ich: „Sie fürchten Gottes Wort, darum wollen sie es nicht hören!“ Den Altar fand ich aber nicht so bewacht und schlüpfte hinein. Da brach aber der Tumult mit erhöhter Stärke los,

und mit meiner, vor Alter schwach gewordenen Stimme, konnte ich ihn nicht übertönen, schloß daher nach ein paar Sätzen mit den Worten: „Gott wird zwischen euch und mir richten!“ Aber ihr Trampeln und Stampfen empfand ich so, als trampelten sie auf meinem Herzen herum. Ach, und das sind die letzten Worte geblieben, die ich an meine alte, von mir doch immer noch von Herzen, wenn auch mit bitterem Schmerze, geliebte Gemeinde habe richten können, und die letzten werden sie voraussichtlich auch bleiben! Infolge des öffentlichen Skandals in der Kirche wurde diese auf Befehl des Konsistoriums als entweiht, wie natürlich und nach altem Herkommen, geschlossen, und wochenlang ertönte keine Predigt, keine Orgel und keine Glocke. Es war ein betrübter, trostloser Zustand, Bann und Interdikt. Unterdes schwirrten aber die tollsten Gerüchte in der Luft, und wurden mit satanischer List und Bosheit erfunden und verbreitet, gegen den Patron, die Gutsbesitzer, die Obrigkeit und mich gerichtet. Ich wurde als der eigentliche faiseur in den schwärzesten Farben dargestellt, obgleich ich als ganz machtloser Emeritus nichts zu sagen hatte und nichts thun konnte. Auf den Inhalt aber dieser böswilligen Erfindungen näher einzugehen, lohnt sich und ziemt sich mir nicht.

Unterdes hatte sich der erste Kandidat, vom Patron so ziemlich fallen gelassen und von der Obrigkeit nicht genügend unterstützt, zurückgezogen, was ihm niemand verdenken kann, und der Patron, durch eine Menge von Petitionen bedenklich gemacht, übertrug sein Wahlrecht für diesen Fall dem Konsistorio. Und dieses that einen scheinbar glücklichen Griff, indem es einen hochbegabten jungen Pastor berief. Ihn wollte der Generalsuperintendent selbst einführen, wurde aber beim ersten Versuche von der fanatisirten Böbelrotte, in welcher fast rasende Weiber die leitende Rolle spielten, am

Eintritte in den Altarraum gehindert, und die Polizei erwies sich als ohnmächtig. Beim zweiten Versuche wurden der Introduzent und die zur Introdution erschienenen Geistlichen gar nicht einmal in die Kirche gelassen, und die Polizei vor der Kirchenthür thätlich mißhandelt. Der dritte Versuch wurde durch einen ad hoc hierhergesandten stellvertretenden, eifrigen und geschickten, von einem gewiegten, mit den Verhältnissen und Persönlichkeiten vertrauten hiesigen Rechtsgelehrten gut beratenen, Polizeichefgehilfen gut vorbereitet. Und doch hing sein Gelingen nur an einem Haare. Aber dennoch gelang durch Gottes gnädige Fügung die Introdution und wurde glücklich zu Ende geführt, obgleich die turbulente Rotte vor den Kirchenthüren tobte. Aber als der junge Mann nun als introduzierter Pastor die Kanzel betrat, war merkwürdigerweise auch die Menge stiller und stiller geworden, und die ganze Gemeinde hatte in alter Weise ehrbar und andächtig seinen Worten gelauscht. Und so ist es auch, Gott sei gelobt! so ziemlich geblieben. Die anfangs etwa heimlich noch Grollenden verstummten mehr und mehr. Und wenn ich jetzt als Gemeindeglied mitten in der Gemeinde sitze, gemahnt sie mich in ihrem Wesen und Verhalten an meine alte liebe Gemeinde. Mag sie mich denn auch vergessen und zum Teil schon vergessen haben, Gottes Wort will sie doch wieder willig hören. Darin stimmen wir auch wieder zusammen. Wenn die von meinem Sohne beschaffte neue Kirchenglocke, die er ja freilich mit leiblichem Ohre nicht mehr gehört hat, denn sie kam erst nach seiner Beerdigung hier an, mit ihrem schönen, vollen und ernstern Klange mich über das Wasser des Flusses hin aus meiner Emeritage zum Gotteshause ruft, so folge ich ihrer Stimme mit Wehmut, denn sie ist mir gleichsam meines seligen Sohnes Stimme, die mich über den Zeitenstrom hinüber zu seiner Nachfolge aufruft. Aber auch mit Freude, denn sie ruft

mich zum Hause Gottes hienieden im armen Erdenleben, aber auch zu jenem droben im ewigen Tempel der Herrlichkeit, damit ich zu diesem wallen, in ihm lernen möge, mit dem sterbenden greisen, seine Söhne und Enkel segnenden, Israel meines Sohnes Nachfolger und alle seine Successoren zu segnen und für mich selbst zu sprechen: Herr ich warte auf Dein Heil!

---

## **Inland.**

**Pastor emer. Maurach †.**

„Eines Svölandischen Pastors Leben und Streben“ — lautet der Titel einer im vorigen Jahre im Auslande erschienenen Selbstbiographie, in welcher eine der charaktervollsten, ausgeprägtesten Persönlichkeiten unserer evangelisch-lutherischen Geistlichkeit innerhalb der bewegten zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts, ihr Kämpfen und Ringen, wie es sich rückschauend dem eigenen Auge darstellte, den Zeitgenossen in Erinnerung brachte. Nicht von dem Zuge milder Beschaulichkeit des auf seine Arbeit zurückblickenden Wanderers, der bald sein Ziel erreicht hat, war dieses Buch durchweht, sondern der Verfasser desselben war auch hier seiner innersten Natur treu geblieben: es war das Buch eines streitbaren Mannes, der, unbekümmert um Widerspruch, seines Weges dahinging. Dieser Kämpfer, „der ein Menschenalter über mit nie ermüdender Hand Schwert und Kelle in guten wie in bösen Tagen geführt hat“, ist nun, nach der Abgeschlossenheit seines Lebensabends, für immer jedem weiteren Kämpfen entrückt worden: Pastor **C a r l M a u r a c h**, emeritirter Prediger von Oberpahlen, ist vorgestern, am 11. Mai, in Oberpahlen dahingeschieden.

Einer berufeneren, intimer in das Wirken des Verstorbenen eingeweihten Persönlichkeit mag es vorbehalten bleiben, diese Charakterfigur zu schildern; hier sei nur kurz in Erinnerung gerufen, was diese einst vielgenannte, mit dem

kirchlichen Leben unserer Provinz während 5 Decennien eng verknüpfte Persönlichkeit nach Außen hin besonders hervortreten ließ.

Carl Peter Ludwig Maurach ist ein Sohn unserer Provinz. Am 25. Januar 1824 geboren, absolvirte er in den Jahren 1841--46 auf der Dorpater Universität das Studium der Theologie, in welcher Zeit er der Corporation „Livonia“ als thätiges und einflußreiches Mitglied angehörte. Nach einigen Jahren, die er als Hauslehrer verbrachte, wurde er 1849 zum Prediger in Paistel bei Fellin gewählt und von dort 1853 nach Oberpahlen berufen. Dieser Ort ist nahezu ein halbes Jahrhundert die Städte seines Wirkens und Lebens geblieben -- auch nachdem er sich zu Anfang der 90-er Jahre hatte emeritiren lassen und seinem Sohn das bisher von ihm verwaltete Pfarramt hatte übergeben dürfen.

In liebevollem Eingehen auf seine Individualität schilderte Professor R. Seeberg in Berlin gelegentlich einer Anzeige des schon erwähnten Maurach'schen Buches „Eines livländischen Pastors Leben und Streben“ den Verfasser folgendermaßen: „Der Mann, der hier die Feder führt, ist zunächst nicht Mann des Wortes, sondern der That. Er redet nicht viel von seiner Liebe und betheuert sie, sondern bethätigt sie in Arbeit und Kampf. Er ist kein hervorragender Theologe und kein glänzender Redner, aber er ist ein mächtiger kirchlicher Führer und ein treuer Seelsorger. Er ist keine „liebenswürdige“ Persönlichkeit in der vulgären Bedeutung des Wortes, aber er ist ein Mann, der

mit der That zu lieben weiß" ... Maurach war durch und durch ein Praktiker. „Bauen, einrichten, organisiren, neue Institutionen schaffen oder die alten verbessern — das war seines Lebens Inhalt.“ Das und, fügen wir hinzu, der Kampf — der Kampf vor Allem für das, was ihm in seiner Oberpahlenschen Gemeinde, in seiner Provinzial-Kirche und seiner livländischen Heimath des Kampfes werth erschien.

Wohl zu keiner Zeit hat in dieser seiner Heimath sein Name so sehr in Aller Munde gelehrt, wie im Jahre 1866, wo er wegen kirchlicher Bedienung von Convertirten auf 6 Monate vom Amte suspendirt wurde. — In den kirchlichen Kreisen unserer Provinz war er freilich auch schon vorher eine bekannte Persönlichkeit — nicht zum Wenigsten durch seine schon betonte werkkreudige, organisirende Initiative. Auf seinen im Jahre 1859 gemachten Antrag hin erfolgte die Gründung einer livländischen Prediger-Emeriten-Casse, in den Jahren 1853—65 war er ein überaus thätiger geistlicher Schulrevident des Fellinschen Sprengels; dem Volksschulwesen, der kirchlichen Armenpflege, einer Küsterwitwen-Casse für den estnischen District Virolands, einer Oberpahlenschen Wittwen-Casse, einer pastoralen Verlags-Casse und ähnlichen Gründungen goltten verschiedene von ihm eingebrachte Synodal-Vorlagen oder publicirte Artikel und Schriften. Die Lust am Schaffen, Sammeln, Sich-Bethätigen hat Pastor Maurach auch auf vielen anderen Gebieten bekundet; so werden den älteren Lesern unseres

Blattes die Berichte über sein Briefmarken-Sammeln und sein „Briefmarken-Kind“ gewiß noch in der Erinnerung sein, ebenso wie der Eifer, mit welchem er sich der Gründung von Knechts-Cassen, als Mittel, die Knechte seßhafter zu machen und ihnen im Alter eine Versorgung zu sichern, in den letzten Jahren annahm. All' diese Unternehmungen kennzeichnete eine zähe Energie im Verfolgen des gesteckten Zieles. — Auf kirchlichem Gebiet hat der Hingeschiedene sich besondere Verdienste um das neue estnische und deutsche Gesangbuch wie um die Neubearbeitung der alten Agende erworben. Wie allen kampffrohen, dem eigenen Ich vertrauenden Naturen ist auch Maurach manche Enttäuschung nicht erspart geblieben und hat ihm bei seiner ganzen Anlage garnicht erspart bleiben können; aber er durfte doch die Gewißheit ins Grab nehmen, daß sein Name als der eines rüstigen, starken Streiters innerhalb der lutherischen Kirche Livlands nicht so bald wird vergessen werden.

*Nordl. Zg. N109. 13 I 200.*

Dem am 12. d. Mts. in Oberpahlen verstorbenen **Pastor emer. Karl Maurach** widmen unsere Tagesblätter warme Nachrufe, denen wir hier nachstehend entlehnen:

„Mit Maurach, der am 25. Januar 1824 geboren war,“ heißt es in der „Düna-Ztg.“, „ist einer der Veterane unserer evangelischen Landeskirche heimgegangen, ein ausgesprochener Charakter und warmer Patriot, ein Mann, dem das Wohl und Wehe der lutherischen Kirche am Herzen lag und der für das, was er empfand, muthig und mannhaft einzutreten wußte.“

Die „Nordl. Ztg.“ betont seine „werkfreudige organisierende Initiative,“ indem sie ausführt:

„Auf seinen im Jahre 1859 gemachten Antrag hin erfolgte die Gründung einer livländischen Prediger-Emertal-Kasse, in den Jahren 1853—65 war er ein überaus thätiger geistlicher Schulrevident des Fellinschen Sprengels; dem Volksschulwesen, der kirchlichen Armenpflege, einer Küsterwitwen-Kasse für den estnischen Distrikt Livlands, einer Oberpahlenschen Wittwen-Kasse, einer pastoralen Verlags-Kasse und ähnlichen Gründungen galten verschiedene von ihm eingebrachte Synodal-Vorlagen oder publizierte Artikel und Schriften. Die Lust am Schaffen, Sammeln, Sich-Bethätigen hat Pastor Maurach auch auf vielen anderen Gebieten bekundet; so werden den älteren Lesern unseres Blattes die Berichte über sein Briefmarkensammeln und sein „Briefmarken-Kind“ gewiß noch in der Erinnerung sein, ebenso wie der Eifer, mit welchem er sich der Gründung von Knechts-Kassen, als Mittel, die Knechte seßhafter zu machen und ihnen im Alter eine Versorgung zu sichern, in den letzten Jahren annahm. All' diese Unternehmungen kennzeichnete eine zähe Energie im Verfolgen des gesteckten Zieles. — Auf kirchlichem Gebiet hat der Hingeschiedene sich besondere Verdienste um das neue estnische und deutsche Gesangbuch wie um die Neubearbeitung der alten Agende erworben. Wie allen kampffrohen, dem eigenen Ich vertrauenden Naturen ist auch Maurach manche Enttäuschung nicht erspart geblieben und hat ihm bei seiner ganzen Anlage garnicht erspart bleiben können; aber er durfte doch die Gewißheit ins Grab nehmen, daß sein Name als der eines rüstigen, starken Streiters innerhalb der lutherischen Kirche Livlands nicht so bald wird vergessen werden.“

Wir ergänzen die vorstehenden Ausführungen durch den Hinweis, daß der Verstorbene ein treuer Anhänger der Studentenkorporation „Livonia“ war, der er bis in sein hohes Alter ein lebhaftes Interesse bewahrte, und zwar nicht nur in Wort und Gesinnung, sondern bei seiner schaffensfreudigen Natur auch durch die That. Es ist ja bekannt, daß das Konventshaus der Livonia sein Entstehen wesentlich der Initiative ihres alten Philisters Maurach verdankt, der trotz des energischen ihm aus wohlmeinenden Philisterkreisen opponierten Widerspruchs, von begeisterter und mitforttreibender Hingebung zur Korporation getragen, unentwegt das ein Mal ins Auge gefaßte Ziel verfolgte und zu glücklicher Endschafft führte, hierdurch der Korporation einen Stützpunkt gewährend, der zweifellos mit dazu beigetragen hat, ihr unter erschwerten Lebensbedingungen, eine gedeihliche Fortentwicklung bis auf den heutigen Tag zu ermöglichen.

Das ihm hier in Dankbarkeit nachzutragen, war uns eine Pflicht der Pietät. Friede dem Andenken des alten Livonen-Philisters! —

---

S.

Jell'ner Anzeiger N 20. 17 I 900.

**H. Veichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme),  
Leipzig.**

---

- Bachmann, Prof. Ph., Die wichtigsten Symbole der reformirten und katholischen Kirche** deutsch herausgegeben. 3 Mk.
- —, **Die persönliche Heilserfahrung des Christen und ihre Bedeutung für den Glauben nach dem Zeugnisse der Apostel.** Ein Beitrag zur neutestamentl. Theologie. 16 Bogen. 3.60 Mk.
- Berendis, Mag. A., Studien über Zacharias-Apokryphen und Zacharias-Legenden.** 2 Mk.
- Bonwetsch, Prof. D. N., Die Geschichte des Montanismus.** 4 Mk.
- —, **Methodius von Olympus.** I. Schriften. 13 Mk.
- Caspari, Prof. D. W., Die evangelische Konfirmation,** vornehmlich in der lutherischen Kirche. 3 Mk.
- —, **Die geschichtliche Grundlage des gegenwärtigen evang. Gemeindelebens** aus den Quellen im Abrisse dargestellt. 2.50 Mk.
- Engelhardt, Prof. D. M., Das Christentum Justins des Märtyrers.** 9 Mk.
- —, **Schenkel und Strauß.** Zwei Zeugen der Wahrheit. Ein Beitrag zum rechten Verständnis und zur Ermittlung des Wertes ihrer neuesten Schriften über das Leben Jesu. 2.80 Mk.
- Gwald, Prof. D. P., Über das Verhältnis der systematischen Theologie zur Schriftwissenschaft.** 75 Pf.
- —, **Über die Glaubwürdigkeit der Evangelien.** 75 Pf.
- —, **Religion und Christentum.** 75 Pf.
- —, **Wer war Jesus?** 60 Pf.
- Frank, Geheimrat Prof. D. Fr. S. N. v., System der christlichen Gewissheit.** 2. Aufl. 2 Bde. 16 Mk., eleg. gebunden 18.50 Mk.
- —, **System der christlichen Wahrheit.** 3. verb. Aufl. 2 Bde. 16 Mk., eleg. geb. 18.50 Mk.
- —, **System der christlichen Sittlichkeit.** 2 Bde. 15 Mk., eleg. geb. 17.50 Mk.
- —, **Bademeccum für angehende Theologen.** 4.60 Mk., eleg. geb. 5.50 Mk.
- —, **Zur Theologie A. Ritschl's.** 3. erweit. Aufl. 2 Mk.

**A. Reichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme),  
Leipzig.**

---

**Frank**, Geheimrat Prof. D. **Fr. S. R. v.**, **Dogmatische Studien.**  
2 Mk.

— —, **Über die Lebensmacht der Gnademittel** im Sinne  
luther. Lehre. Vortrag. 50 Pf.

— —, **Geschichte und Kritik der neueren Theologie**, insbe-  
sondere der systematischen, seit Schleiermacher. 3. revid.  
mit einem Beitrag über die Frank'sche Theologie von Prof. D. R.  
Seeberg vermehrte Aufl. Mit Bildnis des Verfassers. 23 Bogen.  
6.25 Mk., eleg. geb. 7.75 Mk.

**Frey**, Mag. **Johs.**, **Tod, Seelenglaube und Seelenkult** im alten  
Israel. Eine religionsgeschichtl. Untersuchung. 3.75 Mk.

**Graf**, **K. K.**, **Das Verhalten zu Jesus nach den Forderungen  
der „Herrnworte“** der drei ersten Evangelien. 2.50 Mk.

— —, **Das von Jesus geforderte Verhalten zum „Reiche“  
Gottes nach den „Herrnworten“** der drei ersten Evangelien. 1.80 Mk.

**Harnack**, Prof. D. **Th.**, **Katechetik und Erklärung des kleinen Ka-  
techismus Dr. M. Luthers.** 8 Mk.

— —, **Luthers Theologie** mit besonderer Beziehung auf seine  
Veröhnungs- und Erlösungslehre I. Abt. 4 Mk. II. Abt. 8 Mk.

— —, **Der christliche Gemeindegottesdienst** im apostolischen  
und altkatholischen Zeitalter. 7 Mk.

— —, **Die lutherische Kirche Livlands** und die herrnhutische  
Brüdergemeinde. 6 Mk.

— —, **Die freie lutherische Volkskirche.** Der lutherischen Kirche  
Deutschlands zur Prüfung und Verständigung vorgelegt. 2 Mk.

**Saußleiter**, Prof. D. **Johs.**, **Der Glaube Jesu Christi** und der  
christliche Glaube. Ein Beitrag zur Erklärung des Römerbriefes.  
60 Pf.

**Hoerschelmann**, Prof. D. **F.**, **Andreas Knopfen**, der Reformator  
Rigas. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Livlands. 4 Mk.

**Kersten**, Prof. D. **J.**, **Sündenstrafe und Bütigung** mit be-  
sonderer Berücksichtigung der Offenbarungsstufen. 2 Mk.

**Kähler**, Prof. D. **M.**, **Der sogenannte historische Jesus** und  
der geschichtliche, biblische Christus. 2. erw. und erl. Auflage.  
3.25 Mk.

**H. Trichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhm).**  
Leipzig.

---

**Kähler, Prof. D. M., Die Wissenschaft der christlichen Lehre vom evang. Grundartikel aus im Abrisse dargestellt. 2. umgestaltete Aufl. 11 Mk., geb. 12.75 Mk.**

— —, **Dogmatische Zeitfragen.** Alte und neue Ausführungen zur Wissenschaft der christlichen Lehre. 1. Heft. 18 Bog. 5 Mk.

— —, **Zur Lehre von der Versöhnung.** 30 Bog. 8.50 Mk.  
„Der Dogmatischen Zeitfragen 2. Heft“.

**Muehler, Past. J., Nochmals Sätze über unsere lutherische Consecrations-Liturgie im Abendmahls-Akte.** 1.75 Mk.

**Nettingen, Prof. D. Alex. v., Die Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine Sozialethik 3. vollst. umgearb. Auflage. Mit tabellar. Anhang.** 15 Mk.

— —, **Die christliche Sittenlehre.** Deductive Entwicklung der Gesetze christlichen Heilslebens im Organismus der Menschheit. 12 Mk.

— —, **Das göttliche „Noch nicht!“** Ein Beitrag zur Lehre vom Heiligen Geist. 2.40 Mk.

— —, **Christliche Religionslehre** auf reichsgeschichtl. Grundlage. Ein Handbuch f. d. höheren Schulunterricht. 6 Mk.

— —, **Antiultramontana,** kritische Beleuchtung der Unfehlbarkeitsdoktrin. 3 Mk.

— —, **Goethe's Faust.** 1. u. 2. Teil. Text und Erläuterungen in Vorlesungen. 6 Mk., geb. 7.80 Mk.

**Rauch, Dr. Corn., Jeschna ben Joseph.** Eine Erzählung aus der Herodierzeit. 6 Mk., eleg. geb. 7.20 Mk.

**Schrenk, Er. v., Die johanneische Anschauung** vom „Leben“ mit Berücksichtigung ihrer Vorgeschichte. 3 Mk.

**Seeberg, Prof. D. M., Der Tod Christi** in seiner Bedeutung für die Erlösung. Eine bibl.-theolog. Untersuchung. 5.50 Mk.

— —, **Die Anbetung des „Herrn“ bei Paulus.** 80 Pf.

**Seeberg, Prof. D. M., Lehrbuch der Dogmengeschichte.** 1. Hälfte: **Die Dogmengeschichte der alten Kirche.** 5.40 Mk., gebunden 6.60 Mk. 2. Hälfte: **Die Dogmengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit.** 8 Mk., geb. 9.20 Mk.

H. Reichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme),  
Leipzig.

---

**Sceberg, Prof. D. H., Der Begriff der christlichen Kirche I. Studien zur Geschichte des Begriffs der Kirche.** 3 Mk.

— —, **Der Apologet Aristides.** Der Text seiner uns erhaltenen Schriften nebst einleit. Untersuchungen über dieselben. 2 Mk.

— —, **Branchen wir ein neues Dogma?** 60 Pf.

— —, **Die Kirche und die soziale Frage.** 75 Pf.

**Steinmetz, Past. Lic. th. H., Die zweite römische Gefangen-  
schaft des Apostels Paulus.** 16 Bogen. 3.60 Mk.

**Thomastus, Prof. G., Christi Person und Werk.** Darstellung der evang.-luth. Dogmatik vom Mittelpunkte der Christologie aus 3. Aufl. bearbeitet von Lic. Winter. 2 Bde. 18 Mk., elegant geb. 21 Mk.

— —, **Die christliche Dogmengeschichte als Entwicklungs-  
geschichte des kirchlichen Lehrbegriffs dargestellt.** 2. Auflage. Nach des Ver-  
fassers Tod herausgegeben von Prof. D. Bonwetsch und Prof.  
D. Sceberg. 2 Bände in 3 Abt. 22 Mk., eleg. geb. 26 Mk.

**Volck, Prof. D. W., Heilige Schrift und Kritik.** Ein Beitrag zur Lehre von der Heil. Schrift, insbesondere des Alten Testaments. 3.25 Mk.

— —, **Der Segen Mose's.** Deut. Kap. XXXIII. untersucht und ausgelegt. 4 Mk.

**Zahn, Prof. D. Th., Geschichte des neutestamentlichen Kanons.**  
I. Das Neue Testament vor Origenes. 1. und 2. Hälfte à 12 Mk.  
II. Urkunden und Belege zum I. und III. Band. 1. Hälfte 10.50 Mk.  
2. Hälfte 1. Abt. 5.70 Mk. 2. Hälfte. 2. Abt. 10.50 Mk.

— —, **Einleitung in das Neue Testament.** I. Bd. 31½ Bog. gr. 8. 9.50 Mk. II. (Schluß-) Band. 42½ Bog. gr. 8. 13.50 Mk.

— —, **Skizzen aus dem Leben der alten Kirche.** 2. Auflage. 5.25 Mk., eleg. geb. 6.25 Mk.

— —, **Die bleibende Bedeutung des neutest. Kanons für die Kirche.** 4 Bogen. 90 Pf.

— —, **Forschungen zur Geschichte des neutestamentlichen Kanons und der altkirchlichen Literatur.** I. Bd. 9 Mk. II. Bd. 8 Mk. III. Bd. 7 Mk. IV. Bd. 8 Mk. V. Bd. 13.50 Mk.